This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

600035041J

ätter.

Neue
Tagebuchsblätter.

Neue Tagebuchsblätter

des Verfaſſers

von

„Graf Bismarck und ſeine Leute“

Zweite Auflage

Leipzig
Verlag von Fr. Wilh. Grunow
1879

240. f. 122*

Das Recht der Ueberſetzung wird vorbehalten.

Erſter Abſchnitt.

Amerikaniſche Wanderungen und Verwandlungen.

Olmütz hatte mich nach Amerika getrieben — der Niedergang der nationalen Hoffnungen und Beſtrebungen, die in den Jahren 1848 bis 1850 ihr Ziel erreichen zu wollen ſchienen. Nicht minder aber hatte mir den Aufenthalt daheim die Reaction verleidet, welche ſeit dem Frühling von 1849 über die demokratiſchen Freiheitsideale der Deutſchen hereingebrochen war.

Schon auf der Dresdener Kreuzſchule hatte ich einer Burſchenſchaft angehört, die nach der üblichen träumeriſchen Weiſe, heute in Proſa, morgen in Verſen, für jene Ideale ſchwärmte und ſich für ſie zu kämpfen vorbereitete. Ein früherer Leipziger Burſchenſchafter, Dietſch von Annaberg, damals Hülfsarbeiter bei einem Dresdener Sachwalter, ſpäter Mitglied der äußerſten Linken in der Paulskirche, zuletzt Redacteur eines radicalen Blattes in St. Louis, nahm ſich unſerer bei dieſen Beſtrebungen an und vereinigte die Begabteren und Eifrigeren zu einem „Kränzchen“, wo er ſie auf ſeine Art zu bilden und aufzuklären verſuchte. Alte Studenten von der „Kochei“ in Leipzig und vom „Burgkeller“ in Jena, die uns von Zeit zu Zeit beſuchten, thaten in dieſer Richtung ebenfalls das Ihrige. Die Schriften von

Rotteck und Welcker, dann Ruge's „Halliſche Jahrbücher", die Brüder Bauer, Feuerbach, andere Junghegelianer, dazwiſchen Thomas Paine's „Menſchenrechte", zuletzt, die flammenden Phraſen der Herwegh'ſchen Dichtungen förderten weiter. Unfähig, den Gedankenkreis, in den ſie hineinführten, an der Erfahrung zu prüfen, ſchwor man auf die Worte der Meiſter, auch wo man ſie nur halb oder gar nicht verſtand, eignete ſich ihre Redensarten an und „überwand Standpunkte" mit ihnen, was das Selbſtgefühl ſteigerte und die Unklarheit des Gemiſches, das aus allen jenen Einflüſſen entſtanden war, nicht verminderte. Nur radicaler war man geworden oder, wie es in dieſen Tagen hieß, „geſinnungstüchtiger" und, wenigſtens der Form nach, minder ſentimental. Hatte es früher genügt, einen Politiker als pflichttreu zu verehren, wenn er der Regierung unter allen Umſtänden widerſprach und Hinderniſſe in den Weg legte, ſo mußte er jetzt, wenn er Anſpruch auf volle Hochachtung haben ſollte, Republikaner ſein und nebenbei von Princips wegen die Kreuze aus der Erde reißen und zu Schwertern umſchmieden wollen. Hatte man ſich anfänglich an „Freiheit, die ich meine", erbaut, dem „lieblichen Engelsbild", das „ſeinen Reigen nur am Himmelszelt führte", ſo ſang man jetzt, freilich ohne ſich Praktiſches dabei zu denken: „Im Myrthenzweig will ich tragen das Schwert wie Harmodius und Ariſtogiton", und ſah in Danton und Robespierre, freilich ohne deren wahren geſchichtlichen Charakter zu kennen, Heroen, die als Vorbilder dienen konnten.

Auf der Univerſität hatte dieſe Verſtandes- und Gemüthsverfaſſung keine weſentliche Aenderung erfahren. Neben meiner Fachwiſſenſchaft und ſtudentiſchem Sport trieb ich während dieſer Jahre in der innern Verbindung der Leipziger Marcomannia ungefähr wie auf der Schule Politik und — eine Zeit lang unter der Leitung Wuttke's, des demokratiſchen Querkopfs —

Geſchichte, lernte aus Broſchüren und Zeitungen etwas mehr von den Verhältniſſen draußen und von dem, was die Agitation für einen Umſchwung derſelben vorhatte, kennen, freute mich an den Siegen, welche die Liberalen in den kleinen deutſchen Landtagen gelegentlich erfochten, und an den theatraliſchen Demonſtrationen, die außerhalb derſelben von den Führern in Scene geſetzt wurden, und erhoffte inbrünſtig den baldigen Anbruch der Zeit, die uns vergönnen ſollte, Größeres zu ſehen und dabei zu helfen.

Nachdem ich meine Studien beendigt, war ich in Leipzig in Verbindung mit den Leuten geblieben, die vorher bei den Marcomannen als ältere Freunde und Mentoren gewirkt hatten. Allwöchentlich nahm ich an den Berathungen der famoſen Sonnabendsgeſellſchaft in Stolpe's Reſtauration, wo Robert Blum und Ruge den Vorſitz führten und ihre politiſche Weisheit vortrugen, als lernbegieriger Zuhörer theil. Mit Jäkel, der ſich St. Juſt zum Muſter gewählt und ſich durch ſeinen blauen Rock bei der Dresdener Cour einen Namen gemacht, ſchloß ich Freundſchaft. Nach den Märztagen von 1848 genoß ich im „Vaterlandsvereine“ weitere Ausbildung und hatte hier eines Tages die Genugthuung, enthuſiaſtiſch mitzujauchzen, als Georg Günther die bis dahin in dieſem Kreiſe unerhörte Kühnheit beſaß, öffentlich zu bekennen, daß die Republik zu erſtreben ſei, wenn es beſſer werden ſolle. Blum ſtarb für mich als Märtyrer der nationalen Idee. Nur ein Zufall — vielleicht eine Fügung — verhinderte, daß ich mich am Dresdener Maikampf mit den Waffen betheiligte.

Die Reaction hatte mich nicht zu bekehren vermocht. Ich blieb vorläufig ſchwarzrothgoldner Republikaner, begriff aber allmählich, daß die hierzu gehörigen Ideale ſich in Deutſchland bis auf Weiteres nicht verwirklichen ließen, und da ich mich

von ihnen nicht zu trennen vermochte, reifte nach und nach der Entschluß, sie mit Abstreifung des Schwarzrothgold anderswo zu suchen. Diesseits des großen Wassers war es — so wähnte ich — mit der Hoffnung auf deutsche Einheit, die ich mir nur in rein demokratischer Form vorstellen konnte, für meine Lebenszeit aus; jenseits — so träumte ich — blühte wenigstens die Republik und trug gute Früchte, darunter auch goldene.

So reiste ich im Juni [851] von Leipzig über Bremen nach der neuen Welt ab.

Ich dachte drüben mit einem Vetter, der den altenburgischen Gutsverwalter aufgegeben, sich in Ohio bereits nach landesüblicher Art in verschiedenen Stellungen und Gegenden, als Geflügelzüchter und Eierspekulant im Großen, als Gehülfe in einer Gerberei, als Commis eines Eisenwaarenhändlers, versucht, namentlich aber den dortigen Betrieb der Landwirthschaft auf praktischem Wege kennen gelernt hatte, Farmer im Hinterwalde zu werden und — des Vaterlandes zu vergessen.

Beides erwies sich in der Folge als schwerer, als ich gemeint, und ich muß hiervon fast unmittelbar nach meiner Landung in New-York wenigstens in Betreff meiner Anlagen zum Blockhüttenbewohner und Urwaldsbauer eine ziemlich klare Ahnung gehabt haben. Denn als ich eines Morgens im Parlour des Gasthofs beim Zeitungslesen auf eine Einladung zur Bewerbung um eine gut dotirte Pastorenstelle stieß, hing ich gelassen den Farmer an den Nagel und beschloß, wenn das Glück wohlwollte, statt der Weißeichen, Zuckerahorne und Hickorybäume in der Wildniß des Maumee oder Miami lieber geistiges Gestrüpp und Unkraut zu roden und statt irdischer Aecker himmlische zu pflügen und zu bepflanzen — eine Wandlung der Vorsätze, die, wie man sogleich erfahren soll, in Amerika unter Leuten weltlichen Gewerbes durchaus nicht ohne Vorgang war.

Die erwähnte Stelle war die des Paſtors an der Pauluskirche in Cincinnati, und über Cincinnati führte der Weg zu Vetter Theodor, der ſich damals zu Dayton in Südohio aufhielt, wo er den Poſten eines Clerk in einer Leder- und Schuhwerkhandlung und zugleich das Amt des Küſters an der dortigen anglikaniſchen Kirche bekleidete. Die pfarrersbedürftige Gemeinde war ferner eine deutſche. Ich konnte mich ihr endlich mit ziemlich gutem Gewiſſen widmen; denn ich hatte Theologie ſtudirt, ich hatte ſie ſogar „mit heißem Bemühn“ und — Beweis das beſtandene Examen für die Erlaubniß zum Predigen — mit gutem Erfolge ſtudirt. Freilich war der Candidatus pro licentia concionandi ſpäter auch in ein freundſchaftliches Verhältniß zur Philoſophie getreten, was manchem Gemüthe als keine Empfehlung erſcheinen konnte. Indeß durfte ich vermuthen, es werde bei dem Kirchenrathe, dem ich mich vorzuſtellen hatte, inſofern eine ſein, als ich, wenn es an das Ausſpielen meiner Karten ging, nach den theologiſchen Zeugniſſen auch mit einem ſtattlichen lateiniſchen Doctor- und Magiſterdiplom aufwarten konnte.

Wie geſcheidt ich mir damals erſchien! Und wie „grün“ ich mir jetzt vorkomme, wenn ich mein vergilbtes Tagebuch nach dieſen Dingen durchblättere!

Um auf das Folgende ganz vorbereitet zu ſein, muß man noch wiſſen, daß in jener Zeit, abgeſehen von den Methodiſten und Baptiſten, nur die orthodoxen lutheriſchen Gemeinden unter den amerikaniſchen Deutſchen eine Organiſation beſaßen, welche ſie unter einer Oberbehörde mit einander verband und ſie und ihre Prediger den unſrigen einigermaßen ähnlich erſcheinen ließ. Die übrigen — bei Weitem die Mehrzahl — waren nichts anderes als ſich ſelbſt regierende Klubs oder Kaſinos, die ſich ihren Paſtor wählten, wie ein profanes Kaſino, eine zu welt-

lichem Vergnügen bestimmte Resource sich den Kastellan wählt. Man baute, kaufte oder miethete sich eine Kirche, möblirte sie nach Kräften mehr oder minder elegant und besorgte sich einen Prediger, der nicht ordinirt zu sein, nicht einmal studirt zu haben brauchte, der in der Regel nach Verlauf eines Jahres entlassen werden konnte, und der vor Allem die Aufgabe hatte, die Kirche möglichst voll zu predigen; denn nur durch Vermiethen vieler Stühle wurden die Kosten gedeckt und wurde vielleicht noch ein profitables Geschäft gemacht.

Von welchen tausenderlei kleinen Ränken ein solcher abhängiger Seelenhirt umschlichen war, welche Rücksichten auf Geschmack und Laune seiner demokratischen Heerde er zu nehmen hatte, und was für eine Sorte von Amtsbrüdern er bei einer so gestalteten Lage der Dinge in nicht seltnen Fällen neben sich sah, kann der deutsche Leser sich schwerlich auch nur annähernd vorstellen.

Auch ich hatte von diesen Verhältnissen anfangs keine Ahnung. Ich war eben ein „Grüner". Erst nach und nach, gleichsam tropfenweise, erfuhr ich, wie die Sache in Wahrheit stand. Aber als ich einmal A gesagt, mußte ich wohl oder übel B sagen, trotzdem, daß ein Tropfen immer bitterer war und mir immer mehr Scham und Verdruß zu Gesichte steigen ließ als der vorige. Wie ich dann nicht weiter konnte im Alphabete, ließ ich das Weiterbuchstabiren als zwecklos schnell entschlossen sein, schüttelte den Staub von meinen Füßen und zog wieder von dannen. Ich war jetzt nicht mehr „grün", im Gegentheil, ich war recht roth geworden — über die Thorheit nämlich, ein paar Wochen gewähnt zu haben, ich passe in diese Zustände oder könne mich in sie hineinleben.

Und nun wollen wir unsere Geschichte selbst vornehmen,

indem wir die auf ſie bezüglichen Stücke aus meinem Tagebuche löſen und mit einander verbinden.

12. September. Durch Weinhändler Pfiermann, einen Bruder von der „königlichen Kunſt“, mit dem ich geſtern im Barroom Bekanntſchaft machte, und der mir raſch gut geworden zu ſein ſcheint wie ich ihm, wurde ich heute Morgen bei Paſtor Kröll, dem Prediger an der Johanneskirche auf der ſechſten Straße, eingeführt. Ehrwürden, ein großer ſchwerer Mann mit einem gutmüthigen Geſichte, ſaß eben, der Hitze wegen nur mit Hemd und Hoſen bekleidet, in der Unterſtube ſeines Häuschens, die als Empfangsſalon und zugleich als Schulzimmer für die Konfirmanden der Gemeinde diente, im Geſpräche mit einem Herrn Hertſch, der gleich mir erſt vor Kurzem aus Deutſchland angekommen iſt. Als Confrater in spe vorgeſtellt, wurde ich freundlich aufgenommen, und der Paſtor ſagte auch mir recht wohl zu, obſchon er eine etwas phlegmatiſche und hausbackene Natur zu ſein ſcheint und nach einigen ſeiner Aeußerungen zu den Auguren gehören könnte, die ſich anlächeln, wenn ſie bei Amtsgängen einander begegnen. Wenn ich ihn recht verſtehe, iſt ſein Evangelium der alte Röhr. Weniger behagte mir Hertſch, der „Rechtsgelehrter“ — Advocat oder Richter blieb unbeſtimmt — in Magdeburg geweſen ſein und ſich zu der Uhlig'ſchen Partei gehalten haben will, und der ſich jetzt, obwohl er an Krücken geht und Krüppel nach den alten Satzungen der Kirche nicht Prieſter ſein ſollen, um die Pfarre in Madiſon zu bewerben gedenkt, deren bisheriger Inhaber der Gemeinde „zwiſchen zwei Tagen“ abhanden gekommen iſt.

Verdunkelte das ſchon meinen Himmel ein wenig, ſo wurde

es noch düsterer, als nach einer Weile ein junger Mann hereinkam, der früher auf Hecker's Farm in der großen Looking-Glaß-Prairie beschäftigt gewesen, und der uns mit betrübter Miene erzählte, daß der geistliche Herr, den Hertsch mit seiner corpulenten Person zu ersetzen vorhatte — er hieß, wenn ich recht hörte, Klingler — und der die vorige Nacht mit ihm auf einem Zimmer geschlafen, ihm mit einer Brieftasche, die 63 Dollars enthalten habe, davon gegangen sei.

„Das sieht ja bös aus", dachte ich. Aber der Pastor schien es nicht so tragisch zu nehmen. Wußte er doch sofort von ähnlichen Geistern zu berichten. Da war einer, der in Brooksville als notorischer Trunkenbold und Landläufer gespukt, da war ein anderer deutscher Reverend, der eine fremde Uhr für die seinige angesehen und in der Zerstreutheit verkauft, da war ein dritter Unhold von der Zunft der fahrenden Theologen, der — „wohl auch aus Versehen", meinte der Pastor mild oder ironisch — gar als Liebhaber seines eignen Geschlechts Unfug verübt und, nachdem er dieserhalb von mehreren Stellen verjagt worden, jetzt doch in Kentucky wieder eine gefunden hatte. Und so mit Grazie weiter.

Ich kann nicht mit Sicherheit behaupten, daß mich Dieß in besonders hohem Grade in meinem Vorhaben ermuthigt und befestigt hätte; ja ich glaube fast, das Gegentheil war der Fall. Wenigstens sagte ich etwas der Art meinem guten Pastor, als ich diesen Abend, von ihm eingeladen, im Pfau ein Glas Rheinwein — vielleicht waren's auch zwei — auf das Gelingen meiner Bewerbung bei Sanct Paul und auf fleißige Mitarbeiterschaft an der von Kröll herausgegebenen kirchlichen Zeitschrift*)

*) Sie nannte sich „Protestantische Zeitblätter. Eine Wochenschrift zur Belehrung und Erbauung denkgläubiger Christen", und hatte zum Motto Joh. 8, 32: „Ihr werdet die Wahrheit erkennen, und die Wahrheit wird euch frei machen"

mit ihm trinken mußte, was wir beiläufig hinter einer ſpaniſchen Wand vollbrachten, die der rückſichtsvolle und vorſorgliche Wirth zwiſchen uns Kleriker und die profanen Gäſte geſchoben hatte. Ehrwürden tröſtete mich indeß: das wäre doch am Ende nicht ſo gefährlich — was ich heut Morgen gehört, wäre Ausnahme, die ſich aus den noch wenig geordneten Zuſtänden im Weſten erklären ließe — ich würde in den hieſigen Geiſtlichen ganz angenehme Leute finden u. dergl. Genug, ich ließ mich tröſten, zumal mir der Präſident meines Kirchenrathes, dem ich zwiſchen dem Beſuch im Paſtorat der Johanneskirche und dem im Pfau meine Aufwartung gemacht, nicht übel gefallen hatte.

Der Name dieſes Kirchenrathspräſidenten war Riemeyer, ſein Geſchäft, abgeſehen von den Angelegenheiten, die ihm jene Würde in die Hände legte, das eines Tiſchlers in Clawſons Bedſtead Factory. Ich traf ihn gerade bei der Arbeit über dem Kopfende einer Bettſtelle und vor einem Haufen von Hobelſpähnen, der ihm bis über die Knie ging. Der Sprache nach iſt er ein Plattdeutſcher. Er war gegen den Kandidaten cordialer, als Präſidenten deutſcher Kirchenräthe gewöhnlich ſein ſollen, rieth mir, ein ſchriftliches Geſuch mit Angabe meiner perſönlichen Verhältniſſe aufzuſetzen, und verſprach, es am Abend ſelbſt bei mir abzuholen, was unſere Kirchenraths-präſidenten wohl auch nicht immer für ihre Schuldigkeit halten werden.

Ich entwarf, froh über ſo guten Anfang, die Eingabe, und um fünf Uhr ſtellte ſich der Präſident ein, um ſie mitzunehmen und mich zugleich auf die Walnutſtreet zu führen, wo die Pauluskirche liegt. Er ließ ſie aufſchließen und zeigte mir das Innere. Sie iſt äußerlich ein einfaches, ziemlich unſcheinbares und ſchmuckloſes Gebäude, das im Erdgeſchoß die Schule der Gemeinde und eine Apotheke hat, im Innern aber

recht nett eingerichtet. Die Sitzbänke sind von polirtem schwarzem Walnußholz, die Gänge zwischen ihnen mit Teppichen belegt. Schiff und Emporkirchen mögen achthundert Personen fassen. Die Kanzel, an der Wand dem Haupteingang gegenüber angebracht, ist eine Estrade mit Pult, aber ohne Schalldeckel, zu der rechts und links Stufen hinaufführen. Das Ganze macht, gleich den meisten protestantischen Kirchen des Westens, die ich bis jetzt gesehen, einen nüchternen, aber freundlichen und behaglichen, ich möchte sagen, warmen Eindruck.

Während der Präsident mich herumführte, theilte er mir in der Kürze die neueste Geschichte der Gemeinde und die Gründe mit, welche zur Entlassung des seitherigen Pfarrers bewogen hatten. Derselbe heißt Göbel und ist aus der Stadt Hamilton hierher berufen worden. Er hat die Stelle vier Jahre innegehabt und anfänglich recht wohl gefallen. Aber schon bei der Entwerfung der Konstitution ist seine Herrschsucht hervorgetreten und von den demokratisch gewöhnten Leuten übel vermerkt worden, und bei späteren Gelegenheiten hat er eine ungebührliche Neigung zu Geldgeschäften verrathen.

„Er wollte Papst spielen", sagte Riemeyer, „und er hat sich seinen Gehalt vorauszahlen lassen, um damit zu zwanzig Prozent zu wuchern. Bei Taufen und Trauungen konnte er gewöhnlich nicht genug bekommen, obschon er's nach der Konstitution eigentlich umsonst thun mußte. Dann hat er Leuten gerathen, das der Kirche geliehene Geld zu kündigen, weil es (die Gemeinde soll zwanzigtausend Dollars Schulden haben) nicht sicher stünde. Auch studirte er in der letzten Zeit nicht mehr gehörig auf seine Predigten, und so war's gewöhnlich liederliches Zeug, nicht gehauen und nicht gestochen. Das wurde so schlimm, daß verschiedene von uns wegblieben oder ganz austraten, geschweige

denn, daß ſich neue Mitglieder gemeldet hätten, die wir recht gut gebrauchen könnten".

Aus alledem ſcheint hervorzugehen, daß die Angel, um die ſich die Angelegenheit dreht, der Geldpunkt iſt. Stünde es damit nach Wunſche, ſo nähme man es vielleicht mit dem Papſte nicht ſo genau.

13. September. Früh bei Rothert, dem Schatzmeiſter der Paulusgemeinde, Beſuch gemacht, der ebenfalls Mitglied des Kirchenrathes und nach geſtrigen Aeußerungen Krölls und Riemeyers beſonders einflußreich iſt. Er hat früher das Schloſſerhandwerk betrieben, iſt aber gegenwärtig Inhaber eines Eiſenwaarengeſchäfts auf der Weſtern Row und offenbar in guten Verhältniſſen. Langgewachſen, engbrüſtig, nach Miene und Rede ein lebhafter und entſchiedener Charakter, erinnert er durch ſeinen Dialekt wie ſein Kollege Riemeyer daran, daß er aus plattdeutſch redenden Gegenden eingewandert iſt. Ich gab ihm in kurzen Umriſſen Aufſchluß über meine Vergangenheit und überreichte meine Zeugniſſe. Meine einfache Art und Weiſe ſchien ſeinen Beifall zu haben; denn er holte ſeine Familie herbei, um ſie mir vorzuſtellen, desgleichen einen Nachbar Koch, der ebenfalls der Gemeinde angehört. Ueber einer Flaſche Portwein, die wir in ſeiner guten Stube tranken, erfuhr ich die geſtern vernommenen Klagen über den Paſtor in breiterer Auseinanderſetzung und noch ein ziemliches Bündel neue dazu. Doch ſcheint Göbel auch eine nicht ganz kleine Partei zu haben, die vorzüglich aus Brüdern vom Oddfellow-Orden beſteht, welcher hier den Freimaurern Konkurrenz macht, und welchem der Pfarrer, wenn ich recht verſtanden habe, vor Kurzem beigetreten iſt. Man iſt infolge dieſer verſchiedenen Anſichten in den letzten Tagen bei Berathungen hart aneinander gerathen, und der

Paſtor hat ſich dabei — wenn Rothert nicht übertreibt — nicht gerade als Gentleman betragen.

Im Laufe des Geſprächs mußte die günſtige Meinung, die mein Auftreten bei dem Berichterſtatter über dieſe Dinge erweckt hatte, gewachſen ſein; denn er äußerte ſchließlich den Wunſch, ich möge, da Göbel nicht wieder auf die Kanzel ſolle, gleich morgenden Tags die Predigt übernehmen, was ich jedoch mit Hinweis auf meine noch nicht überwundene Ermüdung von der langen Eiſenbahnreiſe von New-York bis Cincinnati, auf die Unmöglichkeit, in ſo kurzer Friſt mich zu einem gediegnen Debüt zu rüſten, und auf die Nothwendigkeit, mich erſt mehr zu orientiren, ablehnte.

14. September. Heute Morgen mit Vetter Theodor (der inzwiſchen auf Urlaub von Dayton eingetroffen war) in die Pauluskirche, um Göbel predigen zu hören. Man bot mir einen Sitz im Kirchenrathsſtuhl unmittelbar vor der Kanzel an, ich zog aber einen beſcheidneren Platz nicht weit von der Thür vor. Ein Viertel vor zehn Uhr wurde geläutet, die Kirche füllte ſich nach und nach, die Orgel ging, und der Geiſtliche erſchien — ein vollwangiges, rothes Alltagsgeſicht auf etwa vierzigjährigen Schultern. Er trug einen ſchwarzen Frack; denn der Chorrock unſrer Seelenhirten iſt hier wie in den meiſten evangeliſchen Kirchen des Weſtens nicht erforderlich und daher ſelten. Nachdem man geſungen, las der Paſtor ein Gebet aus Witſchel vor, und dann gab es eine Predigt, die, wie ich meinem verſchwiegenen Tagebuche wohl anvertrauen darf, in der That ſchwächer und confuſer als billig war. An den Schluß derſelben knüpfte der Redner einen erregten Proteſt gegen die freilich nicht von ungewöhnlichem Zartgefühl eingegebene Zumuthung des Kirchenrathes, nach welcher er deſſen Beſchluß, daß nächſten Sonntag Probepredigt ſein ſollte, von der Kanzel

zu verleſen hatte, und nun entſtand Skandal. Rothert erhob ſich und erklärte, das müſſe er thun; wo nicht, ſo ſtiege er ſofort ſelbſt auf die Kanzel und beſorgte die Ankündigung. Darauf erneute Weigerung des Paſtors, Einwürfe und Drohungen von Seiten des geſammten Kirchenrathes, ärgerlicher Zank, wüſtes Durcheinanderſchreien, Aufſtampfen mit den Füßen, zuletzt wie zum Dreinſchlagen erhobene Hände — ein Auftritt, dem der zornübermannte Rothert die Krone aufſetzt, indem er dem ehrwürdigen Herrn mit lauter Stimme einen Lügner ins Geſicht wirft.

Die Frauen ſchüttelten die Köpfe. Von einem Theile der Männer erwartete ich jeden Augenblick, daß ſie die Röcke ausziehen und einander in die Haare fahren würden, und da ich der Anſicht bin, daß derartige Kraftübungen beſſer in Schenken oder auf Tanzböden als vor Kanzel und Altar vorgenommen werden, ſo zupfte ich Vetter Theodor am Rockſchoße, gab ihm einen Wink mit den Augen und machte mich mit ihm in der Stille von dannen.

Der Nachmittag bot ein freundlicheres Bild. Die verſchiedenen deutſchen Wohlthätigkeitsvereine Cincinnatis zogen in großer Prozeſſion nach dem Mount Auburn zur Einweihung des dort von ihnen erbauten ſtattlichen Waiſenhauſes, neben das ſpäter ein Wittwenhaus zu ſtehen kommen ſoll. Vorreiter mit Schärpen führten den Zug, die Mitglieder der Vereine, ebenfalls beſchärpt, und die Schulkinder im beſten Putze folgten, letztere von Paſtoren und Lehrern begleitet. Fahnen wehten, Muſikchöre blieſen und trommelten. Eine dicke gelbgraue Staubwolke wirbelte über dem Ganzen.

Oben auf der Hochfläche angelangt, machte ich binnen zehn Minuten die Bekanntſchaft von etwa zwei Dutzend andern Mitgliedern der Paulusgemeinde, mußte allen die Hände ſchütteln,

wurde gefragt, wie mir's geht, und hörte die Klagen über den böſen Paſtor, mit vielen „well“ und „why“ und „anyhow“ gewürzt, zum zehnten und zwanzigſten Male. Dann waren wir Zeugen, wie die geiſtlichen Herren von der auf dem Dache eines niedrigen Hauſes oder Schuppens improviſirten Rednerbühne zur Feier des Tages ihr Licht leuchten ließen: der fette orthodoxe Graſſow, früher ſeines Zeichens ein Schneider, der würdige Suhr, der ſeine gewohnten zehn Abendſchoppen heute ſchon zu Mittag zu ſich genommen zu haben ſcheint, der redliche Hoffümmer, der ein Geberdenſpiel wie eine Windmühle entwickelt. Müde dieſer geiſtlichen Couliſſenreißerei (man gewöhnt ſich in Amerika raſch an ſtarke Ausdrücke — wenn ich das Tagebuch jetzt ſchriebe, würde ich vorziehen, zu ſagen: dieſer Erregtheit ohne Inhalt), dieſes ſalbungsvollen Schmachtens und Polterns, das nie bei der Stange blieb, ſondern bald von der Schönheit der Wohlthätigkeit faſelte, bald ohne Noth dem Atheismus einen Keulenſchlag beibrachte, bald ein paar Schaalheiten über Tod und Unſterblichkeit herauslangte, zog ich mich nach einer Weile zurück und ſetzte mich ein Stück von den Rednern in den Waldesſchatten, wodurch ich um den Vortrag Freund Kröll's kam, der beſſer geweſen ſein ſoll.

Ein ſchöner Zug, der mit Manchem verſöhnte, war der, daß bei der Tellerſammlung, die ſchließlich von den Paſtoren für das Waiſenhaus vorgenommen wurde, faſt vierhundert Dollars eingingen. Gewöhnliche Handwerksleute ſah ich Fünf-, ja Zehndollar-Noten auflegen. Bei uns hätten ſie ſich für generös gehalten, wenn ſie fünf oder zehn Silbergroſchen geopfert hätten.

Auf dem Rückwege erfuhr ich von Rothert Einiges über die Entſtehung der hieſigen deutſchen proteſtantiſchen Gemeinden. Die, deren Prediger jetzt Kröll iſt, war die älteſte. Zuerſt waren

es meiſt Hochdeutſche, die zu ihr zuſammentraten, und denen ein Kaufmann in einem Privathauſe zuweilen eine Predigt hielt. Dann mehrte ſich die Zahl der Plattdeutſchen, die nun Anſpruch auf die Herrſchaft erhoben, während die Hochdeutſchen der Mehrzahl ihr Recht als Väter der Gemeinde gegenüberſtellten. Die Folge waren lebhafte Streitigkeiten, die bei einer Verſammlung in der mittlerweile von ihnen erworbenen Johanneskirche in Schlägerei ausarteten. Die Plattdeutſchen wurden endlich durch allerhand Intriguen der wohlhabenderen Gegenpartei — man kaufte ſich unter Anderm, wie mein Gewährsmann behauptete, um die Oppoſition zu ſtärken, förmlich Mitglieder zu ein paar Thalern per Kopf — dahin gebracht, daß ſie ſich für etliche tauſend Dollars zum Austritt beſtimmen ließen. Sie bildeten darauf eine neue Gemeinde und bauten die Walnutkirche, an der Suhr jetzt als Geiſtlicher fungirt. Hier ſtarben ihnen bald nach einander zwei Prediger, und bei der Wahl eines dritten kam es wieder zu Zerwürfniß und Spaltung, und ein Theil der Mitglieder ſchied aus, um ſich kurz nachher die presbyterianiſche Kirche zu kaufen und ſich dort mit ihrem Kandidaten als Seelſorger einzurichten. Sie ſind die jetzige Paulusgemeinde. Dieſelbe hatte — gewiß zum guten Theil deshalb, weil es in ihr viel harte Köpfe gab — gleichfalls wenig Glück und Frieden und reichlich Noth und Verdruß mit ihren Pfarrern. Einer kündigte ihr zweimal ohne Weiteres den Handel, ein anderer wurde orthodox und am Ende gar katholiſch. Der letzte, Göbel, war eine Zeit lang „ganz erträglich geweſen", jetzt machte auch er der Gemeinde ſchwere Sorge.

Abends ging ich zu Paſtor Suhr. Er hatte mich eingeladen, war aber nicht zu Hauſe. „Die Schenke wird ihn nicht weggelaſſen haben", meinte eine böſe Zunge im Gaſthofe. „Jeden

Wochentag einen Rausch, des Sonntags zwei. Er hat eine hitzige Leber. Sonst ist nicht gar viel gegen ihn einzuwenden".

15. September. Nachmittags in Kröll's Kirche, wo es köstlich kühl und still war, einen Aufsatz für dessen theologisches Wochenblatt geschrieben, Abends mit ihm zu Biere gegangen in eine Wirthschaft, die ein „General" Mohr hält, und wo Pastor Grassow Stammgast ist.

16. September. Früh, wieder in der Johanneskirche, an meiner Predigt gearbeitet, in der ich den Text: „Jesus Christus gestern und heute und derselbe auch in Ewigkeit" behandele. Mittags beehrte mich Besuch von der Partei Göbels, für die ein gewisser Rohrkaß das Wort führte. Man kam vermuthlich, um mich auszuhorchen. Ich befriedigte ihre Wißbegierde in Betreff meiner Personalien, da ich nichts zu verhehlen hatte, ließ mich aber in Betreff des Streits in der Gemeinde nicht aus.

Nachmittags mit Kröll, dessen treuherziges Wesen mir immer mehr gefällt, Katawba-Wein getrunken, von dem auf den Bergen hinter der Stadt viel gebaut wird, und der nicht übel, aber mit Sprit versetzt ist und daher leicht zu Kopfe steigt.

Vom 17. bis 19. September vollendete ich meine Predigt und memorirte sie.

20. September. Besuch bei Rothert, der von Göbel beim Squire verklagt und von wegen des „Lügners" um zehn Dollars gestraft worden ist. Ich erhalte meine Zeugnisse zurück, von denen das Doctordiplom zwar Kopfzerbrechen gekostet, aber — vielleicht gerade deshalb — seine Wirkung als Daus in meiner Karte gethan zu haben scheint. „Nach dem, was wir jetzt wissen", sagte Rothert, „werden Sie unser Pastor. Und wenn darüber die Sonne im Westen aufginge, Sie müßten es werden". Meine Probepredigt soll morgen stattfinden; doch

erkläre ich mich nur unter der Voraussetzung dazu bereit, daß die Gegenpartei sich ruhig verhält.

Abends hörte ich von Rohrkaß, daß sie Dieß nicht zu thun gedenkt. Göbel will trotz alledem auf die Kanzel, da sein Advocat ihm dazu mit dem Hinweis gerathen hat, daß Zurückhaltung ihm den Anspruch auf vollen Gehalt bis zu Ende des Jahres verlieren lassen würde. Meine Antwort war, ich werde mich nach dem Willen des Kirchenrathes pünktlich einfinden, um zu predigen; träfe ich jedoch die Kanzel schon besetzt, oder würde sie mir vor Beginn der Predigt streitig gemacht so würde ich mich, um nicht Ursache zu Unschicklichkeiten zu geben, ohne Zögern zurückziehen. Dieß gefiel, und fast sah es aus, als ob ich damit einen Stein im Brete auch dieser Partei gewonnen hätte.

21. September. Am Morgen in ziemlicher Frühe schon stellte sich Rothert im Gasthofe ein, um mich zur Kirche abzuholen. Er hatte es offenbar sehr eilig. Ich war indeß noch im Ankleiden begriffen und bat ihn, voraus zu gehen. Bald nachher folgte ich ihm.

Vor der Kirche traf ich bereits eine Menge Menschen an, die augenscheinlich begierig waren, den neuen Prediger zu sehen, welcher frisch aus Deutschland gekommen war — begierig möglicherweise auch auf den Skandal, den der alte machen würde. Nicht ganz überflüssig möchte sein, zu bemerken, daß dieser neue Prediger keinen Talar und auch keinen schwarzen Frack, sondern einen braunen Rock mit schwarzer Sammetweste und blauen Beinkleidern trug, und daß, wie Kröll auf Befragen, lächelnd über so „grüne Vorstellungen" vorausgesagt, wirklich niemand daran irgendwie Anstoß nahm.

Die Glocke läutete, und drinnen präludirte die Orgel. In Begleitung zweier Kirchenräthe, die mich auf den Stufen vor

dem Eingange empfingen und sich dann — verdächtig genug — statt auf ihre gewöhnlichen Plätze, wie zwei Riesen, die das Zauberschloß bewachen, vor den Altar setzten, bestieg ich die Kanzel und schlug die Gebet- und Gesangbücher auf. Der Organist begann das erste Lied, während Schiff und Emporkirche sich rasch Kopf an Kopf füllten

Der letzte Vers war ziemlich zu Ende, und eben wollte ich mich zum Morgengebet erheben, als zu meiner nicht geringen Ueberraschung in der offenen Hauptthür mir gegenüber das Gesicht des Pastors erschien, dem einen Augenblick darauf Leib und Beine die Stufen herauf nachfolgten. Ich begriff jetzt die Eile Rotherts. Göbel war zu rechter Zeit und doch zu spät gekommen. Der Kirchenrath hatte den Gottesdienst um zehn Minuten früher, als sonst üblich, anfangen lassen.

Indeß Ehrwürden hatte eine eiserne Stirn. Gravitätisch schritt er den Mittelgang entlang auf die Kanzel zu, mit der nur zu deutlichen Absicht, den Fremden droben, koste es, was es wolle, von der Stelle zu verdrängen, die er selbst heute einnehmen mußte, wenn er nicht pecuniäre Verkürzung erleiden wollte. Da — er mochte noch drei Schritte von dem Geländer entfernt sein, das Altar und Kanzel von dem Schiffe abschloß — erhoben sich die beiden Riesen nach ihrer vollen Länge und vertraten ihm den Weg. Ein Parlamentiren, erst halblaut, dann vernehmlicher, zorniger, erfolgte. Ein lebhaftes Mienen- und Geberdenspiel ergänzte, was ich von den unten gewechselten Worten nicht verstand. Wenig fehlte, so brach der helle Zank wieder los, und von dem war es, wie ich jetzt wußte, nicht weit zum Handgemenge. Wie, wenn Rothert, der für die Riesen sprach und heftig dazu gesticulirte, sich in seinem Eifer und Aerger mit der erhobnen Hand ins Gesicht des Herrn Pfarrers verirrt hätte? Wie, wenn die andern Kirchenräthe diesen zuletzt

als ſtarrköpfigen Störenfried beim Kragen gefaßt hätten, um ihn an die Luft zu ſetzen? Und wie, wenn die Göbelſche Partei mit Gewalt dagegen eingeſchritten wäre? Tableau!

So war denn meinerſeits ein Entſchluß zu faſſen und zwar ohne Zeitverluſt, wenn der Gottesfrieden hier nicht abermals und möglicherweiſe ärger als am letzten Sonntage gebrochen werden ſollte — ein Fall, den ohne Zweifel mehr als Einer auch mir zugerechnet hätte.

Ich griff daher — Aller Augen ſchienen auf mich zu warten — raſch fertig nach meinem Hute, ging hinunter von der Kanzel und ſchritt — die ganze Gemeinde ſtand, ſoweit ſie ſich nicht ſchon erhoben, rauſchend auf, Einige traten auf die Bänke, über die Brüſtung der Emporkirche hingen lauſchende Köpfe — auf den Paſtor zu, der wie ein Puter kollerte.

„Herr Pfarrer", ſagte ich ihm beſcheiden (desgleichen wohl auch ein wenig befangen, wie ich heute einſchalte), „wenn Sie gekommen ſind, um die Kanzel in Anſpruch zu nehmen, ich für meinen Theil räume ſie Ihnen ein, und zwar, um Störung im Gotteshauſe zu vermeiden".

Er antwortete nur mit einem Kopfnicken. Rothert und die Rieſen wollten mich zurückhalten; ich aber erklärte entſchieden, unter dieſen Umſtänden nicht dableiben zu können, und entfernte mich, um zunächſt nach meinem Gaſthofe zu gehen und von da ſogleich einen weiten Spaziergang nach den Weinbergen über der Stadt zu machen.

Als ich zurückkam, warteten einige Glieder der Gemeinde auf mich. Man ertheilte mir Lobſprüche über mein Verhalten in der Kirche und erzählte mir den weiteren Verlauf der Sache am Vormittag, der einfach damit geendigt hatte, daß Sr. Ehrwürden nach meinem Weggange trotz ziemlich energiſchen Widerſpruchs ſeiner Anhänger vom Kirchenrathe unter heftigem

Trommeln und Stampfen der zu letzterem haltenden Mehrheit der Anwesenden nach der Thür hin complimentirt und diese darauf und nach allmählicher Entfernung der Versammlung geschlossen worden war.

Nachmittags sprach ich bei Rothert vor, wo ich den größeren Theil des Kirchenrathes und einige andere einflußreiche Mitglieder der Gemeinde versammelt fand. Die Gesellschaft billigte mein Benehmen dem Auftreten Göbels gegenüber ebenfalls. Nur der grimme Rothert selbst war damit nicht recht einverstanden.

„Sie mußten oben bleiben", sagte er. „Hinauf gekommen wäre er nimmermehr. Hätte er nur die Fußspitze auf die Kanzeltreppe gesetzt, auf der Stelle hätte ich ihn zu Boden geschlagen". Er sah darnach aus.

Alle sprachen ihren festen Entschluß aus, Göbel nie wieder die Kirche betreten zu lassen, und man redete mir dringend zu, mich sogleich zu vorläufiger Vollziehung aller geistlichen Geschäfte mit Einschluß der Taufen, Trauungen und Beerdigungen zu verpflichten, was ich indeß, da noch andere Kandidaten vorhanden waren, und ein Eingehen auf den Wunsch des Kirchenrathes mir als Vordringlichkeit und Wahlbeeinflussung ausgelegt werden konnte, mit dem Hinzufügen ablehnte, sobald als möglich nach Dayton reisen und dort bleiben zu wollen, bis die Reihe der Probepredigten am Schlusse angelangt sei, wo man mir die letzte gestatten möge. Nur ungern schien man nachzugeben, und namentlich Rothert willigte erst ein, als ich mich anheischig machte, falls der Kandidat, der nächsten Sonntag predigen soll, nicht einträfe, — er befindet sich derzeit in Philadelphia — auf telegraphische Benachrichtigung nach der City zu kommen und statt seiner zu predigen, zu welchem Zwecke ich die Adresse Theodors in Dayton zurückließ.

Unter allgemeinem Händeſchütteln trennte ich mich von den wackern Leuten — wie ich dachte, für ſechs bis acht Wochen. Man war mir offenbar gewogen. Ich hatte es verſchmäht, nach der hier gebräuchlichen Methode, durch Herumgehen bei den einzelnen Gemeindegliedern und ähnliche Mittel mich zu empfehlen und mir für den Wahltag Stimmen zu werben. Ich hatte ſogar der Einladung des Kirchenrathes, zu bleiben und proviſoriſcher Paſtor der Pauluskirche zu werden, der allmählich zum definitiven geworden wäre und meine Wahl zur bloßen Formalität gemacht hätte, eine Ablehnung entgegengeſetzt. Das mochte nicht recht zu dem landesüblichen demokratiſchen Selbſtgefühl meiner Freunde auf der Weſtern Row ſtimmen und ein wenig zu ſtolz und unabhängig ausſehen. Aber es hieß ſich rar machen, es war augenſcheinlich nicht ſelbſtſüchtig, es nahm ſich vornehm aus, und jene Freunde waren der vornehmere Theil der Gemeinde. Dem Tagebuche darf ich's geſtehen, daß mein Verhalten noch mehr als durch dieſe mir überdieß natürlichen Betrachtungen dadurch bedingt wurde, daß ich täglich mehr bereue, mich auf den ganzen Handel eingelaſſen zu haben, und daß ich nur den Weg noch nicht ſehe, auf dem ich mich anſtändig herausfinden könnte. Es wird doch kaum gehen mit dem Pfarrerwerden. Ich habe auf zu viel zu verzichten und wohl zu viel mit in den Kauf zu nehmen. Bleibe ich, ſo wachſe ich unzweifelhaft feſt. Gehe ich auf einige Wochen weg, ſo kann ſich, um mit Micawber zu reden, im Verlaufe derſelben „etwas begeben", was mich der Verpflichtung enthebt, den braven, aber immerhin nicht unbedenklichen Leuten auf der Walnutſtreet weiter zu Willen zu ſein. Auf alle Fälle iſt durch die Abreiſe Zeit zu reiflicher Ueberlegung und Prüfung der unter ihnen bisher geſammelten Erfahrungen gewonnen.

22. September. Am Vormittag war ich bei Kröll, um ihm auf seinen Wunsch meine Predigt und noch einen Artikel für sein Blatt zu geben und dann Abschied zu nehmen. Er erwartete mich in Hemdärmeln — denn es ist noch immer sehr heiß — an der Ecke seiner Kirche. Im Laufe des Gesprächs erzählte er mir seine Geschichte. Aus dem Hessischen gebürtig, war er in Gießen ein flotter Student gewesen, der „Gefallen an der Stärke des Rosses gehabt" und fleißig auf Fechtböden und Mensuren verkehrt hatte. Wie ich von der Politik, so war er schließlich von der Liebe nach Amerika verschlagen worden. Nachdem er als Kandidat geheirathet und sich dadurch die Aussicht auf eine Pfarre verscherzt, war er nach Missouri gegangen, wo er sich unmittelbar vom Dampfboot aus in einer Wildniß am Mississippi als Squatter niedergelassen hatte.

„Ich brachte nicht mehr als zwanzig Dollars mit", erzählte er, „aber eine unerschrockene und geduldige Frau, einige Kenntniß der Landwirthschaft, ein Paar rüstige Arme und einen breiten Rücken. Wir bauten uns mit Hülfe gefälliger Nachbarn, denen ich später manchmal dafür predigte, auf geclaimtem Lande eine tüchtige Blockhütte. Ich schlug ein Stück Wald nieder, fenzte es ein, säete und erntete im nächsten Herbst und war in meiner Art ein gemachter Mann. Sechs Jahre haben wir da gelebt und glücklich gelebt. Meine Frau kriegte freilich das Fieber, und die Kinderchen, die mit der Zeit kamen, litten auch mitunter daran. Aber sie wurden wieder gesund, wir hatten, was wir brauchten, und im Ganzen waren es schöne Tage in Gottes grüner Natur".

Später jedoch hatte er sich trotzdem „der Kinder wegen" wieder in das städtische Leben zurückgesehnt und in Folge dessen die Pfarrersstelle bei einer deutschen Gemeinde zu Louisville in

Kentucky angenommen, die er nach einigen Jahren mit der an der hiesigen Johanneskirche vertauscht hatte. Er war hier pecuniär recht günstig gestellt und hatte nie Streit mit den seiner geistlichen Pflege und Führung Anvertrauten gehabt, erfreute sich vielmehr allgemeiner Beliebtheit selbst über den Kreis derselben hinaus.

„Und so wird es mit Ihnen auch werden", schloß er seine Rede. „Sie müssen Ihre europäischen Schrullen aufgeben, lieber Freund. Ihre Bedenken gegen Sanct Paul sind grundlos. Die Leute sind ein bischen geradezu, meinen es aber gut. Die große Mehrzahl, das weiß ich jetzt schon, wird für Sie stimmen, und man denkt nicht daran, einem Pfarrer gegenüber, der seine Schuldigkeit thut, nach Ablauf des Kontrakts mit ihm von seinem Kündigungsrechte Gebrauch zu machen. Es sind jetzt bewegte Zeiten, aber man darf sich dadurch nicht irreleiten lassen; es kommen auch ruhige Tage, und die wollen wir beide als gute Freunde mit einander genießen. Wenn Böcke unter den Schafen sind — ich meine unsere Collegen — so braucht Sie das nicht sehr zu bekümmern. Es liegt an den unfertigen Zuständen, und Sie haben ja nicht nöthig, mit solchen Leuten mehr als auf guten Tag, guten Weg umzugehen. Ueberdieß sehen wir neben ihnen besser aus, und unsere Gemeinden wissen recht wohl zu vergleichen. Auch daß Sie nützen können, daß Sie durch Ihre größere Bildung, durch Ihren noch nicht ganz gelösten Zusammenhang mit der Welt drüben über dem großen Wasser veredelnd wirken können, verdient, denke ich, daß man sich die Sache überlegt".

Ich versprach ihm mit Hand und Wort, mir sie zu überlegen, und wir schieden „auf baldiges Wiedersehen".

Den nächsten Tag reiste ich nach Dayton ab, nachdem mir vorher von einem in unserm Gasthofe*) wohnenden Kaufmann Clayton eine Empfehlung an den Vorstand der Methodistenconferenz zu Springfield, Prediger Nast, aufgenöthigt worden war, der mich in seinem Weinberg an die Arbeit stellen sollte. „Perhaps you may do much good by getting him into the German work", schrieb Herr Clayton an den methodistischen Reverend. Ich habe den Brief aber nicht abgegeben.

Auch in Dayton war die deutsche lutherische Gemeinde auf ihren Pastor, einen gewissen Hardorf, nicht gut zu sprechen, und ich befand mich noch keine drei Tage dort, als mir schon von der ihm feindlich gesinnten Partei, an deren Spitze ein Kaufmann Drehbein und die Doctoren der Medizin Egry und Langstedt standen, Anträge gemacht wurden, sein Nachfolger zu werden. Indeß war ich noch in Cincinnati verpflichtet, auch hatte — wohl in Folge der Erzählung Krölls von seinem glücklichen Squatterleben in Missouri — der Farmer in meinem Gemüth wieder Oberwasser bekommen, und so ging ich auf diese Vorschläge nicht ein, sondern fuhr zunächst mit Vetter Theodor nach Springfield, in dessen Nähe wir uns nach verkäuflichen Farmen umsahen, aber nichts Passendes fanden, da das, was uns gefiel, zu hoch im Preise stand.

So kehrten wir denn unverrichteter Sache nach Dayton zurück, wo ich in der Vorstadt Macpherson Town nicht weit von der Covingtonbrücke bei dem aus Sachsen eingewanderten Schuhmacher Sperling in einem allerliebsten weißen Häuschen, das Pfirsichspaliere und wilde Rosen umspannen, Wohnung gefunden hatte.

Und nun soll das Tagebuch wieder zu Worte kommen.

*) Kopfs „Farmers and Traders Tavern" auf der Ninth Street zwischen der Main- und der Sycamore-Street.

27. September. Wir ſaßen eben auf dem Altan vor der Vorderthür beim Morgenkaffee, als Theodor mit einem Telegramm von Rothert kam: „We want you here. Come quick“. Alſo doch, Micawber! Es war mir nicht lieb. Aber es mußte Wort gehalten werden. Ich ließ antworten: „I am coming“, repetirte den Vormittag meine Predigt und fuhr zwei Uhr Mittags mit der Stage, einem häßlichen, unbequemen Rippenbrecher, nach der City ab, wo ich neun Uhr Abends, entſetzlich zerſchüttelt und mit dem Kothe von Miamisburg und Hamilton beſpritzt, ankam. Der Kirchenrath empfing mich hocherfreut im Barroom des Gaſthofes, wo ich ſofort mit Rothwein „getreatet“ wurde, den man mit der Mittheilung zu würzen glaubte, daß Paſtor Göbel wegen Störung des Gottesdienſtes vom Friedensrichter um zehn Dollars geſtraft und daß ſeine Appellation vom Court zurückgewieſen worden iſt.

28. September. Früh halb zehn Uhr wurde ich vom Präſident Riemeyer zur Kirche abgeholt, um dießmal in ruhiger Luft zu predigen. Die Verſammlung war trotz des Regens, der vom Himmel goß, zahlreich, und ich ſcheine gefallen zu haben — wie Rothert behauptet, allgemein, jedenfalls aber der von ihm geführten Partei. Wieder macht man mir den Antrag, die Obliegenheiten des Pfarrers — zunächſt ſoll es eine Trauung geben — bis zur Beendigung der Probepredigten, von denen auch ich noch eine, und zwar aus dem Stegreife, zu halten habe, zu verſehen. Der Polyp will mich nicht fahren laſſen, und ich mußte — er ſah mich dazu mit gar ſo wohlmeinenden, vertrauensvollen Augen an, der böſe Polyp — zuletzt einwilligen, ſchon nächſten Donnerstag nach Cincinnati zurückzukehren.

29. September. Heute Morgen bei Freund Kröll, der mich zu der geſtrigen Predigt beglückwünſcht, und von dem ich

höre, daß sich inzwischen zu der Stelle nicht weniger als dreizehn Bewerber gemeldet haben. Darunter befinden sich ein gewisser Gerwig, der im Badenschen Pastor und später Präsident der dortigen revolutionären Ständeversammlung gewesen sein will, ein Doctor Bleken aus Louisville, der dort als Pfarrer die geistlichen und als Arzt zugleich die leiblichen Interessen einer Gemeinde wahrnimmt, und der, wenn ihn die Wage Sanct Pauls zu leichtfertig in Betreff des andern Geschlechts und somit zu leicht für beide befinden sollte, in die andere Schale sein Gewicht als Plattdeutscher legen könnte, ferner ein Schulmeister Breitfeld, ein beredter Bauer Hermann und schließlich — wer hätte an den gedacht? — der lahme Rechtsgelehrte, den ich bei meinem ersten Besuche in der Pfarre der Johanneskirche kennen gelernt hatte. Aerzte, Schullehrer, Bauern, Juristen — was weiß ich noch? Aber warum denn nicht? Petrus war ein Fischer, Paulus, der Patron der Kirche auf der Walnutstreet, ein Teppichweber. Wahr und schön, indeß die „europäischen Schrullen" wollen vor dieser Betrachtung doch nicht weichen, und ich glaube fast, ich passe am Ende doch nicht hierher, ich passe vielleicht überhaupt nicht nach Amerika.

30. September. Gestern Abend mit der Eisenbahn nach Dayton und in mein stilles, behagliches Häuschen am blauen Miami zurückgekehrt, besuchte ich heute mit Theodor eine Betstunde der deutschen Methodisten. Es war nach Dunkelwerden. Wir traten in den von mehreren hübschen Lampen beleuchteten Saal ihres Meetinghauses. Die Kanzel, der Thür gegenüber, war eine einfache Estrade, unter welcher auf einer kleinen Erhöhung vor einem Tische ein Mann in gewöhnlicher Kleidung stand, der mir als der „Claßleader" bezeichnet wurde, und der den Versammelten, etwa dreißig Frauen und sechs oder sieben Männern, ein Kapitel aus dem Briefe an die Römer vorlas.

Wände und Decke waren einfach weiß getüncht. Auf der einen Seite hing ein Kruzifix, sonst war von Bild- und Schmuckwerk nichts zu sehen. Nach der Vorlesung folgte eine kurze Betrachtung im Stil des gemeinen Mannes, deren Gedanken und Redensarten sich immer und immer wiederholten. Dann gab es einen Vers, der recht munter klang, und in dessen raschem Tempo ich unser altes Studentenlied: „Lasset die feurigen Bomben erschallen" — zur Steuer der Wahrheit sei bemerkt, ohne das „Piff, Paff, Puff, Viderallerallera" — überrascht wiedererkannte. Dann Aufforderung eines der Männer zum Beten, der ohne Verzug, geläufig und reichlich entsprochen wurde. Wie das Wasser aus einem Röhrenbrunnen, so flossen die Worte eintönig und ohne Absatz, Komma und Punkt, nur zuweilen von leisem Stöhnen und Wimmern unterbrochen oder von unartikulirten Ausrufungen einer andächtigen Baßstimme begleitet, wohl zehn Minuten lang fort. Als der Brunnen nach einem Amen versiegte, sang man wieder eine lebhafte Arie. Darauf Gebet eines andern Bruders, dann nochmals Gesang der Gemeinde, Gebet einer Schwester, Liedervers und so abwechselnd fort eine oder anderthalb Stunden, sodaß mir, da Alles beim Beten niederzuknieen hatte, schließlich die Knie schmerzten.

Probe eines solchen Gebetes:

Mann auf der Erhöhung: „Schwester L.", (scil. beten Sie!)

Schwester L.: „Ach, Du lieber, lieber Heiland, der Du Dein theures Blut am Kreuzesstamme vergossen hast für unsere Sünden, segne uns doch in dieser Abendstunde!"

Baßstimme: „Ja, ja, Herr Jesus!"

Schwester L. fährt fort: „Ach, Du Erlöser und Seligmacher, hilf mich doch, daß ich meine Sünden recht einsehe, daß ich

mich beſſere, damit ich dermaleinſt zu die Gerechte zu ſtehen komme bei das große Strafgericht".

Baßſtimme: O Herr, hilf, o Herr Jeſus!"

Schweſter L.: „Und daß ich mir in Acht nehmen thue vor die Stricke des böſen Feindes und ein zerknirſchtes Herz habe, und daß ich die Lüſte des Fleiſches fliehe".

Wimmernde Mädchenſtimme: „Ach, Herr und Heiland!"

Schweſter L.: „Und daß ich immer nach dem Himmelreiche ſtrebe. Amen".

Baßſtimme dröhnend: „Amen!" U. ſ. w., u. ſ. w.

Bei den Liebesfeſten, wo die beſonders Heiligen ihre Bekehrung — Paulus und Saulus ſind Lieblingsworte dabei — zu erzählen pflegen, und wo es erbauliche Krampfanfälle, Verzückungen und Hallucinationen giebt, ſoll es noch erheblich wunderlicher zugehen. Theodor hat z. B. Weiber in ihrer Aufregung über Tiſche und Bänke ſpringen und an den Wänden emporſtreben ſehen, um eine ihnen dort leuchtende Chriſtusgeſtalt zu umarmen.

Abends ſpät noch Beſuch bei dem Methodiſten Weckel, wo zwei Prediger der Sekte ſich einfinden, von denen der eine erſt Küfer, der andere Kanalarbeiter geweſen iſt, was nicht hindert, daß ſie jetzt recht ſelbſtbewußt auftreten. Nach ihnen ſtellte ſich ein dritter ein, der Schwiegerſohn Weckels, der, weil ſeine junge Frau zu früh in die Wochen gekommen, von der Conferenz des Predigtamts entſetzt, nun aber, nachdem er bereut und Buße gethan, wieder zu Gnaden angenommen worden iſt.

1. October. Heute in Krölls „Proteſtantiſchen Zeitblättern" Folgendes geleſen:

„Aus Baltimore wird gemeldet, daß unter den Mitgliedern der deutſchen Lutheranerkirche eine offene Rebellion ausgebrochen

iſt. Es haben ſich zwei Parteien gebildet, und beide ſprechen den Beſitz der Kirche an. Eine hat von der Kirche Beſitz genommen, und da die andere Miene macht, ihre Feinde mit Gewalt aus dem Heiligthume zu vertreiben, ſo hat die erſtere den Stadtmayor um Hülfe angerufen, nämlich um eine Anzahl Polizeidiener, welche ſie im Beſitz ihrer Kirche ſchützen ſoll".

Alſo allenthalben Parteiung, Streit und Gewaltthätigkeit! Sollte ohne Verzug an Rothert ſchreiben, daß — nun meinetwegen, daß ich krank geworden bin und fürchte — was fürchte? — ſchreiben wir, erſt in einigen Wochen nach der City zurückkehren zu können, weshalb man auf mich nicht mehr rechnen ſolle. Nothlüge erlaubt — vergleiche Schleiermacher.

2. October. Die Gegner des Paſtors Hardorf laſſen nicht nach. Ich werde bewogen, dem Doctor Langſtedt einen Beſuch zu machen, und hier wird nach einigen Umſchweifen rundheraus das Verlangen an mich geſtellt, als Hebel bei der Beſeitigung des Verhaßten zu dienen. Ich ſolle, ſo ſchlug man vor, in dieſen Tagen bei dem Pfarrer vorſprechen, mich ihm als Theologe vorſtellen und um die Erlaubniß bitten, am nächſten Sonntag auf ſeiner Kanzel zu predigen. Geſtatte er's, ſo werde man durch die Zeitung zum Beſuch meiner Predigt einladen und dieſe ihn, der nichts Genießbares leiſte, ohne Zweifel zu Falle bringen. Lehne er's ab, ſo würde das einen Grund mehr zu Klage über ihn geben, und ich ſolle dann meinen Vortrag in der reformirten oder der Roſenmüllerſchen Kirche halten, wohin man die mit Hardorf Unzufriedenen citiren werde. Selbſtverſtändlich hatte ich Mühe, auf die Zumuthung nicht mit einer kurz angebundenen unhöflichen Weigerung zu antworten. Ich überwand indeß meine Entrüſtung, zwang mich, die Sache lediglich als weiteres Symptom deſſen anzuſehen, woran die kirchlichen Zuſtände in dieſem demokratiſchen

Lande kranken, und erwiderte dem Herrn Doktor nur, ich werde mir seinen Vorschlag überlegen — was ich denn auch that und noch ein paar Dutzend Jahre thun zu können hoffe.

Vielleicht fände sich inzwischen zur Ausführung des Planes der junge Prediger bereit, dessen Bekanntschaft ich auf der Fahrt von Cincinnati hierher machte, und der mir mit größter Unbefangenheit gestand, daß er, wenn es ihm an Zeit zur Vorbereitung auf den Sonntag fehle, am Sonnabend eine Predigt von Röhr oder Bretschneider hernehme und dann als seine Arbeit vortrage. „Was wissen die Leute davon", sagte er. „Indeß benutze ich für gewöhnlich nur Predigtentwürfe, von denen ich mir ein paar Sammlungen aus Deutschland habe besorgen lassen".

3. October. Wenn ich nicht so voll von Zweifel und Verdruß wäre, würde ich Raum und Zeit haben, stolz zu sein. Ich bin offenbar eine recht begehrte Waare. Heute bei Tisch erfahre ich, daß gestern zwei Leute im Auftrage des hiesigen reformirten Pfarrers Frieß nach mir gefragt haben, und daß letzterer mich zu sprechen wünscht. Ein Nachbar Meister Sperlings, ebenfalls ein Schuhmacher und zugleich Küster an der reformirten Kirche, bringt mich zu dem Framehause, in welchem der Pastor wohnt. Ich treffe da einen ältlichen Mann mit wohlwollenden Gesichtszügen, der mit untergeschlagnen Beinen schneidernd auf einem Tische sitzt und sich eine Weste baut. Er kaute Tabak dazu und spuckte in regelmäßigen kurzen Pausen als guter Schütze durch ein Loch in der Fensterscheibe der ärmlich eingerichteten Stube. In zweifelhaftem Deutsch — er ist zwar in New-York von deutschen Eltern geboren, hat aber erst vor acht Jahren die Sprache seiner Mutter sich anzueignen begonnen — eröffnete er mir, daß er zu viel zu thun habe, indem er jeden Sonntag zweimal englisch und einmal deutsch predigen

müſſe. Seine Gemeinde ſei geneigt, einen deutſchen Pfarrer neben ihm anzuſtellen. Ob ich wohl Luſt habe, darauf einzugehen und das nächſte Mal für ihn zu predigen? Ich verneinte den erſten Theil der Frage und verſprach in Betreff des zweiten, den übernächſten Sonntag die Predigt für ihn zu übernehmen. Es war das reine Mitleid, das mich dazu bewog; denn ich fühle mich ſeit dem Briefe an Freund Rothert recht herzinniglich wieder als freies Weltkind. Das Verhältniß zu Sanct Paul iſt, wo nicht gelöſt, doch, wie man denken ſollte, erheblich gelockert.

— — —

Ich verfolgte jetzt einen neuen Plan. Die amerikaniſchen Sekten ſollten auf Grund eigner Beobachtung ſtudirt, es ſollte Material zu einer Geſchichte und zu einem Abriß der Glaubensbekenntniſſe wenigſtens der intereſſanteſten unter ihnen geſammelt werden, und dazu boten Dayton und deſſen unmittelbare Umgebung mit etwa fünfzehn verſchiedenen „Denominations“ allein ſchon faſt hinreichende Gelegenheit. Ich ſtattete den Shakern im nahen Watervliet wiederholte Beſuche ab, lernte durch Augenſchein ihre kommuniſtiſchen Einrichtungen kennen, hörte ihre Lehre von der Wiederkunft Chriſti in Geſtalt eines Weibes aus dem Munde ihrer Elders, wohnte ihren gottesdienſtlichen Tänzen bei und erwarb ihre ſämmtlichen bedeutenderen Religionsſchriften: Dunlavys „Manifesto“, Philemons Stewarts „Sacred Roll“, „The Testimony of Christs Second Appearing“ und „A summary View of the Millennial Church“, die neueſte Darſtellung des Entſtehens, der Entwickelung und der Glaubensſätze dieſer Geſellſchaft wunderlicher Heiligen. Ich feierte mit den wiedertäuferiſchen Tunkern in einem Meetinghauſe der Sekte, das im Walde an der Salem Road lag, bei Nacht das heilige Abend-

mahl, das beiläufig ein wirkliches Essen mit Messer, Gabel und Löffel, Suppe und Braten ist, und ließ mich von Farmer Nead, einem ihrer Bischöfe mit ihrem Kredo und ihrer leider dürftigen Geschichte bekannt machen, wobei sich ergab, daß der gute Bischof nicht einmal eine Vorstellung von der Bedeutung des Ausdrucks „Geschichte" hatte und erst zum Begreifen gelangte, als ich ihm durch Zerlegung desselben in rise and progress auf die Sprünge half. Ich disputirte mit Methodisten und Baptisten der verschiedensten Gattungen und Schattirungen, besuchte eine kleine Gemeinde von Swedenborgianern, nahm an einem Meeting der Albrechtsleute Theil und wurde in Schuhmacher Winthrop Graves und Farmer Faraways Hause mit den ersten Mormonen bekannt, die mich an ihren „Highpriest" Merryweather in Cincinnati empfahlen, von welchem ich später das „Book of Mormon" und andere Hauptschriften der Sekte sowie mehrere Zeitungen derselben bekam.

In der dritten und vierten Woche des Octobers wurde, nachdem ich dem armen Pastor Frieß die versprochne Predigt geleistet, noch einmal der Versuch unternommen, als Bauer im Hinterwalde Wurzel zu fassen. Es geschah auf einem zu diesem Zweck unternommenen Ausfluge nach dem nordwestlichen Ohio. Mein Vetter und ich durchzogen den noch wenig besiedelten „Black Swamp" am Maumee die Kreuz und die Quer, trafen aber nicht, was wir suchten, dagegen fast alles Mögliche, was geeignet war, von der Ansiedelung in der Wildniß zurückzuschrecken: Unwegsamkeit, weite Entfernung von Eisenbahnen und Kanälen, Fieberluft, rohes, dürftig lebendes Volk und Aehnliches. Ich hatte keine Neigung mehr zum Pfarrer, ich hatte nicht die mindeste Lust mehr zum Farmer — ich hatte Heimweh!

Von diesem begleitet kam ich nach Dayton zurück, um — zu meinem nicht geringen Schrecken — auf der Post einen

Brief von Rothert in Empfang zu nehmen, der mich einlud, ſobald als irgend thunlich nach Cincinnati zurückzukehren und meine zweite Probepredigt zu halten.

Himmel, wie zäh! ſagte ich damals — zäh, wie ein Schleswig-Holſteiner! würde ich ſpäter geſagt haben.

Und nun blättern wir wieder im Tagebuche.

---

29. October. Heute Morgen acht Uhr von Dayton abgereiſt, um nicht wiederzukehren. Nachmittags bei Kröll und Rothert Beſuch gemacht. Ich erfahre da zu meiner Ueberraſchung, daß ich eigentlich Advocat und ſchon drei Jahre in Amerika bin, aber merkwürdigerweiſe nicht, daß ich die Angewohnheit habe, ſilberne Löffel zu ſtehlen und gelegentlich kleine Kinder zu frühſtücken. Ich höre ferner, daß ſich noch einige ſeltſame Käuze als Kandidaten zu den Füßen Sanct Pauls eingefunden haben, daß die geſammte Bewerberſchaft eifrig bemüht iſt, zu „electſcheniren", d. h. ſich durch allerlei Manöver eine Partei für die Wahl zu machen, und daß mein Fernbleiben leider nicht die Wirkung gehabt hat, die ich erhoffte, ich vielmehr alle Ausſicht habe, gewählt zu werden, falls die Stegreifpredigt, die ich nun noch zu halten habe, nicht mißglückt.

1. November. Ich bekomme in Redacteur Schlüter aus New-York, der im Intereſſe ſeines Blattes, des „New-York Demokrat", den Weſten bereiſt, einen neuen Stubengenoſſen, der eine ungemein ausgebreitete Kenntniß wie der bürgerlichen ſo auch der kirchlichen Verhältniſſe der amerikaniſchen Deutſchen zu beſitzen ſcheint und namentlich über faſt alle hier in Betracht kommenden Perſönlichkeiten Auskunft zu geben weiß. Er erzählt allerlei Anekdoten von fahrenden Paſtoren, unter

andern, wie auf seinem Comptoir ein Schauspieler einem gewissen Klingsöhr ein Zeugniß ausgestellt, daß er das theologische Examen rühmlich bestanden habe. Der Mensch hat nie eine Universität, geschweige denn ein Auditorium der Gottesgelahrtheit gesehen. Aber das Zeugniß hat ihm eine recht gute Stelle verschafft, ob auf die Dauer, wollte Schlüter nach seinem Charakter und seiner Vergangenheit mit Grund bezweifeln. Auch von Hertsch, der inzwischen gepredigt hat, aber nicht auf die engere Wahl gestellt werden soll, hatte mein neuer Bekannter unerfreuliche Dinge zu berichten. Nach ihm hätte der würdige Herr Jura studirt, wäre dann Auscultator bei Magdeburg gewesen und hätte darauf, nachdem er an den Klippen des zweiten Examens Schiffbruch gelitten, eine Stelle — der Erzähler sagte, als Actuar — in Calbe bekleidet, die er einige Jahre nachher — Schlüters boshafter Witz bezeichnet die Ursache als „Kaffenconfecte" — mit einer weniger angenehmen im Zuchthause der Provinz Sachsen vertauscht hätte. Zuletzt wäre er Lederhändler gewesen, was ich nach dem Urtheile Rotherts und Krölls über seine Probepredigt für nicht unglaubwürdig halte, während wir uns die übrigen biographischen Notizen nur als ein Beispiel der üblen Nachrede merken wollen, die hier hinter jedem Bewerber um eine kirchliche Stelle im Sattel sitzt.

2. November. Früh in der Kirche, um der Probepredigt des Kandidaten Kuch, eines württembergischen Flüchtlings, beizuwohnen, die eine Art Leipziger Allerlei aus Hegelschen Phrasen, Schleiermacherschen Definitionen, rationalistischen und orthodoxen Redensarten war und durch den Dialekt des Redners, in welchem der Infinitiv kein N hatte, der Geist sich in Gaischt, die Finsterniß sich in Finschterniß verwandelte, Christus sich

Chriſchtus nannte und die Rs wie Spinnräder ſchnurrten, nicht genießbarer wurde.

Nach Tiſche halte ich für Kröll, der dieſen Nachmittag eine Trauung und vier Taufen zu beſorgen hat, in der Johanneskirche die Kinderlehre ab, wobei ein Lied geſungen und eine Stelle aus der Bergpredigt erklärt wird. Die Kinder waren ſauber, wohlgeſittet und aufmerkſam, und die meiſten zeigten bei ihren Antworten auf meine Fragen Aufgeweckheit und gutes Begriffsvermögen.

Abends muß ich an die Stegreifpredigt, die Sanct Paulus den Kandidaten zumuthet, welche unter ſeiner Aegide Paſtoren ſein wollen. Mir graute ein wenig vor dieſem Kelch, aber ich weiß nicht, wie es kam, es ging viel beſſer, als ich erwartet hatte. Mit Bibel und Geſangbuch beſtieg ich die Kanzel und ließ ein Lied von drei Verſen ſingen. Beim zweiten kam einer vom Kirchenrath zu mir herauf und hielt mir — ſo will es der Brauch hier — ein Körbchen mit Zetteln hin, die auf kleine Holzſtäbe wie Spulen gewickelt waren, und von denen jeder einen Text enthielt. Ich hatte mir einen davon aufs Gerathewohl zu nehmen, mir den Inhalt, bis der letzte Vers ausgeſungen war, zu überlegen und dann vorzutragen, was ich darüber zu ſagen wußte. So geſchah es denn auch, und das Wagniß ſchlug befriedigend aus. Ich hatte aus jener Lotterie ein Loos gezogen, das eine Stelle aus dem Timotheusbriefe enthielt. Der zweite Vers verklang und bald auch der letzte. Was ich dann, erſt ſtockend, unter Herzklopfen, nichts von der Gemeinde ſehend, nach einigen Minuten geläufiger, zuletzt fließend, geredet habe, weiß ich nicht. Es war in der That ein Wagniß. Ich war nie Improviſator, brachte kaum je auch nur einen leidlichen Toaſt, wie ſo Manche ihn aus der Weſtentaſche greifen, zu Stande und glaube nicht, daß es dießmal viel Gutes

gegeben haben wird. Aber, wie gesagt, geläufig war die Rede, und Freund Kröll, der zugehört hatte, wollte sie sogar schön und inhaltreich finden. Doch möchte ich dießmal seinem Urtheile nicht trauen; denn was findet ein guter Mensch, wenn er von der vierten Taufe kommt und, bei keiner von allen vieren umhin gekonnt hat, mit den Eltern und Pathen ein Glas, bei besonders braven mehrere, auf das Gedeihen des Täuflings zu leeren, nicht alles schön und inhaltreich! Rothert lobte auch, aber ich mußte ja durchaus sein Pastor werden. Andern soll die Predigt nicht rührend genug erschienen sein, und das wollen wir eher für richtig halten.

4. November. Heute Nachmittag wurden Henry Hansemann und Sophie Schwartz, nachdem sie mir durch Vorzeigung der „License" dargethan, daß sie von der Civilbehörde die Gewährung erlangt, sich zu heirathen, vor dem Altar des heiligen Apostels Paulus von mir durch eine stattliche Rede — ich weiß nicht, ob ich sagen soll, getraut oder eingesegnet. Hoffe, daß es ihnen nicht schaden und mir an jenem Tage nicht zu hoch angerechnet werden wird, wenn ich das auf Verlangen des Kirchenrathes besorgte, ohne ordinirt zu sein.

Daß die Gesetze Ohios übrigens keine eigentliche Civiltrauung, sondern nur die Nothwendigkeit der Erlaubniß zur Heirath von Seiten der bürgerlichen Behörde und zwar einer der kirchlichen Trauung vorhergehenden Erlaubniß, kennen, scheint aus dem Wortlaut der License hervorzugehen. Nur das „solemnize" macht Dieß zweifelhaft. Das obenerwähnte Dokument lautet:

State of Ohio, } S. S. Nr. 3120.
Hamilton County }

Be it Known, that License and Permission of Marriage are hereby granted unto (folgen die Namen der Brautleute).

And any Minister of the Gospel, Justice of the Peace or other person legally licensed to solemnize Marriages, is hereby authorized to join them in Marriage, according to Law.

In Testimony whereof I have hereunto set my hand and affixed the seal of the Court of common Pleas, at Cincinnati, this 1. day of November A. D. 1851.

(Siegel des Gerichtshofes.)

(Name des Clerks des Gerichtshofes und ſeines Stellvertreters.)

Abends mit Kröll in die Kirche, um Kuchs Stegreiffermon zu hören. Das Urtheil des Paſtors lautete: „Ein guter, lieber Menſch, aber ein ſchlechter Fechtmeiſter", was ich nicht in Abrede nehmen möchte. Indeß könnte unſer ehrlicher Schwabe doch gewählt werden, da die Partei des abgeſetzten Pfarrers entſchloſſen ſein ſoll, dem Schlechteſten ihre Stimme zu geben, um dann ſagen zu können: „Seht Ihr's, Nachbarn, aus dreizehn Bewerbern haben wir uns mit Euch den vorzüglichſten herausgeſucht, und der reicht dem ſchnöde vertriebenen Göbel das Waſſer nicht". Heißt es doch, ſelbſt der Schulmeiſter Breitfeld, ein Orthodoxer, der bei ſeiner Probepredigt den Kampf Michaels mit dem Drachen ſo draſtiſch gemalt hat, daß ſelbſt dem Trockenſten das Waſſer verhaltenen Lachens in die Augen getreten iſt, habe einige Ausſichten.

Nur über einen der Kandidaten ſcheint man von vorn herein ſich klar geweſen zu ſein, daß er nicht zu brauchen ſei. Sein Ruf war aber freilich eben nicht hochfein. Herr Le Marle, in den erſten vierziger Jahren Buchhändler in Leipzig und, wenn ich nicht irre, Mitglied der dortigen deutſch-katholiſchen Gemeinde, war nach den Vereinigten Staaten ausgewandert und dort nach verſchiedenen, meiſt widrigen Schickſalen Prediger einer „denkgläubigen" Gemeinde zu Buffalo und

Redacteur des „Lügenfeindes“ geworden. Von da nach einigen Unterlassungssünden, die wir mild als Symptome eines schwachen Gedächtnisses für eingegangene Verbindlichkeiten bezeichnen wollen, bei Nacht und Nebel verschwunden, war er von seinem Stern oder Unstern nach Chicago geführt worden. Hier hatten sich jene Symptome noch deutlicher und bedenkenerregender gezeigt, und die Folge war gewesen, daß er abermals hatte unsichtbar werden müssen. Zu Fuß — so hatte er selbst erzählt — war er die über vierhundert englische Meilen weite Strecke von Chicago bis Louisville herabgepilgert, indem er sich seine Nahrung durch Betteln erworben und die Nächte in Scheunen und Tabaksschuppen zugebracht hatte. Daß davon sein Anzug gelitten und sein Schuhwerk nicht besser geworden, glaubte ich ohne ausdrückliche Versicherung derer, die ihn gesehen hatten. Zerrißnen Rockes, zerdrückten Hutes, mit Stiefeln, aus denen die nackten Zehen herausſahen, war er zuletzt in Cincinnati eingetroffen, um sich als Kandidat für die Pfarre von Sanct Paul zu melden. Hunger macht Muth, und wer wagt, hat halb gewonnen; hier aber hatte es der armen wandernden Vogelscheuche nur ein Almosen eingebracht.

11. November. Abends erfahren, daß gestern bei der Vorwahl — bei welcher es sich um Gerwig, Bleken und mich gehandelt, die übrigen Kandidaten sind als beseitigt zu betrachten — die erhitzten Gemüther so schlimm aneinander gerathen sind, daß man sich schließlich beim Halse genommen und Faustschläge ausgetheilt hat. Beschädigte Röcke und Hemden, geschwollne Backen, zerbrochne Bänke — die Prügelei hat in der Kirche stattgefunden — sollen die Stärke der Ueberzeugungen, die dort mit einander gerungen haben, bezeugen. Das schlägt dem schon lange lecken Fasse den Boden aus. Ich lasse meinem Gönner Rothert, der bei der Schlacht in hervorragender Weise

mitgewirkt hat, mit vielem Danke für das mir von ihm bewieſene Wohlwollen wiſſen, daß ich nach dem, was vorgefallen, auf die Stelle verzichte.

12. November. Auch Paſtor Kröll meinen Entſchluß, von der Wahl zurückzutreten, mitgetheilt. Er mißbilligt ihn, aber „wir bleiben Freunde“. Höre jetzt von ihm, daß gewiſſe Herren, die ich andernfalls in einigen Tagen als Amtsbrüder zu begrüßen hätte, doch einige Flecken mehr auf dem Rocke haben, als es Anfangs ſchien. Paſtor Suhr iſt nicht nur ein arger Trunkenbold, ſondern prügelt auch die Frau Paſtorin gelegentlich. Reverend Graſſow, der urſprünglich (nicht Schneider, ſondern) Schuſter, dann Schlächter geweſen iſt und jetzt in ſeinen Mußeſtunden mit Farmen und ſtädtiſchen Häuſern handelt, hat dieſer Tage beim General Mohr zum Barkeeper ſich geäußert: „Glauben Sie denn, daß ich all meine Lebtage pfarrern will. Behüte Gott, Sir; wenn ich eine hübſche Summe beiſammen habe, lege ich einen Viehhandel an“.

Daran knüpften ſich andere wenig erbauliche Hiſtorien. Da haben wir zum Exempel einen Pfarrer Memminger, der bei drei oder vier Gemeinden nach einander ſich durch ſtetes Angeheitertſein und häufige Betrunkenheit unmöglich macht, und der ſich zuletzt in einem Anfall des Delirium tremens im Walde draußen alle Kleider vom Leibe reißt und nackt, wie ihn Gott erſchaffen, umherſtreift, bis mitleidige Bauersleute ihm mit einem alten blauen Flaus und Hoſen ohne Boden die Blöße bedecken, in welchem Aufzuge er Kröll durch die Hinterthür ſeinen Beſuch abſtattet. Da haben wir ferner einen Herrn Kabienzl, der, nachdem er alle Welt mit rührendem Schwindel bethört, überall Unterſtützungen einkaſſirt und ſich ſchließlich in oder bei Saint Louis ein Pfarrämtchen erſchlichen, eines ſchönen Tages als Dieb einer goldnen Taſchenuhr entlarvt wird. Die Gemeinde

deckt, um Skandal zu vermeiden, den Schaden des Beſtohlenen und jagt den Miſſethäter mit einer Tracht Schläge von dannen, worauf er ſich in den Schooß der katholiſchen Kirche flüchtet und ſich — wenn ich recht verſtehe, bei den hieſigen Jeſuitenvätern — die Weihen ertheilen läßt, mit denen der geriebene Schlingel ſeit einigen Monaten in einer Vorſtadt Cincinnatis die Meſſe lieſt.

Da haben wir endlich noch ein anmuthiges Exemplar dieſer landſtreichenden Prediger, das meine Sammlung zu einſtiger Characteriſirung dieſer Species vom Genus Strolch mit einem neuen Zuge bereichern mag. Die Geſchichte ſpielte bei Beſetzung einer Vacanz an der hieſigen Walnutſtreet-Kirche. Einer der Bewerber um dieſe Pfarrerſtelle, Namens Böttcher, war gewahr geworden, daß ſeine Anſtrengungen hier — „von wegen praktiſchen Ketzereien im Punkte des ſechsten Gebotes", ſagte Kröll — verlorene Mühe ſein würden. Er beſchloß deshalb, bei der Stegreif-Probepredigt löblichem Kirchenrathe einen Schabernack zu ſpielen. Auf der Kanzel angelangt, verkündigte er der andächtigen Verſammlung, der von ihm gezogene Zettel weiſe ihm das Thema: „Fürchte Gott und halte ſeine Gebote" zu, und darüber ſollten ſie jetzt eine Predigt zu hören bekommen, wie ſie hier noch nicht gehört worden ſei. Er redete darauf eine Weile von der Furcht, dann ein Weniges von Gott und kam zuletzt auf die Gebote zu ſprechen, die er einzeln herſagte. Beim ſechſten ſtellte er ſich, als müſſe er ſich beſinnen, ſenkte den Kopf, griff ſich mit der Hand an die Stirn und fuhr alsdann heiter fort: „Nun, meine Andächtigen, was ſoll ich ſie alle miteinander herbeten? Ihr wißt ſie ja doch wohl auswendig. Aber haltet Ihr ſie denn? Nein, gewiß nicht; denn ich thu's ja ſelber nicht. Amen!"

Sprachs und entſchwand mit flüchtigem Fuß der verblüfften Gemeinde.

Die Moral hieraus zu deſtilliren, überlaſſe ich den Leſern. Der eine wird dabei dieß, der andere jenes ſpezielle Ergebniß gewinnen.

Für mich war die Moral der Sache die Ueberzeugung, daß die unbeſchränkte Selbſtregierung, die reine Demokratie, wie ſie ſich in Amerika ausgeprägt hat, der Kirche und namentlich dem Stande der Geiſtlichen nicht geſund iſt, und die Ahnung, daß meine bisherige Anſicht, nach welcher die Republik die allein ſeligmachende Staatsform war, ſich auch vom weltlichen Standpunkte aus am Ende anfechten laſſen könne, wenn man mit Menſchen gewöhnlichen Schlags und nicht mit Idealen rechnete.

Es war der Anfang zur Aufklärung und zur Bekehrung zu realiſtiſcherer Auffaſſung politiſcher Dinge.

Ich füge nur hinzu, daß Freitag, den 14. November, Gerwig von Philadelphia zum Paſtor der Paulusgemeinde gewählt wurde, mit dem hoffentlich nach dem Sturm Friede und Sonnenſchein in die Gemüther eingezogen ſind.

Einige Tage ſpäter reiſte ich nach dem Innern Kentuckys ab, wo ſich am obern Licking eine gute Gelegenheit zur Gründung einer deutſchen Niederlaſſung finden ſollte. Natürlich ging ich nicht, ohne herzlichen Abſchied von meinem guten Paſtor Kröll genommen zu haben. Ich ſah ihn ſpäter, vor Ausführung des jetzt langſam reifenden Entſchluſſes zur Heimkehr nach Deutſchland, noch einmal. Dann ſchieden wir für immer. Er zählt zu meinen angenehmſten Erinnerungen. Lebt er noch — ich ſtelle mir ihn als ſtattlichen ſilberhaarigen Greis vor — und lieſt er dieſe Blätter, ſo ſei ihm über das Meer und die

achtundzwanzig Jahr, die uns seitdem getrennt haben, die Hand freundschaftlichen Andenkens geboten, und ich denke, er wird einschlagen.

Die Umwandlung meiner Vorstellungen von dem Segen, den eine Republik über ihre Bürger verbreiten sollte, machte weitere Fortschritte an andern Erfahrungen. Ich lernte die englische und die deutsche Presse verschiedener Staaten des Westens kennen, und begegnete dabei wiederholt mit Verdruß und Widerwillen Proben des niedrigen Bildungsstandes, des verläumderischen Geistes und des ordinären Tones, die namentlich die Blätter charakterisirten, welche die öffentliche Meinung unsrer Stammgenossen in Ohio und Missouri vertraten. Zum Erschrecken roh waren die Demonstrationen bei den Aufzügen, welche die demokratische Partei während der Wahlen in Cincinnati veranstaltete. Bei der Fackelparade, die am Abend des sechsten November durch die dortigen Straßen zog, trug man ein Transparent herum, auf welchem ein gehenkter König oder Kaiser in weißer Uniform dargestellt war; als Strick dienten die Eingeweide, die aus dem aufgeschnittnen Leibe eines über ihm befindlichen Geistlichen herabhingen, welcher nach der Tiara, die er trug, ein Papst sein sollte. Gar nicht angenehm empfand sich ferner die Anwendung des Grundsatzes der Gleichheit Aller von Seiten der niedern Schichten der Gesellschaft, die Unverfrorenheit und Anmaßung, mit der sich Leute dieser Klasse dem ihnen völlig fremden an öffentlichen Orten, im Eisenbahnwagen und in der Kajüte des Dampfbootes aufdrängten. In mehr als einer Beziehung sah die Freiheit, wie sie von der herrschenden Majorität in der Legislatur verstanden wurde — ich denke hier unter Anderm an die Gesetze in Betreff der

Sonntagsheiligung und des Verkaufs geistiger Getränke — der ärgsten Tyrannei aufs Haar ähnlich. Selbst wenn man von dem, was den Parteiführern und Landesvertretern in den Zeitungen und Volksversammlungen nachgesagt wurde, die Hälfte als Uebertreibung oder Erfindung ihrer Feinde abrechnete, blieb an ihnen noch ein reichlicher Rest von Untugend und Schande aller Art, Ränkesucht, Heuchelei, Verlogenheit und Bestechlichkeit hängen, und selbst die Reden und Handlungen der vornehmsten unter ihnen unterlagen dem Verdacht selbstsüchtiger Beweggründe. Der durchgehende Wechsel in der Besetzung aller Beamtenstellen endlich, welcher die Folge jeder Wahlschlacht auf dem Gebiete der oberen Regierungs- und Verwaltungsbehörden war, machte die Republik auch nicht zum Gegenstande der Verehrung. Der kurze Dienst konnte nicht zu genügender Routine und Erfahrung verhelfen. Ein ungeheurer Schwarm von Strebern und zünftigen Politikern, die einer Partei nur angehörten, um ein Amt zu gewinnen, war erzogen worden. Die geringe Dauer der Anstellung veranlaßte zu rascher Ausbeutung derselben nach dem Sprichworte: Wer im Rohre sitzt, schneide sich Pfeifen. Gewiß, es war nicht die ideale Republik, der vollkommene Staat, was ich vor mir sah, es war nicht die Bändigung und Beschränkung des Egoismus und dessen Nutzbarmachung zum Heile Aller, es war ungefähr das Gegentheil davon, und wenn ich anfangs im Hinblick auf die ungeheure materielle Entwickelung der Union die moralischen Mängel ihrer Zustände entschuldigte und von der Zukunft Besseres hoffte, so schwand die Neigung hierzu vor neuen Beobachtungen und Erlebnissen mit jeder Woche mehr.

Auch die Erfahrungen, die ich unter den deutschen Flüchtlingen von 1849 machte, gefielen mir wenig. Die einen von diesen Herren, welche damals in Frankfurt, in Baden und

Sachsen die Republik aufrichten gewollt, waren im Grunde Particularisten, die ihren Kantönligeist hinter der Phrase „Vereinigte Staaten von Deutschland" verbargen, die andern Kosmopoliten, denen das Vaterland weit unter dem stand, was sie Freiheit nannten, wieder andere eingestandenermaßen Anarchisten, die nur verneinten, und denen die Revolution Selbstzweck war. Kaum Einer hatte sich die Fähigkeit bewahrt, die Verhältnisse, wie sie sich nach seiner Entfernung von daheim in Deutschland und in Frankreich, ihrer Haupthoffnung, gestaltet hatten, einigermaßen zu würdigen und in seiner Berechnung der nächsten Zukunft zu veranschlagen. Es paßte ja nicht in die Doctrin und Theorie, die sie mit über die Grenze genommen und getreulich bewahrt und gepflegt hatten. Die Meisten nahmen es übel, wenn man ihnen andeutete, daß die Lage der Dinge drüben sich inzwischen vollständig verändert hatte und die Stimmung der großen Masse der Bevölkerung gleichfalls. Manche wurden darüber sogar mißtrauisch gegen den, welcher, wenn sie ihre Chimären von baldiger triumphirender Rückkehr nach Europa entwickelten, Zweifel äußerte, und ihr Argwohn verstieg sich dann zuweilen zu grober Bedrohung des vermeintlichen Sendlings der reactionären Regierungen. Beinahe überall endlich begegnete man Leuten, die sich selbst und das, was sie geleistet, erheblich überschätzten.

In New-York hatte ich bald nach meiner Ankunft durch Zufall Blenker kennen gelernt und von ihm sofort den Rücken gesehen, als ich mir einen leisen und unmaßgeblichen Einwurf gegen seine Meinung erlaubt, daß es noch in diesem Jahre zu einer neuen Revolution in Süddeutschland und zur Eroberung auch des Nordens für die Republik kommen werde. Struve, den ich dort als Curiosität besuchte, war noch mehr oder, wenn man will, noch weniger als der komische Sanguiniker und der

in Schrullennebeln umherfahrende Geiſt, den ich in ihm erwartet hatte. Der Zank zwiſchen ihm und dem maßlos eingebildeten Heinzen hatte den höchſten Grad der Widerwärtigkeit erreicht. Im „Kaiſer Napoleon“ zu Cleveland ſprach ich Barrikadenmänner aus Sachſen, welche der Ueberzeugung lebten, daß auch der Yankeerepublik eine Revolution bevorſtehe. In der erſten Woche des November erſchien in Cincinnati Gottfried Kinkel, um als Koſſuth en miniature das Volk für die „intervention for non-intervention“*) zu ſtimmen und nebenher im Auftrage der Londoner Emigration Beiträge zu ſammeln, mit denen die Speſen einer neuen deutſchen Revolution beſtritten werden ſollten. Er durchzog mit dieſen Abſichten und offenbar in der Meinung, jene Londoner Emigration und die amerikaniſche repräſentirten das deutſche Volk, einen großen Theil der Union und kam auch nach Miſſouri und Illinois, wo ich ihm in St. Louis und Belleville wieder begegnete. Eine ſtattliche Erſcheinung, ein formgewandter Redner, augenſcheinlich überzeugt und begeiſtert von der Möglichkeit der Unmöglichkeiten, die er vortrug, fand er bei den deutſchen Gemeinden im Weſten viel Beifall und Zulauf, und ſelbſt eine Anzahl von Amerikanern ſchien ſich für ihn und ſeine Sache zu intereſſiren. Doch erkannte man mit guten Augen bald, daß die Theilnahme der letzteren entweder auf dem Gefallen des Yankees an allem Senſationellen und Aufregenden oder auf der Abſicht beruhte, ihn für ihre Parteibeſtrebungen zu benutzen, die Gelegenheit, ſich ſelbſt auf das Piedeſtal zu ſtellen, die ſein Auftreten bot, zu ergreifen und ſich den deutſchen Mitbürgern durch Mitſprechen in derem Sinne für die nächſten Wahlen zu empfehlen.

*) Einſpruch der Vereinigten Staaten gegen jede Einmiſchung der monarchiſchen Nachbarn einer Europäiſchen Nation, die bei ſich die Republik einzuführen gewillt.

Die „Intervention für Nichtintervention“ war eine Phraſe und blieb das ſelbſtverſtändlich. Die Kaſſe, welche Kinkel und ſein Begleiter Hillgärtner zum Empfang von opferwilligen Beiſteuern für eine große Revolution mit ſich führten, ſah ſolcher Opfer — ebenfalls ſelbſtverſtändlich, nicht einmal ſo viel, daß man davon einen Putſch im Schweizerſtil hätte ins Werk ſetzen können.

„Die Kinkeliade“, ſo ſchrieb ich in Cincinnati in mein Tagebuch, „iſt im vollen Gange. Alle Hebel ſind in Bewegung geſetzt, alle Hähne aufgedreht, alle Regiſter gezogen. Laut brüllen die Zeitungslöwen. Ein ſinnebetäubendes Debattiren, Organiſiren, Poculiren und Bramarbaſiren klingt durch die deutſchen Bierhäuſer. Meetings männlichen und weiblichen Geſchlechts beſchließen, daß Germanien frei werden muß wie ‚Columbien, das glückliche Land‘. Schon hat Apotheker Rehfuß baare hundert Dollars auf den portabeln Altar des Vaterlandes gelegt, den der Sekretär des Agitators im Koffer mitgebracht. Drei amerikaniſche Literaten haben ſich für die zukünftige deutſche Republik erklärt und werden alles, was in ihren Kräften ſteht, zu ihrer baldigen Errichtung thun. Der Mayor von Porcopolis*) hat ſie durch eine Viſite bei Kinkel ſtillſchweigend im Voraus anerkannt. Das Gerücht verbreitet ſich, daß dreizehn von den Theilnehmern an dem Fackelzuge, der geſtern zweitauſend Mann ſtark durch die ſtaunenden Straßen paradirte, ſich zu einer Compagnie zuſammengethan und auf der Stelle die nöthigen fünf Offiziere gewählt, auch bereits die große Trommel beſtellt haben, die ihnen als Regulator ihrer Schritte bei der Eroberung Deutſchlands für den Londoner Revolutionsverein und die Ruge'ſche Philoſophie vorangetragen werden ſoll. Alles iſt ſo weit im

*) Spitzname Cincinnatis, hergenommen von ſeinen großen Pökelſchweinefleiſch-Fabriken.

beſten Zuge. Der Berg kreiſt — auch die Maus, die er gebären wird, ſteckt ſchon den Kopf aus dem Loche".

Aehnliche Ketzereien vertraute ich meinem Notizbuche in St. Louis und in Belleville an. Am Beſten nahm ſich bei dem Redeſchmaus, der im Courthauſe des letztgenannten Städtchens veranſtaltet wurde, Hecker aus, welcher ſich von ſeiner Farm auf der benachbarten Prairie dazu eingeſtellt hatte. Weniger behagte mir Tags darauf mein alter Freund und Lehrer in der Staatskunſt, Dietſch von Annaberg, mit ſeiner Antwort auf die Bemerkungen, die ich in Betreff dieſer Beſtrebungen gegenüber den damaligen deutſchen Zuſtänden und Stimmungen fallen ließ. Sie waren nicht ermuthigend, liefen vielmehr auf den beſcheidnen Rath hinaus, man möge lieber ſeinen Frieden mit der Wirklichkeit machen, als ferner Träumen nachhängen. „Höre 'mal", ſo erwiderte er, „weißt Du wohl, daß Du mir verdächtig vorkommſt? Dieſer Tage haben wir die Namen und das Signalement von ſechs Spionen und Werbern veröffentlicht, welche die Reaction, wie uns aus London gemeldet wird, hierher geſchickt hat, um unter uns zu kundſchaftern und die Leute zu entmuthigen. Ich traue nicht, Du biſt am Ende auch ſo einer. Aber nimm Dich in Acht, es koſtet mich nur drei Zeilen in der ‚Tribune', und an demſelben Tage noch wirſt Du in Deinem Hotel in beſter Form gemobbt".

So erzählt mein Tagebuch, wo auch verzeichnet iſt, daß ſeine Drohung kein Scherz war, daß es mir vielmehr einige Mühe koſtete, ihm ſeinen wunderlichen Argwohn auszureden.

Die Republik, in die ich ausgewandert, ſah im Leben weſentlich anders und viel weniger einladend aus, als in den Büchern, die mich zu ihr geführt hatten. Und dieſe Flüchtlinge, dieſe Pſeudopolitiker mit ihren Illuſionen, ihrem engbegrenzten Geſichtskreiſe, ihrem unpraktiſchen Weſen, ihrem unduldſamen

Fanatismus, dieſe Leute, die allerdings zum Niederreißen und Umſtürzen das Zeug zu haben ſchienen, auf die Frage, was dann, aber nur unbeſtimmte Antwort zu geben wußten, und die überdieß unter einander in arger Spaltung und bitterem Hader lebten, hatten die Geſchicke Deutſchlands in die Hand nehmen wollen und dachten noch jetzt daran! In der That, ſo ſagte ich mir, die Republik, die ſie geſchaffen hätten oder ſchaffen würden, wäre das Chaos und könnte ohne ſchweren Schaden für Alle nicht vier Wochen Beſtand haben, ſie wäre die Karrikatur der amerikaniſchen.

Ich hatte in Amerika den Glauben an das eine meiner politiſchen Ideale verloren, und damit war der an das andere wieder aufgelebt. Das Vaterland konnte auch, es konnte beſſer unter nicht republikaniſcher Form einig und groß werden. Dieſer Glaube, noch unklar zwar, aber doch ſchon beſtimmend, wies mich nach Hauſe, und im Februar 1832 folgte ich der Weiſung.

Zweiter Abſchnitt.

In den Kreiſen der Gothaner.

Zu den Blättern, in denen ich nach der Rückkehr in die Heimath meine amerikaniſchen Beobachtungen verwerthete, traten zuletzt, im Spätherbſt 1852, auch die „Grenzboten“, mit deren damaligen Herausgebern, Guſtav Freytag und Julian Schmidt, ich ſpäter näher bekannt wurde, und in deren politiſche Anſchauungen ich mich allmählich hineinlebte. 1855 brachte ich, von Freytag dazu veranlaßt, ſechs Monate in Schleswig-Holſtein zu, ſtudirte, das Land mit guten Empfehlungen im Zickzack durchwandernd, die dortige Dänenwirthſchaft und die Stimmung des Volkes und erzählte dann in „Schleswig-Holſteiniſchen Briefen“, die zuerſt in den „Grenzboten“ erſchienen, dem Publicum im Süden der Elbe davon. Im Jahre darauf übernahm ich, auf Freytags Wunſch, die Redaction des Blattes, dem ich mich indeß zuerſt nur mit Unterbrechungen widmen konnte, da die Direction des Oeſterreichiſchen Lloyd, durch mein Buch „Wanderungen zwiſchen Hudſon und Miſſiſſippi“ auf mich aufmerkſam geworden, mich beauftragte, für literariſche Zwecke der Anſtalt den Orient zu bereiſen.

Fanatismus, dieſe Leute, die allerdings zum Niederreißen und Umſtürzen das Zeug zu haben ſchienen, auf die Frage, was dann, aber nur unbeſtimmte Antwort zu geben wußten, und die überdieß unter einander in arger Spaltung und bitterem Hader lebten, hatten die Geſchicke Deutſchlands in die Hand nehmen wollen und dachten noch jetzt daran! In der That, ſo ſagte ich mir, die Republik, die ſie geſchaffen hätten oder ſchaffen würden, wäre das Chaos und könnte ohne ſchweren Schaden für Alle nicht vier Wochen Beſtand haben, ſie wäre die Karrikatur der amerikaniſchen.

Ich hatte in Amerika den Glauben an das eine meiner politiſchen Ideale verloren, und damit war der an das andere wieder aufgelebt. Das Vaterland konnte auch, es konnte beſſer unter nicht republikaniſcher Form einig und groß werden. Dieſer Glaube, noch unklar zwar, aber doch ſchon beſtimmend, wies mich nach Hauſe, und im Februar 1852 folgte ich der Weiſung.

Zweiter Abſchnitt.

In den Kreiſen der Gothaner.

Zu den Blättern, in denen ich nach der Rückkehr in die Heimath meine amerikaniſchen Beobachtungen verwerthete, traten zuletzt, im Spätherbſt 1852, auch die „Grenzboten“, mit deren damaligen Herausgebern, Guſtav Freytag und Julian Schmidt, ich ſpäter näher bekannt wurde, und in deren politiſche Anſchauungen ich mich allmählich hineinlebte. 1853 brachte ich, von Freytag dazu veranlaßt, ſechs Monate in Schleswig-Holſtein zu, ſtudirte, das Land mit guten Empfehlungen im Zickzack durchwandernd, die dortige Dänenwirthſchaft und die Stimmung des Volkes und erzählte dann in „Schleswig-Holſteiniſchen Briefen“, die zuerſt in den „Grenzboten“ erſchienen, dem Publicum im Süden der Elbe davon. Im Jahre darauf übernahm ich, auf Freytags Wunſch, die Redaction des Blattes, dem ich mich indeß zuerſt nur mit Unterbrechungen widmen konnte, da die Direction des Oeſterreichiſchen Lloyd, durch mein Buch „Wanderungen zwiſchen Hudſon und Miſſiſſippi“ auf mich aufmerkſam geworden, mich beauftragte, für literariſche Zwecke der Anſtalt den Orient zu bereiſen.

Von der letzten der drei Touren, die ich dahin machte, kam ich kurz nach Beendigung des italienischen Krieges von 1859 zurück, um mich nun ganz den Redactionsgeschäften zu widmen. Sie wurden mir immer geläufiger und lieber, und sie waren mir nicht blos eine Ehre und Freude, sondern auch eine Schule. Ich lernte mich gewählter, vorsichtiger und gesetzter ausdrücken, und ich gewöhnte mich mehr und mehr an rein verständiges Urtheilen in politischen Angelegenheiten. Mit jedem Jahre der Wehen, die der großen Geburtszeit von 1863 bis 1866 vorausgingen, erkannte ich klarer, daß die nationale Frage derjenigen nach den Freiheiten, welche die liberalen Parteien auf ihre Fahne geschrieben hatten, vorgehen müsse, und daß nur von Preußen das Heil kommen könne. Wesentlich trug dazu der freundschaftliche Umgang mit Schmidt bei, der uns indeß schon 1861 nach Berlin entführt wurde, wo er die Leitung des Preßorgans der Vinckeschen Partei übernahm. Auch sonst gewann ich durch meine Stellung bei den „Grenzboten" angenehme und nützliche Bekanntschaften, und die meisten derselben fanden sich um das letztgenannte Jahr zu einem Kreise zusammen, der, ebensoviel gemüthliche Befriedigung als geistige Anregung und Förderung gewährend, zu den besten Erinnerungen meines Lebens gehört.

In einer der zahlreichen Trinkstuben, welche die Höfe und Durchgänge der alten Meßstadt Leipzig bergen, versammelte sich in der Zeit, wo der Nationalverein Bedeutung erlangte und die Beisteuern für die preußische Flotte begannen eine Anzahl von politischen Glaubensverwandten zu einer Gesellschaft, die selbst in dem vielfältig angeregten, gescheidten Klein-Paris in mehrfacher Hinsicht einzig in ihrer Art war. Genauer gesprochen war ihre Geburtsstätte der Offizierstisch der Kitzingschen Bierwirthschaft im Petrinum. Zuerst nur aus drei Mitgliedern

beſtehend, unter denen Schmidt war, bald aber verſtärkt, auch unter den ſächſiſchen Marsſöhnen nicht ganz am rechten Orte, zog dieſelbe, um mit dem komiſchen Dichter der Genoſſenſchaft zu reden:

„Wie Iſrael, als es gewachſen,
Aus der Aegypter Mitte ſchwand",

nach einigen Wochen hinüber zum zweiten runden Ecktiſche des Zimmers. Dienstags und Freitags war es, wo man ſich Abends zwiſchen ſieben und neun bei dem ſchweren Gerſtenſaft des Wirthes einzufinden pflegte, um nach des Tages Laſt und Arbeit über allerlei Dinge ſeine Gedanken auszutauſchen. Namentlich aber beſprach man die politiſchen Fragen und Sorgen der Zeit, und nach dem Geiſte, in dem Dieß geſchah, hielt die böſe Welt ſich für berechtigt, dieſe Tafelrunde deutſcher Patrioten „die preußiſche Verſchwörung" zu taufen. Sehr leichtfertig, ſchon wenn man ſich an den ebengemeldeten Urſprungsort der Vereinigung erinnerte. Nicht viele Männer waren es, die ſich hier zu zwangloſer Unterhaltung und gegenſeitiger Erbauung trafen, etwa ſo viele, wie ein rechtſchaffner runder Tiſch von Mittelgröße, wenn die Gäſte artig zuſammenrücken, zuläßt. Aber es war eine angenehme Miſchung der verſchiedenſten Stände, Kräfte und Erfahrungen, und es gab unter den Mitgliedern der Geſellſchaft Namen vom beſten Klange. Man hörte manche kluge Rede, manch warmes Wort. Gute Laune würzte das Geſpräch mit ergötzlichen Einfällen. Wir hatten da unter uns, wie der humoriſtiſche Poet behauptete:

„Geiſtvollſte Blicke, Glanzmomente,
Gemüth, Charakter und Verſtand".

Alle Berufsarten und viele deutſche Landſchaften hatten dem „Kitzing", wie wir unſern Klub nannten, werthe Theilnehmer geſtellt. Die Schule war da und die Univerſität, die Rechtsge-

lahrtheit, die Botanik und die Geschichtschreibung, Kaufmannschaft und Buchhandel, Verwaltung und Vertretung der Stadt, der „hohe" Landtag, die dramatische und die epische Poesie, Kritik und Publicistik; auch das Handwerk fehlte nicht. Selbst die Diplomatie glänzte im System der Genossen, und sogar durch ein Doppelgestirn. Die Mehrzahl der Freunde waren Leipziger; unter ihnen befand sich der frühere zweite Bürgermeister der Stadt und dessen späterer Nachfolger. Andere waren Dresdener, darunter Heinrich v. Treitschke, der damals seiner glänzendsten Periode als streitbarer Redner und Essayist nahe war. Wieder Andere gehörten ihrer Heimath nach einer weiteren Ferne an wie Schmidt, der Ostpreuße, und Freytag, der Schlesier. Die Schweiz hatte Salomon Hirzel, den Goethekenner gesandt. England hospitirte in der Person seines Generalconsuls Crowe, des vielgewanderten, auf den Schlachtfeldern der Krim und Italiens ebenso wie in den friedlichen Stätten niederländischer und romanischer Kunst bekannten Schriftstellers. Es war in der That ein Kreis, in dem sichs gut Hütten bauen ließ, anregend, wohlthuend wie wenige. Jeder trug sein Theil zu der Summe guter Gedanken bei, welche in leichtem Geplauder über dem Glase sich begegneten, der Eine scharfes Urtheil, der Andere Erlebnisse und Erfahrungen eines vielbewegten Lebens, wieder ein Anderer Ergebnisse seiner Wissenschaft. Alle waren gute Kameraden, Eins in Liebe und Haß, Eins im Zusammenklang der Ueberzeugungen von dem, was der Nation allein frommen könne; nur in Betreff der Wege, die dahin führten, bildeten sich mehr und mehr verschiedene Meinungen aus. In Einem aber waren und blieben wir alle einig, in der Verehrung vor dem Haupte der Gesellschaft, vor dem, dessen Geist und Wesen sie vorzüglich zusammengeführt hatte, und dessen Liebenswürdigkeit das ganze Rund vor Allem erwärmte, wie die Sonne die Planeten ihres Systems, in der

tiefen, aufrichtigen Verehrung vor Karl Mathy, dem damaligen Director der Creditanſtalt in Leipzig, dem nachmaligen Miniſterpräſidenten in Baden.

Nicht häufig geſchieht es wohl, daß ein Süddeutſcher raſch heimiſch wird im Norden, zumal wenn er in gereiftem Alter ſteht, und nicht oft wird ſichs begeben, daß wir Verſtandesmenſchen von der norddeutſchen Ebene einem Volksgenoſſen aus dem Süden ſchnell unſer Herz zuwenden. Beide Theile der Nation haben ihre beſondern Vorzüge, die zu ihrer Annäherung führen, beide aber auch Eigenſchaften, die ſie für den erſten Augenblick einander fernhalten. Der Süden iſt dem Norden zu idealiſtiſch, zu gemüthlich, zu laut, dieſer jenem zu ſehr auf das Thatſächliche gerichtet, zu zugeknöpft, zu karg mit Aeußerungen deſſen, was er empfindet, vielleicht zu vornehm.

Nichts von dem Allen paßte auf das Verhältniß der Geſellſchaft im Leipziger Petrinum zu ihrem Mittelpunkt und Häuptling. Ein Franke ſeiner Herkunft nach, vereinigte er in ſeinem Weſen alle Vorzüge der Stämme diesſeits und jenſeits der Mainlinie ſchon gewiſſermaßen durch ſeine Geburt. Ein heller Verſtand und ein reiches Gemüth, beide in einem ereignißvollen Leben, in ſehr verſchiedener Stellung, in Kämpfen aller Art, in Arbeiten für das Wohl des Volkes, bald in der Kammer als Redner, bald in der Dorfſchule als Erzieher, bald als Unterſtaatsſecretär im Handelsminiſterium des deutſchen Reichs von 1848, geläutert und geſtärkt, hoben ihn weit über die allgemeine Anlage ſeines Stammes hinaus. Ohne die Ideale ſeiner Jugendzeit zu verlieren, hatte er ſich ſchon durch ſein urſprüngliches Studium, die Cameralwiſſenſchaften, auf Geringſchätzung der landläufigen Redensart, der politiſchen Stubenweisheit und der theatraliſchen Parteitaktik hingewieſen geſehen und den Grund zu der in ſeiner weiteren Thätigkeit zu ſeltenem

Grade ausgebildeten Erkenntniß gelegt, daß nur der die Welt ſeinen Idealen dienſtbar macht, welcher mit den Thatſachen rechnet. Ein heißes Herz, über dem ein kalter Kopf, glichen ſich in ihm aus zu einem jener Menſchen, wie wir Deutſchen ſie vor Allem brauchen können. Nicht oft brach das heiße Herz hervor, dann aber mit ſchneidender Energie. Für gewöhnlich war er in Geſchäften ein kühler, ſtiller, raſtloſer Arbeiter, im Freundeskreiſe ein anſpruchsloſer, einfach liebenswürdiger Geſellſchafter, und nur ein gewiſſer Zug leiſer Ironie, der bisweilen ſeine Erzählung oder ſein Urtheil umſpielte, verrieth den vornehmen Geiſt, den der Zuhörer vor ſich hatte. In ganz vertrautem Umgange gab er ſich in allen Stücken, wie er war und dachte. Eine Freude war es, ihn erzählen zu hören, und er erzählte gern, vorzüglich aus ſeinen jüngeren Jahren. Die Aufzeichnungen, die ich mir davon dann und wann machte, enthalten manches charakteriſtiſche Bild aus ſeinem Lebensgange. Ich finde darunter ſein Säbelduell mit einem Heidelberger Commilitonen, der ſpäter einen hohen Poſten in der badiſchen Verwaltung bekleidete, ſeine Fußwanderung nach Frankreich hinein, der Anziehungskraft nach, welche die Julirevolution auf junge Gemüther ausübte, die erſten Verſuche des Cameralpracticanten Mathy, ſeiner Regierung in der Preſſe Oppoſition zu machen, einige noch unbekannte Züge der Dorfgeſchichte, deren Held er als Schulmeiſter von Grenchen war, Charakterköpfe von Hecker und Struve, von Mazzini und ſeinen Genoſſen, ſeinen Bericht über die Art und Weiſe, wie er Fickler verhaftet, und mancherlei anderes Anmuthige und Lehrreiche.

Wir alle lernen, wenn wir uns nicht „principientreu“ vor der immer werdenden Welt die Augen zuhalten, wir alle überwinden uns, vertagen und ſchließen Compromiſſe, wenn wir uns nicht mit einer Doctrin der Vergangenheit gegen die Lehren

der Gegenwart verſtockt haben. Die Jugend ſchwärmt für Ideale, und auch Mathy war davon nicht ausgenommen. „Es wird“, ſo ſchrieb ich nach einem in engerem Kreiſe mit ihm verbrachten Abend in mein Tagebuch, „Jahre gegeben haben, wo ſeine politiſchen Ziele von denen der Radicalſten nicht eben weit entfernt gelegen haben können, wo er die Marſeillaiſe nicht blos als prächtige Melodie mit erhabenem Texte verehrt, wo ihn ſelbſt die Carmagnole begeiſtert haben muß. Stimmte der alte Herr doch geſtern, als Rouget de l'Isles Schlachtlied erklungen, keineswegs rein ironiſch lächelnd, den Jacobinergeſang von „Madame Capet, die verſprochen, ganz Paris erwürgen zu laſſen“, an. Mathy iſt in ſeinen Jünglingsjahren in Phantaſie und Glauben, dann während ſeines Aufenthalts in der Schweiz in voller ganzer Wirklichkeit mehr als liberal, er iſt Republikaner geweſen. Er hat dann gelernt an den Menſchen und Dingen, daß die Welt unter dem Monde das Vollkommene nicht verträgt, und daß ſein altes Ziel ſich nicht für deutſche Zuſtände ſchickt, und er hat im Frankfurter Parlamente und anderwärts mit der ihm eigenen rückſichtsloſen Entſchloſſenheit darnach gehandelt. Er iſt ein Politiker, der, wie ſehr ihm auch liberale Reformen am Herzen liegen, wenn er zur Macht gelangte, ſtramm wie ein Preuße auf Maß und Ordnung nach den Geſichtspunkten des zur Zeit Möglichen halten würde. Wie er, obwohl im Allgemeinen freihändleriſchen Ideen zugethan, nach ſeinen geſtrigen Aeußerungen entſchieden für Einführung des Tabaksmonopols ſtimmt, ſo weiß er ſein Bedürfniß nach Freiheit auch ſonſt der Wirklichkeit zu unterwerfen. Aber die Erinnerung an ſein einſtiges Ideal iſt ihm geblieben, und vielleicht mehr als die Erinnerung. Er bewahrt es, wenn ich mancherlei Aeußerungen von ihm nicht unrichtig deute, in einem warmen Winkel ſeiner Seele wie das Bild einer Jugendgeliebten. Die

Sehnsucht nach ihr hat sich nicht erfüllt. Auf sie zu hoffen war ein Traum, aber ein Traum voll beglückender Gluth. Eine der Wirklichkeit vergessende Stunde läßt ihn wieder aufleuchten. Dann versinken seine Gestalten wieder, um den Pflichten Raum zu geben, die der Verstand uns auferlegt".

Aeußerlich war Karl Mathy eine gedrungne Gestalt von etwas über Mittelgröße, ein schöner Kopf mit spärlich gewordenem, früh ergrautem Haar, unter hoher breiter Stirn ein Paar großer, leuchtender, hellblauer Augen, der Ausdruck der Züge Milde mit Festigkeit gepaart und ein wenig Schelmerei dazwischen. Die Oberlippe trug einen kurz gehaltenen grauen Schnurrbart, das mäßig geröthete Gesicht rahmte ein ebenfalls kurz geschnittner Bart von der Art ein, wie man sie früher in Süddeutschland Demagogenbärte nannte. Seine Haltung war in der Regel stramm und gerade. Der Gang ein wenig einknickend. Im gewöhnlichen Verkehr klang seine Rede an den badischen Dialekt an, der wie alle südwestdeutschen das N beim Infinitiv und beim Particip der Vergangenheit so wie beim Plural der Hauptwörter wegläßt und im Perfectum erzählt. Bei öffentlichem Auftreten — er hielt unter Anderem in Leipzig einen Vortrag bei der im Mai 1862 vom „Kitzig" im Schützenhause veranstalteten Fichtefeier — fielen diese Anklänge weg. Wohlüberlegt und darum klar und fließend, gedankenreich, phrasenlos wirkte sein Wort dann mächtig, zumal es eine sonore Stimme, ruhige, mannhafte Haltung, die nichts von den Theaterkünsten anderer Sprecher hatte, und jene leuchtenden Augen unterstützten, die so prächtig die Ueberzeugungstreue wiederspiegelten, welche ihn erfüllte.

Mathy hatte, als er zu uns kam, schon Jahre im Norden gelebt, erst in Gotha, dann in Berlin, und er hatte dort allenthalben Freunde zurückgelassen und nützlich gewirkt. In Leipzig

war ihm dazu ebenfalls Gelegenheit geboten. Seine Berufung zum Director der Deutſchen Creditanſtalt ſetzte ihm eine Aufgabe, die einem tüchtigen Manne bis auf Weiteres genügen konnte. Er hatte die Freude, zu ſehen, daß ſeine Reformpläne von der Mehrzahl der Intereſſenten gebilligt wurden und ſich gedeihlich entfalteten. Seinen Bemühungen dankte das Inſtitut vor Allem die Abwickelung von Unternehmungen, mit denen eine phantaſtiſche Speculation es in Verbindung gebracht hatte, und das Wiederemporkommen zu ſolidem Stande und allgemeinem Vertrauen.

Auch der Freundeskreis, den ich oben ſchilderte, war ihm eine Verſchönerung ſeines Aufenthalts bei uns. Kaum zwei oder dreimal, wenn nicht durch Reiſen entfernt, fehlte er in den drei Jahren, die er in Leipzig lebte, bei den Dienstags- und Freitagsabenden der runden Tafel auf der Petersſtraße. Mit der Regelmäßigkeit einer Uhr kam er Punkt zehn Minuten nach ſieben. Nicht immer mit derſelben Regelmäßigkeit ging er, nachdem er ſein ein für alle Mal feſtſtehendes Maß von Kitzing's dunklem Safte genoſſen. Aller Augen erwarteten ihn, wenn er im Dampfe des erſten Zimmers hinter den Scheiben der Glasthür erſchien, Alle hingen an ſeinem Munde, wenn er ſprach. Der Geſchichtsſchreiber unterbrach ſich in einer Auseinanderſetzung über das perſiſche Sonnenjahr oder ſonſt eine entfernte Herzensangelegenheit, der Botaniker vertagte eine begonnene Belehrung über Pilzſporen oder Pflanzenzellen, der Komiker brachte raſcher als gewöhnlich einen neugebornen guten Einfall an den Mann, wenn — Er ſich zu einer längeren Erzählung oder zur Abgabe ſeiner Meinung über eine auf die Tagesordnung gebrachte Frage anſchickte. Mathy hätte nicht die geſellige Natur, nicht der Mann von Herz ſein müſſen, der er war, wenn ihm dieſe ſtille und doch ſo deutliche Huldigung

nicht wohlgethan, er wäre nicht der Patriot gewesen, der er war, wenn es ihm nicht zur Befriedigung gereicht hätte, sich als den Grundpfeiler eines Kreises von Gleichgesinnten betrachtet und behandelt zu sehen. Er gab viel, aber er empfing auch. Er war unser Stolz, aber er hatte auch keine Ursache, die am runden Tische zugebrachten Stunden für verlorene anzusehen.

Leipzig war ihm augenscheinlich werth geworden. Und doch konnte hier nicht seines Bleibens sein. Die Sehnsucht nach der schöneren Heimath im Süden, nach den altgewohnten Verhältnissen war ihm niemals erloschen. Sein Reformationswerk in der Creditanstalt war allmählich in Zug gekommen, was weiter zu thun, keine Arbeit für ihn. Vor der Reaction in Baden hatte er den Staub von den Füßen geschüttelt; jetzt, wo dort guter Wille auf dem Throne saß und die Sonne einer neuen Epoche aufging, wo wichtige allgemeine Fragen und nicht weniger bedeutungsvolle Fragen seines besondern Faches zur Entscheidung kommen sollten, verlangte es ihn heim und verlangte ihn auch die Heimath. Eine größere Wirksamkeit, neue politische Thätigkeit winkte. Das Ministerium v. Roggenbach war gebildet worden, keineswegs ganz aus Staatsmännern von Mathys Ueberzeugung und noch weniger aus solchen von seiner Charakterstärke. Er konnte ihm neue Kraft, rascheren und kühneren Entschluß zuführen, ihm, wie ichs nennen möchte, mehr Rückgrat geben. Es war etwas von Bismarck in Mathy, nur daß jener von der rechten, dieser von der linken Seite auf den wahren Weg zum Ziele gelangt war. Es lag schon im Sommer 1862 etwas von großen Dingen in der Luft, und da hätte es sein Pfund vergraben und nichts von dem berechtigten Ehrgeiz besitzen heißen, der die Geschichte machen hilft, wenn Karl Mathy an der hohen und einflußreichen Stelle hätte

fehlen wollen, an die ihn ein nationaldenkender und freisinniger Fürst berief.

Mit einer Mischung von Trauer und Freude vernahm der Klub die Nachricht: „Der Staatsrath geht fort". Der Stuhl neben der Ecke, den er so oft eingenommen, und auf dessen Stelle jetzt Bismarcks Bild herabsieht, sollte leer stehen fortan. Wir hatten uns verwaist gefühlt, wenn eine Reise ihn für eine kurze Zeit uns entführt, jetzt war es eine Abreise für immer. Noch wehmüthiger waren die gestimmt, die sich wie ich näheren Umgangs mit ihm erfreut hatten, aber sie wußten auch noch mehr, daß die Berufung einen Lieblingswunsch von ihm erfüllte, und daß ein Geist wie er dahin gehörte, wo Gelegenheit war, dem Vaterlande in großem Stil und nicht blos mit gutem Wollen und Reden, sondern mit Thaten zu dienen.

Am 20. September gaben wir ihm ein Abschiedsmahl, bei dem ihm der Humorist der Genossenschaft die letztere in Gestalt eines Albums mit den Photographien der Mitglieder zur Begleitung in die Ferne überreichte. In den ersten Strophen ein Muster launiger Gelegenheitsdichtung, nahmen die Verse, die der Darbringer dazu sprach, zum Schlusse eine ernste Miene an. Jedem Original der Portraits war es aus der Seele geredet, wenn er endigte:

„Und jedes Bild, es soll Dir danken
Für jenes Bild, das Du uns ließ'st,
Das Du uns ließ'st aus Ernst und Scherzen,
So fest und frei, so klar und mild.
Du gehst, — doch uns im tiefsten Herzen
Bleibt eines deutschen Mannes Bild".

Wo die Sonne aufgeht, verbleichen und schwinden die Sterne. Manche glänzende Persönlichkeit, die ich kennen lernte, ist mir in den letzten zehn Jahren weniger hell als vordem erschienen, manche in Vergessenheit versunken. Der Name

ich recht informirt bin, existirt und bei dem fürstlichen Haupte Anfangs nicht an Preußen und zuletzt wenigstens nicht an dessen König gedacht, so komisch es auch sein mag, ernsthafte Leute phantastische Allotria der Art treiben zu sehen.

Wenn es in unserm Kreise Leute gab, welche diese Politik nicht komisch fanden, so gehörte ich nicht dazu. Dagegen erwartete ich damals von der Bewegung, welche die Schützen- und Turnervereine geschaffen, für die Zukunft Deutschlands gute Resultate, wobei mir unter Anderm Garibaldis Freiwillige und Erinnerungen an 1848 und 1849 vorschwebten. Daß auch Dieß ziemlich komisch war, wurde ich erst viel später inne, und so war ich mit Begeisterung Zeuge von den Festen, wo jene Vereine ihre Zahl und ihre Kunst zur Schau stellten und für die deutsche Idee demonstrirten und warben. Indeß bewahrte ich bei aller Berauschtheit, welche diese und andere patriotische Leistungen hervorriefen, wenigstens einen Rest von Nüchternheit.

So nannte ich zwar in einer Schilderung des großen Leipziger Turnfestes vom August 1863 das letztere „das Fest der werdenden Einheit der Deutschen, die Versammlung der Genossenschaft, die vorzugsweise zur Gewöhnung an stramme Haltung, feste Zucht und strenges Selbstregiment verbunden ist".

So meinte ich, daß es „nicht verfehlen könne, heilsame Wirkung auf alle auszuüben, welchen die Freude beschieden worden, an ihm theilzunehmen. Die deutschen Jünglinge und Männer, die sich", so hoffte ich weiter, „bei ihm zusammenschaarten, haben nicht blos mit einander geturnt und gezecht, gesungen und gejubelt, sie haben auch manches gute Wort zu hören bekommen. Sie haben eine echt bürgerliche deutsche Stadt kennen gelernt, deren Tüchtigkeit weit größeren und vornehmeren zum Vorbilde dienen kann. Sie haben gesehen, wie Deutschland wächst, und was es vermag. Sie haben in der großen

demokratiſchen Strömung geſchwommen, welche durch die Nation geht, und die ſelbſt hochgeſtellten Widerſachern dieſer Bewegung für Freiheit und Einheit Beachtung und Rückſichtnahme abnöthigt.*) Die Disciplin, die das Feſt ihnen auferlegte, um ſich würdig entfalten zu können, hob und adelte auch die Geringen unter ihnen. Das Wohlwollen, welches ihnen überall entgegenkam, das treuherzige Weſen, welches ſie allenthalben begrüßte, wird von ihnen tief und warm empfunden worden ſein. Sie werden, als ſie heim fuhren, das Gefühl mitgenommen haben, nicht blos einem großen, ſondern auch einem guten Volke anzugehören, das Beſſeres verdient als Unfreiheit und Zerriſſenheit. Mehr wie jedes andere Feſt dieſer Tage wird die nationale Feier in Leipzig das Ineinanderwachſen der deutſchen Völker gefördert haben. So viel heimkehrende Feſtgenoſſen, ſo viel mehr oder minder klare und beredte, mehr oder minder eifrige Apoſtel des unitariſchen Gedankens. Ueberſchwänglichkeiten, prunkvolle Phraſen und andere Kinder der Weinlaune werden verſchwinden, wenn nach dem Feſte die nüchterne Arbeit wieder in ihr Recht tritt. Die Geſammtwirkung der ſchönen ſtolzen Feier aber wird bleiben und als ein guter Same in den Gemüthern aufgehen zu heilſamen Entſchlüſſen".

So ſchrieb ich zwar ferner über die Leipziger Auguſttage: „Unzweifelhaft hatten ſie wie alles Menſchliche ihre Mängel, aber ebenſo ſicher iſt, daß das Gute bei Weitem überwog. Dieſe Feſte mit ihrer bunten Pracht ſind nur Blüthen am neuergrünten Baume des deutſchen Lebens, aber der Geiſt, der ſich in dieſen Frühlingszeichen kundgab, iſt uns Bürge dafür, daß es nicht taube Blüthen ſind. Der Sommer wird kommen und

*) Der Miniſter v. Beuſt ließ ſich bei der Feier in dieſem Sinne neben Treitſchke hören, und nicht Allen fehlte der Glaube an ſeine Worte.

die Frucht nicht fehlen. Die Kraft, die sie erzeugt, ist vorhanden, auch das Gefühl, sie zu haben. Noch mangelt vieler Orten der Wille, sie zu brauchen, und die Erkenntniß, sie recht zu brauchen. Aber immer weiter und weiter dringt Beides durch die Adern und Nerven der Nation. Wenige Jahre von außen nicht gestörter Entwickelung noch, und die Fahne, welche wir über den beim Feste versammelten Massen wehen sahen, wird auch ihr Heer haben. Rastlos arbeitet die Zeit an großen Dingen, scheidend und verschmelzend, ebnend und bauend, vor Allem aber bemüht, den individuellen Hang der Deutschen in straffe Zucht zu fassen. Diese disciplinirende Arbeit trägt in sich selbst die Gewähr, daß sie nicht vor der rechten Stunde ihr Werk für gethan halten wird, und so wird sie glorreich vollendet werden. Wer sich ihr nicht fügen will, wird sich ihr fügen müssen, gleichviel, wie hoch er stehe, und wie stark er sich dünke. Wir werden ihn sehen, den Siegeslohn jenes Heeres, den Schlußstein jener organisirten Thätigkeit, die Krone der Genossenschaften, die jetzt auf allen Gebieten die Deutschen zusammenfassen: den deutschen Staat".

Indeß gingen neben solchen Illusionen zuweilen auch Ahnungen her, daß das Eine und das Andere bei den Nationalfesten Täuschung, zu günstige Auffassung und falsche Berechnung sei.

So, wenn ich bei Gelegenheit der Leipziger Augustfeier schrieb: „Sehr wohl weiß ich, daß deutsche Fahnen zeigen und Deutschlands wahres Interesse kennen und dafür handeln oder gar sich dafür opfern wollen, sehr verschiedene Dinge sind".

So fand ich an einer der Festreden, die bei dieser Gelegenheit gehalten wurden, auszusetzen: „Dieselbe denkt, wenn sie die Turnerei als ‚Bildungsschule von Charakteren preist, die das einmal für recht und wahr Erkannte auch bekennen und ver-

theidigen, welche ihre Meinungen und Grundsätze nicht wie ein Kleid je nach der Witterung wechseln, wie manche sogenannte praktische Staatsmänner' (Beust war gemeint), offenbar zu hoch von den guten Kindern Vater Jahns. Die Turnkunst wird uns erst beweisen müssen, daß sie nicht blos zu äußerer, sondern auch zu innerer Selbständigkeit erziehe, daß sie granitne Charaktere, politische Helden bilde. In Sachsen wenigstens ist ihr das bisher nicht gelungen, obwohl sie hier ihr Erziehertalent in mehr Vereinen und seit längerer Zeit hätte zeigen können, als irgendwo anders, und obwohl es hier mehr noth gethan hätte als in vielen der übrigen Landschaften deutschen Bodens. Wäre sie, was der Redner sie sein ließ, so hätte die Praxis des ‚praktischen Staatsmanns' in Dresden schon längst Feiertage bekommen oder mindestens andere Bahnen einschlagen müssen".

So schloß ich endlich ein ausführliches Referat über das Leipziger Octoberfest von 1863 mit den Worten: „Wieder hat der Chronist unserer guten Stadt eine Feier von den größten Dimensionen in deren Annalen zu verzeichnen, und wenn er die vom August *über* Erwarten gelungen nennen konnte, so wird er von der gestrigen zu berichten haben: *wider* Erwarten glanzvoll verlaufen. Aber nun Sela, ihr Herren Sänger, und Amen, ihr Herren Redner. Wir haben unsere Großthaten hinreichend gefeiert und wohl ein wenig auch solche, die noch nicht gethan sind. Nicht Siege feiern, sei fortan die Parole, sondern Siege gewinnen".

In diesen und andern Fragen der Zeit waren die Mitglieder unseres Klubs einverstanden, auch in der schleswigholsteinischen, die damals den deutschen Bund ein wenig lebhafter als in den Jahren vorher beschäftigte, aber ohne vom Flecke zu rücken. In einer nur kam es zu Meinungsverschieden-

heiten, die indeß bald nach ihrem Auftauchen ausgeglichen wurden. Ich meine das Bundesreformproject, das Oesterreich 1863 den deutschen Fürsten vorlegte.

In der zweiten Woche des August schrieb ich Folgendes nieder: „Wir wissen jetzt dem Wortlaut nach, was Beust in seiner Rede beim Turnfeste gesagt hat oder gesagt haben will, und seine Aeußerungen lauten beträchtlich nationaler, als man nach mündlichen Referaten annehmen mußte. Neu und unerwartet ist jedoch nur die Versicherung, daß ‚die Fürsten Deutschlands und ihre Regierungen den Aufschwung, den das allgemeine deutsche Bewußtsein mehr und mehr gewonnen hat, nicht allein erkennen und begreifen, sondern auch aufrichtig sich damit befreunden, weil sie in dieser Entwickelung des deutschen Gefühls den besten Stützpunkt für ihre eignen Bestrebungen erkennen lernen'. Soso! Hm! — Aber wie stimmen dazu die Nachrichten, die in den letzten Wochen aus München, Hannover und Darmstadt einliefen? Was mag die Dresdener Excellenz mit den Ausdrücken ‚deutsches Bewußtsein', ‚deutsches Gefühl' gemeint haben? Sollte man das, was man darunter versteht, für geeignet zur Ausbeutung für die Triasidee halten, sich des liberalen Elements der Bewegung zur Herstellung eines ‚reinen Deutschland' mit liberalisirenden Einrichtungen, das neben und zwischen Oesterreich und dem feudal regierten Preußen den Dritten bei der Partie machte, bedienen wollen? Möglich, aber dann danken wir schön und warten lieber, bis es in Preußen besser wird".

Am nächsten Tage fügte ich hinzu: „Unrichtige Vermuthung, totale Veränderung der Sachlage. Kaiser Franz Joseph nimmt die Umgestaltung Deutschlands in die Hand, sicher, nachdem er die Höfe vorher sondirt hat. Die Fürsten sind von ihm eingeladen worden, sich um ihn in Frankfurt, der Kaiserstadt von

ehedem, zu einem Congreß zu ſammeln, um unter ſeiner Aegide zu berathen, wie der deutſche Bund ‚zeitgemäß‘ zu reformiren. Dort wird man alſo erfahren, was Beuſt mit ſeiner Rede neulich angedeutet hat. Bis dahin werden wir wohlthun, es mit dem Doctor Heyner zu halten,*) der, wie erzählt wird, dem Miniſter, als dieſer ihm mit der ihm eignen und oft ſo wirkſamen geweſenen treuherzigen Leutſeligkeit in der Feſthalle die Hand auf die Schulter legte und ſich erkundigte, wie ihm ſein Vortrag gefallen, mit gewohnter Biederbigkeit erwiderte: ‚Ja, Herr Miniſter, die Worte waren recht ſchön, aber das Volk will Thaten ſehen‘. Und was den Frankfurter Fürſtentag angeht, ſo wird ſich ohne Zweifel der Spruch an ihm erfüllen: Selig ſind, die nichts erwarten; denn ſie werden nicht getäuſcht werden“.

Wieder einen Tag ſpäter notirte ich mir: „F., der augenſcheinlich von hoher Stelle in Gotha her informirt und geſtimmt iſt, hat ſich eine andere Anſicht von dem öſterreichiſchen Manöver gebildet, er hält es für mindeſtens discutirbar, er hofft von ihm, weil er an Preußen verzweifelt, er freut ſich der bevorſtehenden Demüthigung Preußens, weil er glaubt, ſie werde für die ‚innern Conflicte in dieſem Staate ein Agitationsmittel ſein‘, werde die von ihm erhoffte Revolution und den Sturz der Feudalen herbeiführen. ‚Mit Freude‘, ſo ſchreibt er, ‚ſehen wir jetzt alte Gegner für unſere politiſchen Ideen beſſer arbeiten, als jemals die vermocht haben, die unſere Führer hätten ſein ſollen‘. Die Antwort des Berliner Kabinets auf das kaiſerliche Einladungsſchreiben iſt ihm ‚weder Annahme noch Ablehnung, ſondern die reine Rathloſigkeit‘. Das öſterreichiſche Project wird, wie er denkt, weder von den Fürſten noch von dem Abgeordnetentage, welcher

*) Einer von den Liberalen im ſächſiſchen Landtage.

deren Zusammenkunft folgen soll, so kühl aufgenommen werden, wie die großen Berliner Blätter meinen".

‚Auch die deutschen Souveräne der Mittelstaaten', so fährt er fort, ‚erkennen und die festlichen Volksdemonstrationen der letzten Wochen haben diese Einsicht verschärft, daß sie etwas Ernstes thun, sogar Opfer bringen müssen, um den lauten Forderungen des Volkes einigermaßen Genüge zu thun. Wie gebrochen auch die Lichtstrahlen des deutschen Liberalismus in ihrer Nähe wirken, nicht wenige von ihnen fühlen doch eine innere Verpflichtung, sich patriotisch und volksthümlich zu erweisen. Sie wissen sehr wohl, daß sie beim Anschluß an Oesterreich weniger für theure Rechte ihrer Souveränetät zu besorgen haben, als in einem preußischen Bundesstaate. Sie empfinden ferner, daß die gegenwärtige Zeit äußere Gefahr, Ohnmacht Preußens, Aufstreben Oesterreichs, demokratische Stimmungen im Volke, die Nothwendigkeit auferlegen, energisch ans Werk zu gehen. Und nicht weniger mächtig wirkt in ihnen — Wenige ausgenommen — die Abneigung gegen das preußische Wesen, einmal, weil sie in der nationalen Partei Preußens, jetzt sogar in einer künftigen Regierung, die Anfänge einer neuen Zeit sehen, welche ihnen höchst gefährlich werden kann, dann aber, weil auch die letzten preußischen Regierungen durch ihre jahrelange thatenlose Negation beim Bunde in der That manches Gute verhindert und dabei überreichlich die Unkraft bewiesen haben, Besseres zu schaffen, endlich weil man der Regierung des Herrn v. Bismarck jeden außerordentlichen Einfall zutraut, und aus gelegentlichen renommistischen Aeußerungen desselben auf eine rücksichtslose Begehrlichkeit schließt. Der Fürstencongreß zu Frankfurt wird also, nur Baden, Oldenburg, Weimar und Reuß jüngerer Linie ausgenommen (Coburg-Gotha also nicht), den kaiserlichen Vorschlägen im Ganzen guten Willen entgegen-

tragen, und was unter ſolchen Umſtänden zu Stande gebracht werden kann, das wird begonnen werden'. — „Ferner aber iſt es eine Täuſchung, daß durch das Ausbleiben Preußens das ganze Project Oeſterreichs vereitelt werde. Zwar ſollen die Reformen auf dem Boden des deutſchen Bundesrechts vor ſich gehen, und das Bundesrecht fordert für Verfaſſungsänderungen Einſtimmigkeit der Vota. Aber proviſoriſche Einrichtungen geſtattet das Bundesrecht per majora. Und was hindert Oeſterreich an einer proviſoriſchen Einführung? Warum ſoll dieſelbe Ehrlichkeit, womit die preußiſche Regierung ihrem Volke die neue Heeresorganiſation als eine proviſoriſche Maßregel dargeſtellt hat, jetzt nicht von der öſterreichiſchen Partei gegen Preußen geübt werden?

Es iſt kein Zufall, daß der Fürſtencongreß unmittelbar vor dem deutſchen Abgeordnetentage angeſetzt wurde. Vielleicht hoffte man die Beſchlüſſe desſelben zu influiren, die Verſammelten wohl gar zu einem günſtigen Entſchluſſe fortzureißen. Dieſe Hoffnung zwar, wenn ſie überhaupt in Wien gehegt wurde, wird ſich als eine irrige erweiſen. Aber die Stimmung auf dem Abgeordnetentage wird ſich den öſterreichiſchen Propoſitionen, welche, wie verkündet iſt, Directorium, Parlament, deutſche Farben, Flaggen, Flotte bringen, nicht ſo ungünſtig erweiſen, als man im Norden annimmt. Einmal iſt in Süddeutſchland im Volk eine große Wärme für dieſes Vorgehen Oeſterreichs, das Wort Parlament übt dort eine mächtige Wirkung, und auch die ſüddeutſchen Abgeordneten ſtehen unter dem Einfluſſe dieſer Stimmung. Dann aber wird auch ein Theil der Nationalpartei geneigt ſein, Abſchlagszahlungen auf die Wünſche des Volkes anzunehmen und das Parlament als ein großes demokratiſches Agitationsmittel gegen die deutſchen Regierungen zu benutzen. In der Hauptſache iſt dem Abgeordnetentage der

Weg, den er zu gehen hat, bereits vorgezeichnet. Er hat sich auf den Boden der Reichsverfassung von 1849 gestellt, und er wird diese gute Stellung nicht aufgeben, er wird also entschieden gegen alles protestiren, was diese Grundlage beeinträchtigen könnte, gegen den Zutritt außerdeutscher Staaten Oesterreichs, gegen eine nur consultative Mitwirkung des Parlaments, gegen ein Directorium, welches die nützlichen Kleinstaaten (sic, Coburg-Gotha, der Hort des Nationalvereins und — anderer Vereine?) zum Besten einiger Mittelstaaten säcularisirte'.

Wie der Verfasser dieses Exposé hofft, wird der Abgeordnetentag weitergehen und ‚durch einen männlichen Entschluß die Initiative der Regierungen überholen. Denn die deutsche Frage wird nicht durch Gnade der Fürsten, sondern nach dem Willen des Volkes zu entscheiden sein. Aber unleugbar wird auch der Abgeordnetentag sich selbst den Rücken decken müssen; denn er ist in der Lage, sich daran zu erinnern, daß die Landesregierungen selbst in einigen Staaten, in denen seine Mitglieder die Majorität der Volksvertreter umfassen — beide Hessen, Nassau, Braunschweig, Hannover — im Nothfalle Minoritätswahlen veranlassen und durch diese ein Parlament beschicken können.

Man darf deshalb gar nicht für unmöglich halten, daß der Fürstencongreß das positive Resultat hat, eine Volksvertretung des Bundes einzuleiten, welche das Bewilligungsrecht über etwa sieben Millionen Bundesgelder und Mitwirkung bei der Bundesgesetzgebung auch mit dem Rechte der Initiative hat. Wie die deutsche Nation sich zu diesen Reformationsideen der Fürsten schließlich stellen wird, das wird zumeist davon abhängen, wie in dem preußischen Staate der Verfassungskampf sich stellt. Nicht mehr die preußische Regierung hat die Hauptstimme bei der Frage über die Zukunft Deutschlands, wohl aber das preußische Volk".

Das war — auch eine Anſicht, aber nicht die meinige. Sie wurde ſpäter von F. in unſerm Klub mündlich vertreten und ausführlich beſprochen. Treitſchke widerlegte ſie in glänzender Rede, die, wie es ſchien, die große Mehrzahl von uns überzeugte, daß der Vertheidiger des Projectes nicht auf dem rechten Wege gehe. Mich aber brachte der Vorfall auf Gedanken, die der Anfang zu einer neuen Wandelung meiner Ueberzeugungen wurden. Das durch Bismarck herbeigeführte Scheitern der Frankfurter Reform beſtärkte mich darin. Doch bedurfte es noch weiterer Erfahrungen, bevor ich an ihn mehr glaubte als an die alten Freunde.

Dritter Abſchnitt.

Im ſchleswig-holſteiniſchen Kriege und unter dem Auguſtenburgiſchen.

Der 16. November 1863 brachte uns die Kunde vom Ableben des Königs Friedrich von Dänemark. Welche Bewegung ſich daraus entwickelte, welche Stellung die deutſchen Großmächte, die Mittel- und Kleinſtaaten, die liberalen Parteien und der Herzog von Auguſtenburg zu dem Ereigniß und der dadurch, wie es ſchien, endlich in die Entſcheidungsſtunde getretenen ſchleswig-holſteiniſchen Frage Anfangs einnahmen, iſt bekannt. Losreißung der Herzogthümer von Dänemark auf Grund des Erbrechts der Auguſtenburgiſchen Familie war das Nächſte, was uns Nationalliberalen als Ziel vorſchwebte, enger Anſchluß des befreiten Landes und ſeines Fürſten an Preußen unſere daneben hergehende Vorausſetzung. Vertraut mit den Rechten und Verhältniſſen Transalbingiens, in den letzten zehn Jahren in der Preſſe vielfach für Aufklärung über die dortigen Zuſtände thätig geweſen, meinte ich während der Kriſis am Mittelpunkt derſelben nützlich ſein zu können. Als früherer Augenzeuge der Noth und Bedrängniß Schleswig-Holſteins empfand ich überdieß jetzt lebhaft den Wunſch, aus der Nähe zu ſehen,

wie ihm die Sonne beſſerer Zeiten aufging. Jene Meinung ſchien von Samwer, dem intimen Rathe der Auguſtenburger, getheilt zu werden. Einige Tage nach dem Sechzehnten wurde ich von ihm nach Gotha berufen und dem Herzog Friedrich vorgeſtellt, und es war die Rede davon, mich als Berichterſtatter und zu ſonſtigem literariſchen Beiſtand nach den Herzogthümern zu ſchicken, zu welchem Zwecke ich mir von den Beſitzern der „Grenzboten“ Urlaub verſchaffen ſollte. Dieß verzögerte ſich. Inzwiſchen gingen der Herzog und Samwer nach Kiel, und die Sache ſchien in Vergeſſenheit gerathen zu ſein, als ſich mein Wunſch, einige Zeit unmittelbar unter dem Morgenroth jenſeits der Elbe zu leben, dennoch erfüllte. Hofrath Freytag, gegen den ich ihn wiederholt geäußert, gewährte ihn im Intereſſe des Blattes, zu deſſen Beſitzern er gehörte. Ich machte mich bereit, den „Grenzboten“ etliche Wochen als Berichterſtatter vom Kriegsſchauplatze zu dienen, wie ich ihnen früher als ſolcher in den „Schleswig-Holſteiniſchen Briefen“ und mit Reiſebildern aus Aegypten, Griechenland und Jeruſalem gedient hatte.

Am Morgen des 2. Februar verließ ich Leipzig, um über Magdeburg und Hamburg zunächſt nach Kiel zu gehen. Am Abend vor meiner Abreiſe war die große Nachricht eingetroffen, daß der Rubicon überſchritten worden. Preußen und Oeſterreicher waren in das Herzogthum Schleswig eingerückt, ungeduldig wünſchte man ſich mitten in ihre Heerſäulen hinein, und ſo war die Langſamkeit der Eiſenbahnzüge zwiſchen Magdeburg und Wittenberge doppelt verdrießlich.

In Leipzig hatte, abgeſehen vom Zeitungspapier, der tiefſte Friede geherrſcht. Auf der Fahrt zeigten ſich allmählich Spuren, daß Krieg im Lande. Mit jeder Station wurde das Geſpräch im Waggon militäriſcher. Mit jedem neuen Paſſagier

ſtieg, namentlich nördlich von Magdeburg, ein neues blutiges Gerücht ein. Dort ſchon hatte ein Schaffner oder Packer den Kollegen eine Mittheilung gemacht, die, aus dem Volksthümlichen überſetzt, beſagte, daß es zwiſchen den Dänen und den Deutſchen zum Zuſchlagen gekommen ſei. Zwei oder drei Stationen weiter wußte man bereits, daß fünfundzwanzig Ulanen dabei gefallen ſeien, und noch ein Stück höher hinauf nach Norden waren es Perleberger Ulanen — natürlich, da Perleberg die nächſte Stadt war, wo ſolche Cavallerie garniſonirte. In Wittenberge wurde dieſes Mißgeſchick durch einen Berliner beſtätigt, was einem Hamburger Reiſegefährten Veranlaſſung gab, ſeine Befriedigung über dieſen Anfang des Feldzuges laut werden zu laſſen.

„Iſt ihnen ganz geſund, dieſen Preußen", meinte der Patriot; „warum laſſen ſie die Dänen nicht in Ruhe. Ich bin ſonſt ein guter Deutſcher, aber die mit den Pickelhauben — nein, iſt ihnen ſchon recht, wenn ſie was Tüchtiges abkriegen".

„Wenn die alle ſo geſtimmt ſind", flüſterte mein Nachbar, ein anderer Berliner, „ſo iſt das ja ein wahres Groß-Krähwinkel".

So gings weiter, aber während unſer biederer und friedliebender republikaniſcher Pfefferſack noch in ſeinen vergnügten Empfindungen über die erlegten fünfundzwanzig Störer von Handel und Wandel ſchmunzelte, kam die nächſte Station, die es, als dem Orte des Blutvergießens weniger fern, beſſer wiſſen mußte, und ſiehe da, jetzt waren's nur zwei Todte, und zwar ſollten es nunmehr Pioniere ſein, die eine Brücke über die Treene ſchlagen gewollt. Gegen meine Erwartung erklärte ſich der Vertreter Groß-Krähwinkels auch mit dieſer gelinden Strafe der Preußen einverſtanden.

Der Freund Preußens beklagte die Gefallenen. Dennoch

war die Nachricht auch ihm eine frohe Botschaft. Ein schwerer Stein fiel ihm vom Herzen. Der kleine „Hannemann“ war entschlossen, sich zu wehren — natürlich im Vertrauen auf Gönner von größerer Leibeslänge — es war Blut geflossen, es war Ernst geworden.

Nachdem ich in Altona die Ehre gehabt, in einem Hotel nicht weit vom Bahnhofe mit dem Befehlshaber der hannoverschen Executionstruppen die Nacht zuzubringen, sah ich am Morgen, aus dem Fenster meines Dachstübchens blickend, zum ersten Mal in der Nähe das erwachte und bis auf Weiteres befreite Schleswig-Holstein und daneben das Uniformgewimmel des Krieges. Unmittelbar vor mir die Front des Bahnhofs mit deutschen und schleswig-holsteinischen Tricoloren. Davor auf dem Platze hannoversche Jäger und Reiter, preußische Helme, Nachzügler der Garden, die Tags vorher durchpassirt, österreichische Offiziere und Gemeine der verschiedensten Waffengattungen, Husaren, Dragoner, Infanterie, Artillerie, Trainsoldaten, Krethi und Plethi, allerlei Volk von allerlei Zungen und Gesichtstypen.

Früh sieben Uhr begab ich mich mit dem Zuge nach Kiel. Die meisten Passagiere des gedrängt vollen Coupés trugen die blaurothweiße Kokarde, mehrere das kleine Eisenkreuz, welches den ehemaligen Soldaten der schleswig-holsteinischen Armee bezeichnete und jetzt aus dem Versteck vor den dänischen Gensdarmen hervorgeholt worden war, alle größeren Ortschaften, an denen uns der Zug vorüberführte, prangten im Schmucke der deutschen und der Landesfarben. Ueberall auf den Bahnhöfen Detachements von Bundestruppen, blinkende Bayonnette und Säbelgeraffel. Bei Elmshorn die ersten Schanzen der Dänen, jetzt natürlich verlassen und theilweise zerstört.

Wieder saß das mythenbildende Princip bei uns im Wagen,

unsichtbar zwar, aber um so eifriger und lauter. Bei Pinneberg hatte es das Gerücht gesponnen, daß Herzog Friedrich diesen Morgen nach Altona kommen werde, um über zweitausend Mann des neuen schleswig-holsteinischen Heeres Revue zu halten. Bei Neumünster schickte es uns den Schaffner an den Wagenschlag, um uns mit der wohl verbürgten, soeben warm mit einem Zuge von Kiel uns entgegengekommnen Kunde zu überraschen: „Meine Herren, der Herzog ist anerkannt — er hat bereits eine preußische Ehrenwache!"

Helle Freude auf allen Gesichtern, lautes Hurrah, selbst die öde rostbraune Heide draußen vor dem Fenster schien, als wir weiter fuhren, ein paar Augenblicke zu leuchten und zu lächeln. Der nächste Moment freilich führte aus der Erfüllung in die Hoffnung zurück. Die Nachricht war zu gut gewesen, um kritischen Gemüthern lange gefallen zu können.

Nicht so imponirend, wie auf den ersten Blick diese prächtigen Seifenblasen erschienen, war eine Meldung, die bald nachher durch Neueinsteigende zu uns gelangte. Doch hatte dieselbe dafür den Vorzug, keine Seifenblase zu sein. Der dänische Vogt in Eckernförde, Polizeimeister Leisner, von Schleswig her schon berüchtigt, dann durch allerhand Willkürakte in seiner neuen Stellung und namentlich durch die grausame Züchtigung eines zwölfjährigen Knaben mit polizeilichen Ruthenhieben in Aller Mund gekommen, war nach dem Einmarsche der Preußen von der Bürgerschaft aufgefordert worden, sein Amt und die Stadt zu räumen und hatte nach vergeblichem Sträuben gehorchen müssen. Auf der Fahrt nach Hamburg war ihm, da Telegramme ihm voraus eilten, an einigen Orten ein Empfang bereitet worden, der ziemlich warm, aber durchaus nicht schmeichelhaft war, und der auf einer der Eisenbahnstationen darin bestand, daß dreißig bis vierzig Knaben ihn erwarteten und ihm

Ruthen ins Coupé warfen. Schlimmeres war glücklicherweiſe verhütet worden. Das Beſte an der Sache aber ſchien uns allen zu ſein, daß der preußiſche Commandeur, Major v. Zimmermann, die Vertreibung des däniſchen Beamten nicht gehindert hatte. Als Leisner — ſo wurde erzählt — ihn um Schutz erſucht, hatte er erwidert, er ſei Militär und kümmere ſich nicht um Communalangelegenheiten. So berichteten einfache und anſcheinend glaubwürdige Leute, und es klang recht befriedigend und vertrauenerweckend. Frau Fama aber hatte es doch nicht für völlig genügend angeſehen. Es mußte pathetiſcher und grandioſer klingen, und ſo wußte denn auch ein anderer Erzähler der Affaire, der Preuße habe dem Polizeimeiſter auf ſeine Bitte um Beiſtand entgegnet: „Der beſte Schirm des Mannes iſt die Achtung ſeiner Mitbürger". Mich wunderte, daß der tapfere Major nicht lieber gleich in tragiſchem Versmaß oder in einer alcäiſchen Strophe geantwortet haben ſollte.

Unter dieſen und ähnlichen Geſprächen erreichten wir Kiel, wo ich bei meinem alten Bekannten Kegel im Eiſenbahnhotel abſtieg, und von wo an die Blätter meines Tagebuchs weiter berichten mögen. Es werden auf den erſten derſelben hier und da Anſchauungen und Urtheile ſein, über die ich jetzt lächle. Man wird mich an Dinge und Perſonen glauben ſehen, denen ich mit der Zeit aus guten Gründen mißtrauen lernte. Der Leſer wird finden, daß ich Leute wenigſtens gelind verehrte, deren Egoismus unter patriotiſcher Maske, deren advokatenhaftes Weſen, deren ſchillernde Politik und deren arge Verblendung wirklich national Geſinnten bald für alle Zukunft eher alles Andere als Verehrung einflößen ſollten. Und ebenſo das Gegentheil: man wird Stellen begegnen, die Zweifel und Abneigung in Betreff der preußiſchen Politik und ihres leitenden

Staatsmannes ausſprechen und an Ton und Melodie der Klagelieder anklingen, welche die damalige Oppoſition über die Behandlung der ſchleswig-holſteiniſchen Angelegenheit von Seiten des Berliner Kabinets jahrelang erſchallen ließ.

Aber man ſoll ſich nicht klüger machen, als man geweſen iſt. Wir alle können lernen an der Erfahrung, uns wandeln und fortſchreiten, und wohl uns, wenn wir das wollen. Ich habe es gewollt und freue mich deſſen. Wie die Erfahrungen in Amerika mir allmählich aus einem republikaniſchen Traumleben heraushalfen, ſo bekehrten mich meine Erlebniſſe in Kiel und die dann folgende Beobachtung des Verhaltens der meiſten Liberalen mehr und mehr von dem Glauben an die Doctrinen und Phraſen der Fortſchrittspartei und ihrer Verwandtſchaft, und geraume Zeit ſchon, bevor die Erfolge Bismarcks weithin leuchtend die Welt über die ungeheuerliche Thorheit ſeiner Gegner aufklärten, hatte ſich dieſe Umgeſtaltung meines Denkens und Wollens in der Hauptſache vollzogen.

---

3. Februar. Das gute alte Kiel iſt nicht wiederzuerkennen. Die friedlichen Straßen von 1855 ſchnauben Krieg, und Alles ſtarrt von Waffen. Vor dem Hotel und die halbe Holſtenſtraße hinauf ein Getümmel von requirirten Wagen, welche der Armee Vorräthe nachſchaffen ſollen, von Ordonnanzen und Staffetten, von vorbeimaſchirenden Regimentern, Gewehrläufe, Bayonnette, Helmbeſchläge, Metall bei Metall. Commandorufe, Hornſignale, die Trommeln und ſchrillenden Querpfeifen, die Trompeten der Reiterei laſſen ſich hören. Dazwiſchen Säbelgeklirr auf dem Pflaſter und gelegentlich das Hufgetrappel einer Schwadron oder eines Zuges von Küraſſieren. Das geſammte Militär trägt um den rechten Arm eine weiße Binde, und der

Meſſingſchmuck der Pickelhauben iſt in dieſem Feldzuge nicht überſchwärzt, was mir nicht recht praktiſch vorkommen will, aber um ſo ritterlicher ausſieht, namentlich im Vergleich mit den Tſchakos der Kameraden aus Oeſterreich, die durch keinerlei glänzende Auszeichnung den feindlichen Schützen ein Ziel bieten.

Im Uebrigen ſind die Preußen vortrefflich ausgerüſtet. Die Bekleidung iſt geſchmackvoll, ſolid und der Jahreszeit angepaßt, das Fußzeug derb und tüchtig. Auch die Pferde der Kavallerie und des Fuhrweſens verdienen Lob; doch iſt man freilich erſt am Anfange des Krieges.

Im Ganzen machen die Truppen König Wilhelms, mit dem, was ich bisher von den Oeſterreichern ſah, verglichen, mehr den Eindruck des Gediegenen als des leicht Beweglichen. Ihre Mannſchaften ſind beinahe durchweg kräftiger gebaut, aber, wie es ſcheint, auch ſtärker belaſtet als die der Alliirten aus dem Südoſten. Die Zündnadelgewehre, über zehn Pfund ſchwer, wie ich höre, wiegen jedenfalls erheblich mehr als die öſterreichiſche Muskete. Wäre ich der Däne, ſo würde ich ſagen: Der Himmel bewahre uns vor der Nothwendigkeit eines Angriffs auf ein preußiſches Quarré und vor einer Bayonnetattacke oder einer Verfolgung von Seiten der Oeſterreicher. Indeß ſind das Laienurtheile, und es wird gerathen ſein, das Weitere abzuwarten.

Bei den Bekannten, die ich beſuchte, hörte ich zu meiner innigen Freude nur Gutes über die Preußen. Man hatte ſie öffentlich nicht wie die Bundestruppen mit frohen Mienen, Fahnen und Zurufen empfangen können, obwohl ſie vielleicht Beſſeres zu vollbringen berufen ſind als jene, war ihnen aber im Hauſe um ſo freundlicher entgegengekommen und hatte dafür bei ihnen Verſtändniß gefunden. Ueberall lobt man das beſcheidene, anſpruchsloſe Betragen und die intelligente Art der

Leute, und auch sonst scheint Preußen durch die Ereigniſſe der letzten beiden Tage in der öffentlichen Meinung weſentlich gewonnen zu haben. Zwar von Herrn v. Bismarck erwartet Niemand Erfreuliches, und die öſterreichiſche Begleitung nimmt ſich entſchieden bedenklich aus. Aber die Anſprache des Prinzen Friedrich Karl an das Heer, welche raſche Action in Ausſicht ſtellte, der Uebergang über die Grenze Schleswigs, die erſten Schüſſe, das ſchnelle Vorgehen der Preußen bis an die Schlei, der Oeſterreicher bis hart vor das Dannewerk, die Ankunft des preußiſchen Thronerben im Lager der alliirten Armee „für Schleswig-Holſtein", die bekannte Thatſache, daß derſelbe den Herzogthümern wohlwill und überdieß mit dem Herzog Friedrich befreundet iſt, die Annahme, daß man den zukünftigen König nicht wohl für eine antinationale, für eine unreine, für eine faule Sache kämpfen laſſen könne, alle dieſe Dinge wogen jene Bedenken bei überlegſamen Leuten reichlich auf, und was etwa blieb, wurde durch den erſten Kanonendonner und den blutigen Zuſammenſtoß bei Miſſunde zerſtreut.

Der Himmel verzeih's, und etwaige Leſer dieſer Aufzeichnungen werden's hoffentlich von vornherein richtig deuten: ich freute mich, von gutunterrichteter Seite zu hören, daß die Verluſte der Preußen dort größer geweſen, als Andere hatten Wort haben wollen, und Leuten außer mir ſcheint es ebenſo gegangen zu ſein. Denn wie man auch über die Opportunität des Angriffs auf die Miſſunder Schanzen urtheilen mag, Alles iſt wenigſtens darin einig, daß es ſeit geſtern keinen Scheinkrieg mehr gilt, und daß es den trotzigen Dänen jetzt wirklich und wahrhaftig an den Kragen geht. Wie man das hier allgemein empfindet, zeigt der Flaggenſchmuck der Straßen. Eins mindeſtens iſt nunmehr über allen Zweifel hinausgehoben: die Abſicht iſt vorhanden, die Anmaßung, die Gewaltherrſchaft der Fremden

aus Schleswig hinauszuwerfen. Ob für immer, ob zu Herzog Friedrichs Gunſten, iſt damit freilich noch keineswegs feſtgeſtellt.

Einiges zu einer günſtigen Entſcheidung werden die Schleswiger ſelbſt beitragen können. Wenn ſie überall wie in Eckernförde und Gottorf in den friſchen Fußtapfen der flüchtenden däniſchen Bataillone die däniſchen Beamten vertreiben und den Herzog, die Verkörperung des Prinzips der abſoluten Trennung von Dänemark, ausrufen, ſo werden vollendete Thatſachen geſchaffen, die ſich nicht im Handumdrehen, vielleicht gar nicht, wenigſtens nicht ohne den Samen zu einer Revolution in die Gemüther zu ſtreuen, rückgängig machen laſſen. Eine Eroberung der Herzogthümer zum Zwecke einfacher Annectirung an Preußen, die der Eine und der Andere von Bismarck beabſichtigt glaubt, wünſcht hier, ſoweit ich hören und beobachten kann, niemand, ja es ſoll das Wort umlaufen: lieber däniſch als preußiſch, was mir, wenn es wahr wäre, einfach ſchändlich vorkommen würde. Uebrigens könnte ein ſolcher Verſuch, dem der Rechtsſinn des Königs Wilhelm jedenfalls fern ſteht, bei jetziger Lage der Dinge, wo er den außerdeutſchen Großmächten, der Bevölkerung Schleswig-Holſteins, den Regierungen und der öffentlichen Meinung in den Mittelſtaaten, ja einem nicht kleinen Theile der Preußen ſelbſt in gleich unerhörter Weiſe ins Geſicht ſchlagen würde, nur von einer Anſchauung eingegeben ſein, die lediglich für die allerdings ſehr bedeutende Stärkung, welche die feudale Partei in Preußen durch Einverleibung eines Landes wie die Herzogthümer gewinnen würde, für alle übrigen Rückſichten irgendwelcher Art aber keine Augen hätte. Wollte man Derartiges, ſo mußte man es ſeit Jahren vorbereiten durch eine andere innere Politik, ſeit Jahren aber und namentlich in den beiden letzten Jahren iſt nicht weniger als alles geſchehen, um

den Schleswig-Holsteinern wie allen übrigen Deutschen das Gegentheil von der Neigung einzuflößen, dem preußischen Staatsverbande anzugehören. Unter solchen Umständen annectiren wollen, wäre, so dünkt mich, Ungeschick und Brutalität zugleich. Ich denke hier im Sinne der Umgebung des Herzogs und seiner sonstigen hervorragenden Anhänger, soweit ich sie durch Sammer bis jetzt kennen gelernt habe, dem ich als altem Bekannten bald nach meiner Ankunft einen Besuch machte, und der mir wieder zuredete, wenigstens einige Monate in Kiel zu bleiben und seine Politik in der hiesigen und in der südlichen Presse zu unterstützen. Ich konnte nicht zusagen, da ich den „Grenzboten" gegenüber die Verpflichtung hatte, wenigstens etwas vom Kriege zu sehen und darüber zu schreiben, versprach aber später zu versuchen, was sich thun ließe.

Herzog Friedrich scheint hier nicht blos als Träger des Landesrechts, sondern auch persönlich beliebt und verehrt zu sein. Nicht wenig wird dazu die Einfachheit und Schlichtheit beigetragen haben, mit der er hier aufgetreten ist und sich eingerichtet hat. Das Haus, welches er seit seinem Wegzuge aus dem Bahnhofshotel bewohnt, liegt auf der früheren Neuen Straße, die jetzt Friedrichsstraße genannt worden ist, und ist ein hübsches kleines Privathaus von vier Fenstern Fronte und zwei Stockwerken, einem Erdgeschoß und einer Bel-Etage. Zwei hohe Flaggenstangen und Schmuck von Kränzen zeichnen es in der Zeile aus, in der es steht. Das Parterre hat vornheraus zwei einfach möblirte Zimmer, in denen der Herzog Audienz giebt, und wo man nach der Tafel eine Cigarre raucht, hinten einen Speisesalon, in welchem circa zwanzig Personen essen können. Im ersten Stock sind die Wohnstuben des Herzogs, vier an der Zahl, darunter ein Arbeitskabinet, Alles elegant, aber keineswegs reicher als die Wohnung eines wohlhabenden

Privatmannes ausgeſtattet. Ein Anbau enthält Domeſtikenſtuben, Küche und ſonſtiges Zubehör. Wie ich höre, hatte vor dem Herzog der däniſche Profeſſor Molbech das Haus inne. Die Dienerſchaft iſt wenig zahlreich: ein Jäger, ein Lakai in Livree, zwei Lohnbediente in Schwarz ſind alles, was man davon gewahr wird. Von Equipage, Läufern, Kutſchern, Kammerhuſaren und dergleichen Volk iſt vorläufig nicht die Rede. Die Geſchäfte des Ceremonienmeiſters und Hofmarſchalls verſieht der Major Schmidt von der ehemaligen ſchleswig-holſteiniſchen Armee. Auch die Räthe des Herzogs wohnen für jetzt ſehr einfach: Samwer und Du Plat einige Thüren von ihrem Herrn und Gebieter, Franke im Eiſenbahnhotel.

Noch kommen, wie man ſagt, faſt jeden Tag Huldigungsdeputationen an, und heute Nachmittag ſah ich ſelbſt eine ſolche ſich zur Audienz begeben. Es waren biedere Schleswiger aus dem Däniſchen Wohld, geſchmückt mit hohen Cylinderhüten und bewaffnet mit ſtattlichen Tabackspfeifen, welche erſt aus dem Munde genommen und in die Bruſttaſche verſenkt wurden, als die Herren vor der Thüre des Herzogs angelangt waren.

4. Februar. Die Stellung der Dänen am Dannewerk und öſtlich von da wird ohne Zweifel in dieſen Tagen angegriffen. Schon ſind geſtern oder vorgeſtern die Boote der Ellerbecker Fiſcher in Beſchlag genommen und auf Wagen nach Schwanſen abgegangen, um zum Brückenſchlagen beim Uebergang über die Schlei zu dienen. Sehr willkommen war mir daher das Anerbieten des frühern ſchleswig-holſteiniſchen Kriegsminiſters Jakobſen, mir einen Platz in dem Wagen abzutreten, in welchem er heut Morgen nach Eckernförde abfuhr. Das Wetter war ſchön, die Luft ruhig, eine helle Sonne ſah auf die weiße Winterlandſchaft hernieder, als wir über die Kanalbrücke aus Holſtein nach Schleswig hinüberfuhren. Die Straße war belebt

von Fußgängern, welche mit umgeſchnallten Decken und in hohen Waſſerſtiefeln der Gegend zuwanderten, welche jetzt der Kriegsſchauplatz war. Gelegentlich ſprengte ein Dragoner oder Küraſſier als Ordonnanz an uns vorüber. Wiederholt trafen wir lange Züge mit Heu, Stroh, Mehl, Brot und andern Vorräthen, die nach Norden gingen, einmal auch eine Anzahl von Fuhrwerken, welche Kranke und Verwundete nach Süden bringen ſollten. Zwiſchen Gettorf und Altenhof paſſirten wir eine Wagenburg von mehreren hundert Achſen, welche eine weite Koppel einnahm und mit den Gruppen von bunten Reitersleuten, weißen Küraſſieren, hellblauen Dragonern, rothen Huſaren und dunkelblauen Ulanen und mit den Kochfeuern und Rauchwölkchen in ihrer Mitte ein recht originelles kriegeriſches Bild darbot.

Eckernförde fanden wir überfüllt mit preußiſchem Militär. In allen Hausthüren ſtanden Blauröcke, die Gaſthöfe waren voll Offiziere. Ein Mittagseſſen zu erobern war äußerſt ſchwierig, faſt unmöglich. Noch weniger erreichbar ſchien es, ein Unterkommen für die Nacht zu finden. Doch ſchaffte die Gaſtlichkeit eines alten und eines neuen Bekannten für Beides Rath.

Während ich im Hauſe des Kaufmanns Timm bei Tiſche ſaß, brachten preußiſche Reiter fünf Burſche in Civilkleidern ein, welche mit Stricken an einander gebunden waren. Ein ungeheures Hallo der Straßenjugend vor dem Fenſter und allerlei Stimmengewirr meldeten, daß es „Spione“ ſeien. Bald nachher neues Rennen am Fenſter vorbei und neues Geſchrei: „Auf dem Mühlenberg wird Blaunfeld erſchoſſen!“ Blaunfeld senior war damit gemeint. Man hatte ihn, einen der verhaßteſten däniſchen Vögte in Schleswig, Tags zuvor gefangen in die Stadt transportirt, weil er von den Bauern angeklagt worden, eine preußiſche Huſarenpatrouille durch falſche Weiſung in die

Gefangenſchaft der Dänen geſandt zu haben. Anderen Angaben zufolge hatte er die Stellung der Preußen zwiſchen Louiſenlund und Miſſunde ausgekundſchaftet und an den Feind verrathen. Jetzt ſollte er, ſo hieß es, den Lohn für ſolchen Späherdienſt erhalten, und das Gerücht hiervon hatte Maſſen von Soldaten und Volk um die Koppel verſammelt, wo die Hinrichtung ſtattfinden ſollte. Indeß blieb es bei dem Gerücht, und allmählich verlief ſich die Menge. Dagegen vernahm man von zwölf bis gegen drei Uhr eine lebhafte Kanonade von der Gegend Schleswigs her, bei welcher auch ſehr ſchwere Geſchütze mitzuwirken ſchienen. Es war, wie wir ſpäter erfuhren, der Artilleriekampf zwiſchen den Oeſterreichern und den am weſtlichen Ende der Schlei ſtehenden Dänen, durch welchen die Batterien der letzteren auf dem Mövenberg und der Freiheit bei Schleswig ſtumm gemacht wurden.

Nach Tiſche wurde ein Verſuch unternommen, die anderthalb Stunden entfernte äußerſte Poſtenkette der Preußen bei Koſel und Ornum zu beſuchen und einen Ueberblick über die däniſchen Verſchanzungen bei Miſſunde und über den Schauplatz des letzten Gefechts zu gewinnen, das hier ſtattgehabt hatte. Vergeblich. Schon auf der Hälfte des Weges erfuhr ich, daß die Wachen Civiliſten nur in das Dorf Koſel, aber nicht mehr auf den hochgelegnen Kirchhof deſſelben ließen, und bei Ornum mein Heil zu verſuchen, erſchien noch bedenklicher, nachdem mir ein Eckernförder, deſſen Bekanntſchaft ich zwiſchen Altona und Kiel gemacht, und dem ich jetzt zu meiner Freude wieder begegnete, die wenig angenehmen Abenteuer erzählt hatte, welche er in der Machtſphäre des Majors v. Krohn erlebt haben wollte.

Wieder nach Eckernförde zurückgekehrt, hörte ich auf deſſen Friedhofe die letzten Worte der Rede, mit welcher der Feldpater

eines weſtphäliſchen Regiments einen Kanonier der reitenden Artillerie, welcher in dem Treffen bei Miſſunde gefallen war, ins Grab legte. Der Todte — es war der erſte, den ich in dieſem Feldzuge ſah — lag in ſeinem Soldatenmantel auf einem Brete. Eine Stückkugel hatte ihm die ganze rechte Bruſt eingeſchlagen, ſodaß die Lunge zu ſehen war. Offiziere, Unteroffiziere und Gemeine ſtanden um die offene Grube. Ich hörte die Worte des Geiſtlichen: „Du, unſer Bruder, liegſt nicht in fremder Erde, ſondern in deutſchem Boden, und Du biſt für die Befreiung deutſchen Landes gefallen“. Ein Unteroffizier ſah ſich nach mir um und ſagte, Thränen in den Augen: „Hörten Sie das? War das nicht eine ſchöne Rede?“ — Ich nickte, nahm ſeine Hand und drückte ſie. — „Ja“, fuhr er fort, als wir dem Todten ſeine drei Würfe Erde mitgegeben, „dießmal wird's anders, das mögen Sie glauben. Unſere Prinzen werden ſich nicht mißbrauchen laſſen, und auch unſer König iſt der guten Sache gewogener, als die Holſteiner meinen“.

Abends waren wir im großen Saale der „Stadt Hamburg“, wo ein buntes, fröhliches, zuletzt etwas wildes Treiben herrſchte. Allerlei preußiſche Uniformen, jüngere und ältere Offiziere beſchäftigten ſich mit der Einnahme von Flaſchenbatterien, Champagnerpfropfen knallten ſtatt der Kanonenſchüſſe, Rothwein floß ſtatt des Blutes. Verſchiedene Civilperſonen, unter andern Rittmeiſter Hanſen von der ehemaligen ſchleswig-holſteiniſchen Armee, Kabinetsrath Tempeltey aus Coburg oder Gotha, D. Mahler, Correſpondent der „Nationalzeitung“ vom Kriegsſchauplatze, ſaßen unter den Herren Militärs, erzählten und ließen ſich erzählen. Hauptthema war natürlich noch immer der Angriff auf die Miſſunder Schanzwerke, der allen Berichten nach nicht die Erſtürmung dieſer Befeſtigungen, ſondern nur eine Demonſtration zur Ablenkung der Aufmerkſamkeit des

Feindes von der Stelle, wo die Entſcheidung geſucht werden ſollte, zum Zwecke gehabt hatte. Details in Menge wurden berichtet, alle aber vereinigten ſich darin, daß dieſe jungen Soldaten, die bisher noch keine ernſtlich gemeinte Kugel pfeifen gehört und noch kein Schlachtenblut geſehen, ſich mit lobenswerther Unerſchrockenheit geſchlagen und jede ihnen anbefohlene Bewegung trotz heftigen feindlichen Feuers mit ſchulgerechter Präciſion ausgeführt hatten.

„Superb"! ſagte mir ein entzückter Premierleutnant, „das ſtärkſte Feuer von den Schanzen — aber wie auf dem Exercierplatze, verſichere ich Ihnen, wie auf dem Exercierplatze".

Genommen worden waren die däniſchen Batterien freilich nicht, und für einen bloßen Stoß nach dieſer Seite hin wollten Manchem die preußiſchen Verluſte etwas zu groß vorkommen. Auch ſonſt regte ſich die Kritik in Betreff einzelner Anordnungen.

„Wir haben ſtark verloren", hörte ich einen Offizier von den Sechzigern äußern, „und doch haben wir keinen Schuß gethan, ja den Feind nicht einmal geſehen".

„Ein Anderer fand es ärgerlich, daß Batterien, welche nicht zum Feuer gelangt waren, Pferde und Mannſchaften eingebüßt hatten, und wollte vor Allem die Aufſtellung von Geſchützen längs der Straße tadeln, weil die Dänen die Diſtanz letzterer von ihren Schanzen genau wiſſen gekonnt.

Wieder eine andere Stimme meinte, vierundſiebzig Kanonen zu einer bloßen Demonſtration oder Finte wären ein wenig reichlich, wenn nicht mit loſem Pulver geſchoſſen würde.

Ich laſſe die Begründung dieſer Reflexionen dahin geſtellt und verzeichne ſie nur beiläufig als leichte Schatten in dem Bilde und in der Meinung, daß Offiziere von weiterem Blick als ihn der Subalterne haben kann, vielleicht an jenen Dispoſitionen nichts auszuſetzen gewußt hätten.

An Quartier im Gasthause war kaum zu denken. Doch war für mich, wie bereits notirt, anderweitig gesorgt. Die neuen Bekanntschaften setzten sich, als die Gesellschaft im Saale sich nach Mitternacht allmählich verzogen, Stühle zusammen, construirten sich aus ihnen, dem Reisesack, der als Kopfkissen dienen mußte, einem Pelz oder einem Mantel, der zum Unterbett ernannt wurde, und einer wollnen Decke, wie man sie im Winter auf Eisenbahnen mit sich führt, eine Schlafstätte. Einer der Herren, welcher ein Stübchen mit Bett für sich erlangt, hatte dafür drei Thaler zu zahlen, etwa das Sechsfache des gewöhnlichen Preises.

7. Februar. Daß Freitage unglückliche Tage sind, wußte ich. An irgend einem Freitag meines Lebens aber quasi Kriegsgefangner zu werden, hätte ich mir nicht träumen lassen. Doch greifen wir der Entwickelung der Dinge nicht vor.

Aus den Gesprächen der Offiziere vom Donnerstag Abend und noch mehr aus der Wegschaffung der Eckernförder Fischerboote in der Richtung nach Kappeln hin, welche nach Einbruch der Dunkelheit stattgefunden, war zu entnehmen gewesen, daß am Tage nachher der Uebergang über die Schlei versucht werden würde, welcher der Uneinnehmbarkeit der Dannewerksstellung ein Ende machen sollte. Diesem Uebergang beizuwohnen und dann der Armee durch Angeln nach Flensburg zu folgen, war für uns kaum möglich. Wir beschlossen daher vorgestern, zunächst die Tour nach Missunde von neuem zu versuchen, und, wenn sie wieder verwehrt sein sollte, uns nach dem linken Flügel der alliirten Armee zu begeben.

Der Morgen war ziemlich rauh, die Tags vorher zu tiefen Kothbächen aufgethauten Straßen waren wieder gefroren, und zu dem Schnee, der rings die Felder bedeckte, fiel in großen Flocken neuer vom Himmel. Es mochte gegen neun Uhr sein,

als wir, zwei Eckernförder Bekannte, D. Tempelteÿ und ich, die Stadt auf der nach Schleswig führenden Chauſſee verließen. Ein fünfter Begleiter kehrte an den letzten Häuſern plötzlich um, entweder, weil ihm die Erzählung der Schickſale, die unſere beiden Eckernförder bei dem geſtrengen v. Krohn betroffen hatten, Bedenken erweckte, oder weil er eine Ahnung von dem hatte, was uns bevorſtand. Wir andern mußten bald Halt machen, da uns eine lange Colonne preußiſcher Truppen und Geſchütze entgegenkam, welche die ganze Breite der Landſtraße füllte. Die kräftigen Geſtalten, die blinkenden Pickelhauben und Bayonnette, das ganze friſche Weſen der Leute gefielen. Sehr hübſch putzte der Schnee, der an ihnen haftete, dieſen Ausſchnitt aus dem eigenthümlichen Bilde eines Winterfeldzugs. Singend, zum Theil grüßend zogen ſie vorüber und verſchwanden zwiſchen den Hecken, welche den Weg nach Kappeln zu beiden Seiten einfaſſen.

Wir ſchritten munter in der Richtung von Schleswig weiter, erfuhren in der Nähe von Grasholz, daß jetzt nicht blos der Zutritt zum Kirchhofe von Koſel, ſondern auch der Eingang ins Dorf ſelbſt von den Preußen geſperrt, alſo an einen Abſtecher in der Nachbarſchaft von Miſſunde nicht zu denken ſei, und ſetzten unter dieſen Umſtänden den Weg auf der Chauſſee nach Schleswig fort, um den Oeſterreichern bei Oberſelk und Fahrdorf einen Beſuch abzuſtatten.

Zwiſchen Schnab und Birkenſee trafen wir rechts von der Straße ein kleines Lager preußiſcher Infanterie. Auf einer ſchneebedeckten Koppel brannten ein paar Dutzend Feuer, um welche auf Stroh Gruppen von Soldaten ſaßen oder lagen. Die Gewehre waren zum Theil in Pyramiden zuſammengeſtellt. An einer Stelle ſchenkte ein Marketender Kaffee aus. Wir erfuhren, daß dieſe Mannſchaften ſchon die dritte Nacht im Freien

bivouakirt hatten. Weder die gute Laune noch die Gesundheit der Leute schien darunter gelitten zu haben, dagegen waren die Knicks, die Koppelthore, die Scheuerpfähle und anderes zur Feuerung verwendbare Eigenthum der benachbarten Höfe übel dabei gefahren.

In Fleckeby, dem nächsten größeren Orte, zeigte man uns links von der Chaussee in einem geschmackvoll gebauten Landhause die bisherige Wohnung des Hardesvogts Blaunfeld. Die Vorhänge waren niedergelassen, mehrere der Fenster mit Läden geschlossen. Knaben brachten mit Jubelgeschrei die Rudera der weiß und roth angestrichnen Stange geschleppt, auf welcher bisher vor dem Hause zum Aerger der Ortsbewohner der Dannebrog geweht hatte. Ein Stück weiterhin, vor dem Gasthofe des Dorfes, flackerte ein Feuer. Wir fragten, was es bedeute.

Die Antwort der Jungen war: „Blaunfeld syn dänische Stange werd afbrennt".

Es war wirklich so. Ein Mann zersägte emsig die von den Knaben herbeigeschafften Stücke des Flaggenmastes und erwiderte, als ich meinte, der große Holzhaufen brauche am Ende nicht so verwüstet zu werden, und man könne sich drei Wochen lang seine Suppe dabei kochen: von solchem Holze wolle er keine Suppe gekocht haben, und das „Tüg" müsse öffentlich und unter freiem Himmel verbrannt werden „as en Schand und Swinerie". Wischte sich darauf mit der verkehrten Hand den Schweiß von der Stirne, schob einen neuen mit Theer getränkten Strohwisch unter die Fragmente der Fahnenstange und sägte dann tapfer weiter, als ob es die Verbindung der Herzogthümer mit Dänemark zu zersägen gälte.

Der hier stationirte preußische Dragoneroffizier sah dem Autodafé gleichgültig zu, die Soldaten zündeten sich daran ihre Pfeifen an, und wir folgten mit unseren Cigarren ihrem Beispiel.

Im Gaſthauſe wurde gefrühſtückt. Dann brachen wir auf, um nach dem Rathe des Wirths nicht, wie bis dahin unſer Plan, auf der Chauſſee bis Fahrdorf, ſondern, beim letzten Hauſe Fleckebys links abbiegend, nach Esprehm und von dort nach Oberſelk zu gehen. Der Dragoneroffizier erwiderte auf unſere Frage, ob es erlaubt ſei, weiter vorzudringen, das könne er nicht ſagen; wir möchten getroſt bis zu den letzten Vedetten gehen und zuſehen, ob die uns durchließen.

Die letzten Vedetten — es waren zwei preußiſche Dragoner, die beim Chauſſeehauſe von Fleckeby poſtirt waren — ließen uns ohne Einſpruch weiter gehen. Wir wanderten, die große Straße verlaſſend, auf dem von Knicks eingeſchloſſenen Wege nach Esprehm weiter. Nachdem wir ungefähr vierhundert Schritte zurückgelegt, kam uns ein öſterreichiſcher Offizier zu Pferde, hinter dem drei Windiſchgrätz-Dragoner in weißen Mänteln ritten, entgegen, der uns fragte, wie weit es noch bis Fleckeby ſei. Wir erwiderten: einen Büchſenſchuß, und er hatte ſonſt nichts zu erinnern. Noch einige hundert Schritte weiter erſchienen vor uns auf der Höhe des bergan führenden Weges plötzlich die Bayonnette und Federhüte öſterreichiſcher Jäger, erſt einige, dann mehr, bis wir endlich inne wurden, daß wir ein ganzes Bataillon vor uns hatten, und daß dem Bataillon ein Regiment Linieninfanterie, eine Batterie und mehrere Schwadronen Dragoner folgten — eine Truppenkolonne, die ſich wie eine lange graue Schlange, von Bayonnetten blinkend, lautlos zwiſchen den ſchneebedeckten Hügeln und über dieſelben hinwand. Es war die Brigade Dormus, ein Theil der großen Truppenbewegung von Weſten nach Oſten, durch welche die Stellung der Dänen am Dannewerk umgangen werden ſollte.

Nachdem wir an den erſten Jägern vorübergeſchritten, be-

gegneten wir einem zweiten berittenen Offizier. Derſelbe fixirte uns einen Augenblick und fragte dann:

„Wo kommen die Herren her?“

„Von Fleckeby“, war unſere Antwort.

„So bringen Sie“, hieß es darauf zu unſrer nicht geringen Verwunderung, indem der Offizier ſich an einen Korporal wandte, „die Herrſchaften dahin, wo die andern ſind“.

Der Korporal führte uns, nachdem er zwei Mann hinter uns poſtirt, in den Zwiſchenraum zwiſchen dem Jägerbataillon und dem Muſikchor der Linieninfanterie, wo wir vier andere Herren vom Civil antrafen, welche ein Stück weiter weſtlich angehalten und mitgenommen worden waren. Sie lächelten verlegen, als ſie unſrer anſichtig wurden, und wußten ſo wenig wie wir, was das bedeuten ſollte.

Ich dachte zunächſt, man wolle uns als Wegweiſer benutzen; denn ich fand, daß die kaiſerlichen Offiziere nicht genügend mit Karten verſehen waren. Dann präſentirte ſich aus der Erinnerung das Bild der Tags vorher in Eckernförde eingebrachten Spione, dahinter der Schatten eines ſchnurrbärtigen Kriegsgerichts und weiterhin ein Sandhaufen. Doch nur für einen Augenblick. Wir hatten, wenn wir gefehlt, jedenfalls unwiſſentlich gefehlt. In Fleckeby würde man uns — ſo ſtellte ich mir die nächſte Zukunft vor — in das Gaſthaus bringen, uns nach Namen und Herkunft befragen, — die ſchöne ſächſiſche Paßkarte in meiner Bruſttaſche würde ihre Wirkung thun, auch die Begleiter würden ſich ausweiſen, und man würde uns mit einer Entſchuldigung, ſo reſpektable Leute einen Augenblick angezweifelt zu haben, in Gottes Namen gehen laſſen.

Ungefähr das Gegentheil von dem Allem war der Fall. Das Jägerbataillon — es war das 22. — marſchirte durch

Fleckeby hindurch und bis in die Nähe von Holm, wo es Halt machte und in eine Koppel ging, um ein paar Stunden zu raſten. Die Infanterie — es war das Regiment Khevenhüller — blieb in der Nähe von Fleckeby zurück. Uns ließ man mit unſrer Wache auf der Chauſſee neben dem Ackerſtück ſtehen, auf welchem die Jäger ſich gelagert. Die Wache, die jeden unſrer Schritte im Auge hatte, deutete an, der General werde über uns entſcheiden.

Ein Offizier, an den ſich einer von unſern Eckernfördern wandte, um ihm ſeine Unſchuld auseinander zu ſetzen, erwies ſich als der unrechte Ort für ſolche Appellation. Es wäre, ſo erwiderte er, freilich etwas unbequem, in dem ſchneidenden Winde lange auf der Straße ſtehen zu müſſen, aber ſie hätten drei Tage desgleichen gethan. Es gäbe viele Spione in der Gegend — erſt geſtern hätten ſie etliche erſchoſſen, und man könnte nicht wiſſen — — übrigens wäre es zwar recht löblich, wenn die Herren „Zuſchauer“ (die Schlachtenbummler waren damals noch nicht erfunden), wie der Frager behauptet, ſich durch Wegtragen von Verwundeten bei Gefechten nützlich machen wollten, aber es gäbe auch ein Sprichwort: „Wos deinis Omts nicht iſt, do loß deinin Vorwitz“. Im weiteren Verlaufe ſeiner Rede ſetzte der witzige Leutnant dieſem neuen und artigen Sprichworte noch das ebenſo neue, artige und tröſtliche: „Wer ſich in Gfohr begiebt, kommt holt dorin um“, paſſend zur Seite und überließ uns dann unſern Betrachtungen. Ein recht „gemüthlicher“ Oeſterreicher!

Ich gelangte durch Meditiren jetzt bald zu dem Reſultate, daß man uns nicht als verdächtig, ſondern nur deshalb feſthielt, damit wir nicht zur Verbreitung der Kunde von der großen Bewegung gegen die mittlere und öſtliche Schlei beitragen ſollten, und nur, daß wir über die Vorpoſtenkette hinaus-

gegneten wir einem zweiten berittenen Offizier. Derselbe fixirte uns einen Augenblick und fragte dann:

„Wo kommen die Herren her?"

„Von Fleckeby", war unsere Antwort.

„So bringen Sie", hieß es darauf zu unsrer nicht geringen Verwunderung, indem der Offizier sich an einen Korporal wandte, „die Herrschaften dahin, wo die andern sind".

Der Korporal führte uns, nachdem er zwei Mann hinter uns postirt, in den Zwischenraum zwischen dem Jägerbataillon und dem Musikchor der Linieninfanterie, wo wir vier andere Herren vom Civil antrafen, welche ein Stück weiter westlich angehalten und mitgenommen worden waren. Sie lächelten verlegen, als sie unsrer ansichtig wurden, und wußten so wenig wie wir, was das bedeuten sollte.

Ich dachte zunächst, man wolle uns als Wegweiser benutzen; denn ich fand, daß die kaiserlichen Offiziere nicht genügend mit Karten versehen waren. Dann präsentirte sich aus der Erinnerung das Bild der Tags vorher in Eckernförde eingebrachten Spione, dahinter der Schatten eines schnurrbärtigen Kriegsgerichts und weiterhin ein Sandhaufen. Doch nur für einen Augenblick. Wir hatten, wenn wir gefehlt, jedenfalls unwissentlich gefehlt. In Fleckeby würde man uns — so stellte ich mir die nächste Zukunft vor — in das Gasthaus bringen, uns nach Namen und Herkunft befragen, — die schöne sächsische Paßkarte in meiner Brusttasche würde ihre Wirkung thun, auch die Begleiter würden sich ausweisen, und man würde uns mit einer Entschuldigung, so respektable Leute einen Augenblick angezweifelt zu haben, in Gottes Namen gehen lassen.

Ungefähr das Gegentheil von dem Allem war der Fall. Das Jägerbataillon — es war das 22. — marschirte durch

Fleckeby hindurch und bis in die Nähe von Holm, wo es Halt machte und in eine Koppel ging, um ein paar Stunden zu raſten. Die Infanterie -- es war das Regiment Khevenhüller — blieb in der Nähe von Fleckeby zurück. Uns ließ man mit unſrer Wache auf der Chauſſee neben dem Ackerſtück ſtehen, auf welchem die Jäger ſich gelagert. Die Wache, die jeden unſrer Schritte im Auge hatte, deutete an, der General werde über uns entſcheiden.

Ein Offizier, an den ſich einer von unſern Eckernfördern wandte, um ihm ſeine Unſchuld auseinander zu ſetzen, erwies ſich als der unrechte Ort für ſolche Appellation. Es wäre, ſo erwiderte er, freilich etwas unbequem, in dem ſchneidenden Winde lange auf der Straße ſtehen zu müſſen, aber ſie hätten drei Tage desgleichen gethan. Es gäbe viele Spione in der Gegend — erſt geſtern hätten ſie etliche erſchoſſen, und man könnte nicht wiſſen — — übrigens wäre es zwar recht löblich, wenn die Herren „Zuſchauer“ (die Schlachtenbummler waren damals noch nicht erfunden), wie der Frager behauptet, ſich durch Wegtragen von Verwundeten bei Gefechten nützlich machen wollten, aber es gäbe auch ein Sprichwort: „Wos deinis Omts nicht iſt, do loß deinin Vorwitz“. Im weiteren Verlaufe ſeiner Rede ſetzte der witzige Leutnant dieſem neuen und artigen Sprichworte noch das ebenſo neue, artige und tröſtliche: „Wer ſich in Gfohr begiebt, kommt holt dorin um“, paſſend zur Seite und überließ uns dann unſern Betrachtungen. Ein recht „gemüthlicher“ Oeſterreicher!

Ich gelangte durch Meditiren jetzt bald zu dem Reſultate, daß man uns nicht als verdächtig, ſondern nur deshalb feſthielt, damit wir nicht zur Verbreitung der Kunde von der großen Bewegung gegen die mittlere und öſtliche Schlei beitragen ſollten, und nur, daß wir über die Vorpoſtenkette hinaus-

dem kleinen blonden Schnurrbärtchen eher so etwas wie ein unwillkürliches Lächeln als der Ausdruck blutdürstiger Energie herum bewege. Urkomisch kam mir daher unsere Situation vor, als wir zwischen den gepanzerten Reitern auf der Chaussee weiter marschirten.

Ungefähr tausend Schritte von der Stelle, wo General Dormus uns so kurz abgefertigt, bog der Leutnant von der Straße nach dem Dörfchen Holm ab. Wir hinterher, die Pistolen der beiden Küraſſiere im Rücken. Bei einem der ersten Häuser wurde Halt gemacht. v. Lilien stieg ab, führte uns über die mit Stroh bestreute Tenne in die Dörns des Hofbesitzers und stellte uns an die Thür eine Wache, welche auf ihr Pistol ein Zündhütchen aufsetzen mußte.

Einer der Herren versuchte mit dem Offizier zu parlamentiren, natürlich ohne Erfolg. Doch erlangten wir von dem letzteren die Zusage, er werde ohne Verzug zu seinem Kommandeur, Oberstleutnant v. Schmidt, nach Kosel reiten und uns bei demselben melden. Vielleicht gäbe derselbe uns frei. Einen Moment waren wir sogar nahe daran, aus der dumpfigen, ärmlichen und ziemlich schmutzigen Bauernstube in die Wohnung des benachbarten Müllers umquartiert zu werden. Einer unsrer Gefährten, ein Herr Roß, Bruder des Philologen und früher hier als Gutsbesitzer angesessen, berief sich auf den Müller, derselbe wurde geholt und erkannte ihn sofort als ehemaligen Nachbar, und der Leutnant schien nicht abgeneigt, uns zu Herrn Risum — so hieß der Besitzer des Mühlengutes — übersiedeln zu lassen. Indeß zerschlug sich das Projekt, ich weiß nicht, woran, der Offizier ritt weg, und als er wiederkam, hatte er zwar unser Befreiungsdekret nicht mitgebracht, wohl aber eine Hiobspost, die um so verdrießlicher war, als sie erst

wie die Erfüllung unſeres zuletzt erwähnten Begehrens lautete, dann aber mit einer Enttäuſchung endete.

„Es thut mir leid, meine Herren", hub der Leutnant an, „es thut mir wirklich leid. Aber ich muß Sie in die Mühle bringen. Es ſind noch Zwanzig draußen, und die haben hier nicht Raum".

Wir ſuchten unſere Siebenſachen zuſammen, folgten dem Offizier vor das Haus und ſahen hier in der That einen Trupp anderer in Haft Genommener. Man führte uns aber dann nicht, wie wir gehofft, in die behagliche warme Müllerwohnung, ſondern in die ſeitwärts von ihr gelegene halbverfallene Waſſermühle, wo die Kaiſerlichen, die wir kurz vorher von unſerm erſten Haftlokale aus in langen Reihen hatten vorüberziehen ſehen, uns wieder in Empfang nahmen, uns zwei Poſten mit geladnem Gewehr und aufgepflanztem Bayonnet vor die Thür ſtellten und uns im Uebrigen unſern Sternen überließen.

Wir waren vom Pferde auf den Eſel gekommen. Die Mühle war ein altes Gebäude voller Löcher und Riſſe. General de Meza*) mit ſeiner Scheu vor Zugluft hätte ſich bei ihrem bloßen Anblick auf den Tod erkältet. Auch die neuen Leidensgefährten waren anfänglich nicht nach unſerm Geſchmack, und ſo ſtiegen wir urſprünglichen Acht, während ſie im Erdgeſchoß neben dem Triebwerke der Mühle Platz nahmen, nach einer Art Bodenraum hinauf und etablirten uns daſelbſt im eigentlichſten Sinne als Oberhaus der Verſammlung. Auf den Dielen lag hier ein Haufen „Kaff", d. h. Hülſen von Buchweizengrütze, welche, wenn es uns beliebte, die parlamentariſchen Wollſäcke vertreten konnte. Von den Dachſparren hingen lange weiße

*) Der damalige Generaliſſimus der in Schleswig ſtehenden däniſchen Armee, ein etwas wunderlicher Kriegsmann.

Spinnweben herab, in die ſich Mehlſtaub geſetzt hatte und die ſich zur Noth als Draperien anſehen ließen. Ein ſchmales Fenſterchen ohne Glas und Rahmen gewährte Ausſicht auf den Hof des Mühlengutes und ein Stück des Dorfes Holm.

Anfangs war ein Theil des Unterhauſes, d. h. der zwanzig unten einquartierten Herrſchaften, noch ziemlich hoffnungsvoll, und wiederholt verſuchte man mit Hülfe vorübergehender Offiziere Unterhandlungen wegen ſofortiger Freigebung anzuknüpfen. Der Müller wurde als Geſandter an den General abgeſchickt, um für dieſen Zweck zu wirken. Berathungen tumultuariſcher Art wurden wegen einer Deputation beider Häuſer an denſelben gepflogen. Alles ohne Ergebniß: der Herr General, hieß es, habe keine Zeit, weder zum Empfang des Geſandten noch der Deputation.

So kam die Dunkelheit, und jetzt wäre eine Entlaſſung von wenig Werth geweſen, da ſie aller Wahrſcheinlichkeit nach mit einer Arretirung an andrer Stelle geendigt haben würde. Man machte ſich daher bereit, eine Nacht hier zuzubringen. Müller Riſums Knecht beſorgte für Geld und gute Worte einige Schütten Stroh, wie er vorher jedem der Mitglieder des Oberhauſes eine Taſſe warmen Kaffees beſorgt hatte. Als Kopfkiſſen diente der Haufen Kaff, und wenn die Kälte nicht einſchlafen ließ, ſo gab es verſchiedene Unterhaltung bis tief in die Nacht hinein. Blickte man unten zur Thür hinaus, ſo bot ſich ein ſeltſames Schauſpiel dar. Auf der Koppel hinter dem Dorfe lagerten die Schwadronen der Windiſchgrätz-Dragoner. Hoch loderten die rothen Wachtfeuer auf dem weiten weißen Schneefelde. Schwarze Schatten umſtanden ſie in Gruppen. Andere Schattengeſtalten führten Silhouetten von Pferden an ihnen vorüber. Durch das leiſe Gemurmel des Lagers ſchmetterte bisweilen ein Trompetenſignal.

Auch im Innern unſeres Gefängniſſes fehlte es nicht an Zeitvertreib. Nachdem man ſich in ſein Schickſal gefunden, herrſchte unter den Mitgliedern des Hauſes der Gemeinen viel gute Laune. Ein Seemann aus Kiel ſpielte bald in Hochdeutſch, bald in Platt den Luſtigmacher der Geſellſchaft, und manche ſeiner Poſſen waren in der That recht drollig. Dazwiſchen ertönte Geſang, erſt „Schleswig-Holſtein, meerumſchlungen", dann, von einer empfindungsreichen Stimme vorgetragen, die nicht zu wiſſen ſchien, wie komiſch ſie unter den obwaltenden Umſtänden wirkte, „Freiheit, die ich meine", zuletzt gar: „Hinaus in die Ferne mit lautem Hörnerklang".

Es war inzwiſchen kälter und immer kälter geworden, und Vielen ſchien es wie mir zu gehen: ſie vermochten vor Froſt nicht zu ſchlafen. Doch wurde auch das mit Humor getragen. „Du zitterſt ja", hörte ich einen Mitleidigen unter mir zu ſeinem Schlafgenoſſen im Stroh ſagen. — „Ach nein", war die Antwort, „ich mache mir blos ein bischen Bewegung". Nach Mitternacht brachten Soldaten einen neuen Gefangnen ein. „Nix da", rief ihm eine Baßſtimme entgegen. Muß erſt über ihn ballotirt werden; denn wir ſind eine geſchloſſne Geſellſchaft" — ein Spaß, den Ober- und Unterhaus mit allgemeinem Gelächter approbirte.

So graute endlich der Morgen. Die Gefangenſchaft, die man ſich bisher als ziemlich vergnügliches Abenteuer hatte gefallen laſſen, fing an, langweilig zu werden. Die Ungewißheit über die Zeit unſrer Freigebung quälte Jeden mehr oder minder. Von Toilettemachen war nicht die Rede, von dem gewohnten reſpectablen Frühſtück ebenſo wenig. Ich hätte von dem, was des Müllers gutherzige Sorge nach dieſer Richtung hinlieferte, da man unten darum ein nicht gerade gelindes Ringen zu beſtehen hatte, vermuthlich nichts bekommen, wenn der eine der

Eckernförder nicht die dazu erforderliche Energie für mich mit beſeſſen hätte. So gelang es, eine halbe Taſſe ſchwarzen Kaffee von der zweiten oder dritten Auflage und bald darauf noch einige Schlucke warme Milch zu erbeuten. Habe Dank dafür, Tonis Kruſe, mein Rabe, und ebenſo für die vier Kartoffeln in Montur, welche Du mir als zweites Frühſtück eroberteſt, und die wir uns mit den Zähnen und Fingern ſchälten. Sie waren ein hochwillkommenes Gericht, und wir ließen uns ihren Wohlgeſchmack nicht verbittern, als der Neid uns auf die Schultern klopfte und in den Hof hinabſehen ließ, wo ſie — doch wohl für den beim Müller einquartierten General — einen fetten Truthahn ins Haus trugen und aus dem Küchenwagen die nothwendige Weinbefeuchtung dazu holten.

Andere Bilder am Fenſter waren öſterreichiſche Graumäntel, die im Dorfe umherſchlichen, um Holz und vielleicht gelegentlich auch einen Braten für ihr Wachtfeuer zu erſpähen. Einmal ſah ich drei Burſchen von der Infanterie ein ganzes Scheunenthor bringen. Andere kamen beladen mit Heckpfählen, Giebelbrettern und Zaunſtecken. Einmal bemerkte ich, wie einer der Kaiſerlichen ein Kaninchen einfing und mit einem Schlag ins Genick tödtete. Dem Bauer Tietgens, bei dem wir zuerſt einquartirt geweſen, hatten ſie alles Holzwerk, ſoweit es nicht niet- und nagelfeſt, aus ſeinem Gehöft entführt, und auch von dem Geflügel des Dorfes ſoll manches Stück verſchwunden ſein.

Werfen wir deshalb nicht zu große Steine auf die guten Jungen. Erſtens ſteckt dem öſterreichiſchen Kriegsmann der Landsknecht noch mehr oder weniger in den Gliedern. Dann waren die Leute wohl meiſt aus Gegenden gebürtig, wo die Vorſtellungen von Mein und Dein noch in der Abklärung begriffen ſind und die Menſchheit überhaupt noch mit der Selbſtorientirung beſchäftigt iſt. Ferner iſt zu beachten, daß dieſe

Ruthenen, Slowaken, Kumanier u. ſ. w. jedenfalls der Anſicht waren, in Feindesland zu ſein. Endlich und vor Allem entſchuldigte dieſe kleinen Plünderungen die ſtarke Kälte, die das Kampiren im Freien ſehr unbequem machte. „Schaun's, Noth bricht holt Eiſen", würde unſer artiger und ſprichwörterreicher Leutnant vom Tage vorher ſich über die Sache ausgedrückt haben. (Und da hätte er, wie ich jetzt, beſſer über das, was Krieg heißt, unterrichtet, hinzufüge, ganz Recht gehabt. Der Soldat nimmt ſich das, was er zu Erhaltung der Kräfte bedarf, mit denen er dem Kriegszwecke dient, ohne Weiteres, wenn es ihm von der Bevölkerung nicht freiwillig geboten wird, und Lebensmittel und Feuerung gehören dazu in erſter Reihe. Er nimmt ſich das von Rechtswegen — bei den Preußen ebenſo wie bei den Oeſterreichern, und die obige Betrachtung des Tagebuches beweiſt nur, daß wir noch nicht wußten, was Krieg bedeutet, und daß uns „deutſches Bruder" aus Oeſterreich nicht recht ſympathiſch war.)

Wiederholt waren Ordonnanzen und Adjutanten auf dem Hofe erſchienen, um dem General Meldungen zu überbringen. Mehrmals hieß es, jeden Augenblick ſei das Alarmſignal zu erwarten. Die Dragoner im Lager draußen hielten ihre Pferde geſattelt. Auch in unſerm Gehöft bereitete man ſich offenbar zum Aufbruche vor. Plötzlich — es war gegen elf Uhr — ſprengte ein preußiſcher Dragonerofffizier heran und rief den Oeſterreichern zu:

„Die Preußen ſind über die Schlei gegangen — die Dänen haben das Dannewerk geräumt!"

Das war eine doppelt frohe Botſchaft. Sie bedeutete die Befreiung ganz Mittelſchleswigs und zugleich die unſrige. Eine kleine halbe Stunde noch, dann wurde die Wache vor unſrer Thür weggezogen, und nach weiteren zehn Minuten erſchien

der General — es war nicht der vom Mittag vorher, ſondern ein großer, wohlgenährter, gutmüthig ausſehender Herr — um uns zu entlaſſen, was er vermittelſt einer kleinen Rede ins Werk ſetzte. „Es thut mir leid, meine Herren", begann er, daß ich S' hab' einſperren müſſen. Allein, 's iſt halt ſo Kriegsgebrauch, und vielen Andern auf der ganzen Linie iſt's nicht beſſer ergangen".

Letzteres war vollkommen richtig; denn in Flekeby hatte man ebenfalls gegen dreißig Civilperſonen ſaiſirt, und in Koſel ſowie bis nach Kappeln hin waren gleiche Maßregeln verfügt und ſelbſt an ſolchen vollzogen worden, die für Kranke nach der Apotheke gewollt hatten.

Man fragte, was für Fortſchritte die Kaiſerlichen in den letzten Tagen gemacht, und erhielt Auskunft. Es wären verſchiedene Vorwerke der däniſchen Hauptſtellung bei Schleswig genommen worden, eine kleine Schanze, der Königshügel bei Oberſelk, doch hätten die Truppen auch beträchtliche Verluſte — der General ſprach von mehr als fünfhundert Mann — dabei erlitten.

Auf unſere Erkundigung, wohin wir jetzt gehen ſollten, lautete der Beſcheid: „Wohin Sie Luſt haben. Dahin, dorthin, jetzt Alles einerlei. In einer Stunde breche ich nach Miſſunde auf, und wenn Sie wollen, können Sie mir folgen".

Wir urſprünglichen Vier, die wir Tags vorher zuſammen von Eckernförde ausgezogen waren, fanden es intereſſanter, das befreite Schleswig aufzuſuchen. Die meiſten Uebrigen ſchienen des Feldzugs überdrüſſig zu ſein und ſich ſobald als möglich in die Heimath zurückbegeben zu wollen. Die Nacht in der Mühle war in der That geeignet geweſen, Wißbegier und Enthuſiasmus einigermaßen abzukühlen. Dennoch konnte die Geſellſchaft ſich nicht auflöſen, ohne daß eine gute Seele unter den Be-

freiten dem General ein Hoch ausbrachte, in welches die Mehrzahl mit Hüteſchwenken einſtimmte. So ſind die Deutſchen. Wie hier im Kleinen, ſo im Großen.

Bevor ich die weiteren Aufzeichnungen über meine eignen Beobachtungen während der erſten Kriegswoche folgen laſſe, möge die Mittheilung eines Kieler Bekannten über den Uebergang der Preußen über die Schlei eine Stelle finden — nicht als Beitrag zur Kriegsgeſchichte, wohl aber als eine Erinnerung an die zweifelerfüllte, mißtrauiſche Stimmung, welche in dieſer Zeit die Mehrzahl der Holſteiner, auch viele Wohlgeſinnte, allen Schritten der Preußen gegenüber erfüllte und die ärgſten Dinge für möglich, ja wahrſcheinlich zu halten im Stande war. Mein Berichterſtatter ſchrieb mir:

„Mittwoch, den 3. in Eckernförde angekommen, war ich bis gegen elf Uhr Morgens des ſtrömenden Regens halber außer Stande, etwas zu unternehmen. Auch gingen die Anſichten Aller, ſelbſt der Militärs, ſoweit auseinander, daß der rechte Punkt, auf dem etwas zu ſehen und zu erleben, nicht wohl zu errathen war. Gegen die zwölfte Stunde klärte ſich der Himmel, und als der Regen aufgehört, ſchlenderte ich durch die Straßen, zunächſt nur, um nach den unbehaglichen Stunden, die ich in dem mit Tabaksqualm erfüllten Saale des Gaſthofs verlebt, etwas friſche Luft zu ſchöpfen. Da ſehe ich draußen am Mühlenberg den Kieler Hafenmeiſter mit den Booten, welche zum Uebergang über die Schlei benutzt werden ſollten, den Weg nach Oſten einſchlagen. Wo die hingehen, dachte ich, muß jedenfalls Wichtiges beabſichtigt ſein, und ſo war mein Entſchluß raſch gefaßt: ich folgte ihnen. Bald erfuhr ich, daß das Gut Maasleben, eine ſtarke

Meile südlich von Arnis, der nächste Bestimmungsort der Wagen mit den Booten sei, und ich richtete meinen Marsch darnach ein.

Am Donnerstag blieb Alles ruhig. Die Boote mit ihrer Begleitung waren, eine Patrouille von Husaren ausgenommen, die in Siesebý lag, um die Bewegungen des Feindes am südlichen Schleiufer zu beobachten, meines Wissens der am Weitesten vorgeschobene Posten.

Am Freitage früh heftiger Schneefall. Zwischen elf und zwölf Uhr fing es an, in der Gegend lebendig zu werden, indem die ersten Pickelhauben von Eckernförde eintrafen, und bald folgten mehr, Bataillon auf Bataillon, Schwadron auf Schwadron, ein Artilleriepark nach dem andern, desgleichen Munitionskolonnen und der ganze ungeheure Train und Troß, der zu dem Corps gehörte.

Ununterbrochen dauerte der Vorübermarsch der Soldaten fort bis gegen vier Uhr. Zwei Stunden später waren die letzten Truppen in der Nähe der beiden Orte aufgestellt, wo der Uebergang stattfinden sollte. Schrägüber von dem Fischerdorfe Arnis, bei der Fährstelle, sollte eine Pontonbrücke geschlagen wer den weiter nördlich, bei dem Flecken Kappeln, die Brigade Röder und die Avantgarde auf den erwähnten Booten übersetzen. Gegen hundert Geschütze, darunter eine beträchtliche Anzahl gezogene, waren aufgefahren, um diese Operationen zu unterstützen, die durch zwei anscheinend gut armirte dänische Schanzen bei Arnis und bei Kappeln bedroht waren. Das Hauptquartier des Prinzen Friedrich Karl war in Karlsburg, einem Jagdschlosse des Herzogs Karls von Glücksburg, welches etwa fünfzehnhundert Schritte von der hier circa vierthalbhundert Ellen breiten Schlei liegt. Um halb fünf Uhr des nächsten Morgens sollte, so hieß es, der Anfang mit dem Brückenschlagen gemacht werden. ‚Ein harter Kampf steht uns bevor‘, hörte ich von verschiedenen Seiten äußern, ‚aber Gott sei Dank, daß es end-

lich einmal Ernſt wird'. Man erwartete mindeſtens eine Vertheidigung wie bei Miſſunde, und man glaubte, daß ſich an derſelben auch däniſche Kanonenboote betheiligen würden.

Ganz das Gegentheil erfolgte. Es war kurz nach acht Uhr (Freitag Abends), als auf einmal von dem weſtlichen Ufer der Schlei wiederholt laute Rufe wie von einer großen Menſchenmenge ertönten. Bald darauf neues Geſchrei, dann Erleuchtung der Häuſer von ganz Arnis. Trotz des Schneegeſtöbers iſt deutlich zu ſehen, daß es ungewöhnlich viele Lichter ſind. Jeder Landeskundige weiß ſofort, was das zu bedeuten hat. Die Dänen haben den Ort verlaſſen, das Rufen drüben iſt Jubelgeſchrei, das Lichtergefunkel in Arnis iſt eine Illumination.

Die Preußen hätten ohne Zögern überſetzen, ſofort mit dem Brückenbau beginnen können. Sie ſchienen aber nicht für möglich zu halten, was wir ihnen ſagten. Einige meinten, die Vorgänge drüben ſeien eine Falle. Den Ausſchlag aber gab jedenfalls, daß der Befehl des Höchſtcommandirenden den Beginn der Operationen erſt auf den nächſten Morgen feſtſetzte.

Jeden Augenblick erwartete ich mit fieberhafter Ungeduld, daß ein Boot von diesſeits abſtoßen würde, um ſich über die Verhältniſſe in Arnis Gewißheit zu verſchaffen, und daß die Verfolgung der feindlichen Armee mit aller Energie beginnen würde; denn daß die Dänen nicht blos von hier abgezogen, ſondern auch das Dannewerk und Miſſunde geräumt, war mir außer Zweifel. Ich ſpähte und lauſchte bis gegen zehn Uhr. Als ſich nichts rührte, ſuchte ich ein Obdach. Die Preußen verhafteten jeden Civiliſten, der ſich in ihrer Nähe betreten ließ, ſelbſt Leute, die ſich nur einige hundert Schritte von Höfen entfernt hatten, zu denen ſie gehörten, und ſo war die ganze Nachbarſchaft der Schlei — die ſicher nicht einen einzigen Spion

unter ſich geduldet hätte — ſo gründlich eingeſchüchtert, daß von einer Annäherung an die Truppen zum Zwecke von Mittheilungen über den Feind geraume Zeit nicht die Rede war. Hätte man ſich gegen die Bevölkerung weniger argwöhniſch und ſchroff verhalten, ſo würde man ohne Zweifel weit eher über die Bedeutung der Hurras und der Lichter in Arnis aufgeklärt worden ſein. Ob man darauf hin etwas gegen den Befehl von oberſter Stelle gewagt hätte, iſt freilich nicht zu ſagen.

Erſt um elf Uhr kamen Boote von Arnis mit der Nachricht herüber, daß die Dänen nach Vernagelung ihrer Kanonen die Schanze vor dem Orte und letzteren ſelbſt geräumt hätten, und jetzt ſetzte man zunächſt eine Patrouille zum Recognosciren, dann nach und nach die Truppen der Avantgarde über. Man hätte glauben ſollen, daß nun auch ohne Verzug die Herſtellung der Pontonbrücke in Angriff genommen worden wäre. Die Nacht war nicht ſehr dunkel, andere Hinderniſſe konnten auch nicht wohl vorhanden ſein. Bis drei, höchſtens vier Uhr Morgens konnte die Brücke vollendet ſein. Aber es war Befehl, erſt am folgenden Morgen damit zu beginnen, und ſchneller zu ſein, als befohlen, iſt ein Laſter, ſelbſt wo es nützlich iſt — wenn auch vielleicht nur auf Exerzierplätzen und bei Friedensmanövern.

So fing man erſt nach halb ſieben Uhr früh mit dem Bau der Brücke an, und wie flink und gewandt dieſe preußiſchen Pontoniere auch Glied an Glied zu fügen verſtanden, erſt gegen zehn Uhr war das Werk vollendet, und erſt jetzt, nachdem die Dänen volle vierzehn Stunden abgezogen waren, konnte der Uebergang beginnen. Zunächſt paſſirten die Prinzen mit ihrem Gefolge die Brücke, dann Ziethen-Huſaren, endlich In-

fanterie, Küraſſiere und was ſonſt für die Verfolgung beſtimmt war". — — —

„Für mich exiſtirt kein Zweifel", ſo ſchließt mein Berichterſtatter, der in mehr als einer Beziehung als Sachverſtändiger bezeichnet werden kann, und der im Allgemeinen gut preußiſch geſinnt iſt, „daß der Uebergang über die Schlei ſchon um ein, mindeſtens um drei Uhr Nachts hätte bewerkſtelligt werden können, wo dann die Verfolgung der Dänen ein ganz anderes Reſultat gehabt haben würde, als es auf die hier beliebte Art hatte. Allermindeſtens — um jeden Vorwurf vorſchnellen und unvorſichtigen Urtheilens zu vermeiden — behaupte ich, daß man vor Tagesgrauen die Brücke hätte fertig haben ſollen, wo die preußiſchen Reiter, die trotz des tiefen Schnees in den Redderwegen ſo raſch durch Angeln flogen, wahrſcheinlich die däniſche Nachhut vor Flensburg abgeſchnitten hätten.

In der Nacht nach zwei Uhr kam dem Gutsbeſitzer, der mir Herberge gegeben, durch einen Boten die völlig ſichere Kunde vom Abmarſch der Feinde aus Arnis und Kappeln zu, und auf der Stelle veranlaßten wir, daß dieſe Nachricht dem Generalſtabe der Kavallerie übermittelt wurde. Dann näherten wir uns dem Gute, wo derſelbe ſein Quartier genommen, in der Hoffnung, ihn ohne Aufenthalt aufbrechen zu ſehen und ihm folgen zu dürfen. Aber eine Stunde nach der andern verfloß, ohne daß es ſich in dem Gute regte, und ſchon wähnte ich, die Meldung unſeres Boten ſei unwahr, als gegen zehn Uhr Morgens der Generalſtab an uns vorüber und nach dem Waſſer hinabritt. Ich ſah meinen Wirth fragend an. „Was denken Sie davon?" — „Hm", erwiderte er, „was denken Sie davon?" — „Hm, Hm!" — „Hm, Hm!" war das Einzige, was wir ſchweren Herzens herausbringen konnten.

Was wir an dieſem Morgen im Hinblick auf frühere

Zeiten mißtrauiſch vermutheten, hat ſich, Gott Lob! nicht entfernt beſtätigt. Man hat die Dänen nicht entkommen laſſen wollen. Aber entkommen ſind ſie, und es giebt — widerwillig und ohne irgendwie beizuſtimmen ſage ichs nach — hier im Lande mehr als eine Stimme, die da meint, den Oeſterreichern wären ſie nicht entkommen".

Ich füge hinzu, daß nur die Unmöglichkeit, den Uebergang der Preußen über die Schlei zu hindern, nicht die kleinen Erfolge der Kaiſerlichen ſüdlich und ſüdöſtlich von der eigentlichen Dannewerksſtellung, de Meza veranlaßten, ſich nach Düppel und Alſen zurückzuziehen. Die öſterreichiſchen Truppen haben ſich bei Jagel und Oberſelk mit großer Bravour geſchlagen. Sie haben hier ſo kräftig wie die Preußen bei Miſſunde und ſogar etwas erfolgreicher demonſtrirt. Die Schanzen bei Buſtorf und vor dem Friedrichsberg hätten ſie menſchlicher Berechnung zufolge ohne regelrechte Belagerung niemals genommen.

Und nun die weiteren Blätter meiner Aufzeichnungen nach eigener Beobachtung.

Den 8. Februar, Abends. Nach unſrer Entlaſſung aus der Holmer Mühle — der betreffende General hieß, wie ich ſeitdem erfuhr, Dobrzenski — eilten wir ſo raſch als möglich der Stadt Schleswig zu, um der Siegesfeier und der Proclamation des Herzogs Friedrich beizuwohnen. Vergebens, die wackern Bewohner des allezeit patriotiſchen Mittelpunktes der Südſchleswiger waren zu prompt und energiſch verfahren. Die Proclamation war beſorgt, die Beamtenabſetzung und der Exodus aller däniſchen Schächer bereits in vollem Gange, als wir ankamen. Indeß erlebte man noch immer Erzählenswerthes.

Nachdem wir in dem großen, trotz der Ueberschwemmung der Gegend mit Truppen noch wohlversehenen Wirthshause von Güby dem Bedürfnisse Rechnung getragen, welches das vierundzwanzigstündige Fasten in der „geschlossnen Gesellschaft“ hervorgerufen hatte, und Leib und Seele wieder gehörig zusammenhielten, wurde der Rest des Weges bis Schleswig trotz des tiefen Schnees der Straße bald zurückgelegt. Wäre uns dabei nicht eine Schwadron österreichischer Dragoner begegnet, so wäre man in der ersten Stunde kaum daran erinnert worden, daß man auf dem Schauplatz eines Krieges hinwanderte.

Weiterhin wurde das allmählich anders. Bei Fahrdorf sahen wir Spuren der Stellung, von wo die kaiserlichen Kanoniere Tags vorher den Mevenberg und die dänische Batterie auf der Freiheit beschossen hatten. Dann erschienen das langgedehnte stille Schleswig mit Schloß Gottorf im Winterkleide und die eisbedeckte Schlei zur Rechten, während zur Linken das Selker Noor und darüber im Westen die Wallreste der uralten Oldenburg sichtbar wurden. Der weiße Winterhimmel, die blendende Schneedecke der Landschaft mit ihrer nur durch die schwarzen Streifen von Hecken unterbrochnen Monotonie hinderten scharfe Beobachtung. Nur mit Anstrengung erkannten auch gute Augen rechts auf der Eisfläche vor dem Lollfuß die Kanten der kleinen Schanze auf dem Eiland des Mevenberges. Deutlicher waren die Fahnen zu sehen, welche von der Domkirche und einem andern Thurme der Altstadt sowie von dem des Friedrichsberges wehten.

Auf dem Damme, auf welchem die Chaussee zwischen der Schlei und dem Selker Noor hindurchführt, fanden wir die Reste eines dänischen Verhaus, gefällte Bäume und spanische Reiter. In Haddeby, dem letzten Dorfe vor der Stadt, zeigten die Häuser Spuren stattgehabter Gefechte, eingeschlagne Fenster

Schießſcharten, durch Aushebung von Dachziegeln hervorgebracht u. dergl. Noch eine Strecke weiter, und wir befanden uns im Angeſichte der Schanzen des Dannewerks. Auf einem beſchneiten Hügelzuge Profile von Redouten und Batterien, aus denen ſchwarze Geſchütze herausſahen. Die Böſchungen rings mit einem Zaun dicker ſpitzer Pfähler umgeben. Seitwärts die Strohdächer hölzerner Baracken. Im Ganzen zählte ich hier vier Schanzen, von denen die beiden größten ſich neben der Stelle erhoben, wo die Eiſenbahn den Grenzwall König Göttriks durchſchneidet, die dritte und vierte dagegen hart am Friedrichsberge ſtanden. Weiter nach Südoſten zeigten ſich die Umriſſe einer fünften. Da, wo die Straße zwiſchen dem Buſtorfer Teich und dem weſtlichen Rande der Schlei hindurchführt, wieder eine Barrikade mit ſpaniſchen Reitern, welche hier außer den gewöhnlichen zugeſpitzten Kreuzpfählen auch noch mit zwei Fuß langen zweiſchneidigen Klingen gezähnt waren. Hier auch das erſte Blut und die erſten Zeichen eines Rückzugs. Wenige Schritte vor dem Eingang in die Stadt lagen zwei weggeworfene und leere Torniſter, ein däniſcher und ein öſterreichiſcher, daneben ein Käppi in einer gefrornen Blutlache.

Wir zogen mit einem Bataillon öſterreichiſcher Infanterie in Schleswig ein. Kein Haus des Friedrichsberges, welches nicht die blaurothweiße Fahne geſchmückt hätte. Mehr als eins ließ auch die deutſche Tricolore flattern, die lange breite Straße, aus welcher dieſer Theil der dreigliedrigen Schleiſtadt beſteht, war mit Maſſen von Kaiſerlichen, beſonders Fußvolk, gefüllt, welches, als unſer Bataillon mit voller Muſik und fliegender Fahne eingerückt kam, Front machte. An dem Schnitt der Beinkleider und den ſteifgewichſten Schnurrbärten ſah ich, daß die Leute einem ungariſchen Regiment angehörten. Sie hatten die letzverfloßnen Tage jedenfalls ſtarke Anſtrengungen und

Entbehrungen gehabt; dennoch verriethen ſie, als die Muſik ein luſtiges Stückchen aufſpielte, durch allerlei Geberden, daß ſie Neigung empfanden, zu tanzen, und bei einer andern Gelegenheit an dieſem Morgen ſollen ſie dieſe Neigung zum Erſtaunen und Ergötzen der Einwohner mit Feuer und Grazie befriedigt haben.

Auch die Truppe, mit der wir einmarſchirten, war leichtfüßiges Volk. An den Gewehren, deren Läufe der Roſt mit rothen Flecken geſprenkelt hatte wie die Forellen, und an ihren kothbedeckten Schuhen und Gamaſchen bemerkte man, daß der letzte Raſttag weder geſtern noch vorgeſtern geweſen war. Dennoch marſchirten ſie ſo munter und flink, als ob ſie eben erſt aus der Kaſerne kämen, und ſangen ſogar noch dazu. Auf das, was ſie ſangen, durfte man freilich nicht genau hören, wenn man ſich für dieſe „deutſchen Brüder" von der Theiß oder Maroſch weiter zu begeiſtern im Stande bleiben wollte. Es war ein Soldatenlied im Stil von „Prinz Eugenius, der edle Ritter", deſſen einzelnen Strophen die Leute — vielleicht auf Befehl; denn Oeſterreich verſteht es, durch Kleinigkeiten, die nichts ſchaden, zu captiviren — für die heutige Gelegenheit den Refrain des „Schleswig-Holſtein meerumſchlungen" folgen ließen. Nur ein Theil des Bataillons beſtand aber aus Deutſchen, und ſo hatte man an dem Geſange mehr den guten Willen als die Leiſtung zu ſchätzen. Ein Unteroffizier, der hinter mir herſchritt und ſich beſonders kräftig dabei betheiligte, ſang regelmäßig — ich hörte es wohl ein halb Dutzend Mal:

„Schleswig-Holſtein an der Wand,
Wanze nicht, mein Vaterland".

Offenbar verſtand der gute Polack oder Raize nicht ein Wort von dem, was er ſo eifrig in die Straße hinaus erſchallen ließ.

Möchte das hingehen, da die Kriegsleute des Kaisers Franz Joseph nicht, um Gesangsvorträge patriotischen Inhalts zum Besten zu geben, sondern — wenn nicht zugleich, um die Preußen zu beobachten und eventuell zu stören — zur Beihülfe bei der Verjagung des „tapperen Landsoldaten" hier sind, so war die Art und Weise, wie die zuerst eingerückten Abtheilungen derselben sich in Betreff der von dem Feinde in Schloß Gottorf zurückgelassenen Militäreffecten verhalten hatten, schon bedenklicher. Die Mannschaften hatten diese Vorräthe nämlich einfach als Privatbeute betrachtet, sie unter sich getheilt und dann sofort mit dem Verkauf begonnen, der sich bei der Niedrigkeit der geforderten Preise bald sehr lebhaft gestaltet und flott fortgewährt hatte, bis Offiziere dahinter gekommen waren und der Naivetät dieser Naturkinder in den üblichen Kraftworten den rechten Standpunkt angewiesen hatten. Ehe dieser Einspruch erfolgt war, hatte man neue Wollendecken bester Qualität, die später in den Lazarethen bitter entbehrt wurden, das Stück für zwei bis drei Schillinge Courant kaufen können.

Gutmüthige Bursche, diese Blauhosen aus den deutschen „Bruderländern" an den Karpathen und am Plattensee, fixe Soldaten; aber es ist einem unter ihnen doch immer noch zu Muthe wie in Wallensteins Lager.

Wie der Friedrichsberg, so war auch der zweite Theil der Stadt Schleswig, der Lollfuß, reichlich mit schleswig-holsteinischen und deutschen Fahnen geschmückt. Jedermann trug Blauroth-weiß, entweder als Kokarde an Hut oder Mütze oder als Band im Knopfloche, häufig in beiderlei Gestalt. An den Ecken klebten Zettel mit patriotischen Aufrufen, über denen man von fern schon ein großgedrucktes „Befreiung" oder „Herzog Friedrich" las. In den Schaufenstern der Läden ebenfalls allerhand farbige Demonstrationen. Auf der Straße die Jugend

eifrig mit Executiren des langentbehrten, jetzt nicht mehr mit Brüche oder Ruthe bedrohten „Schleswig-Holstein meerumschlungen" beschäftigt. In dem großen Bierhause, wo die Gesellschaft der „Schleibrüder" ihr Lager hat, fröhliches Stimmengewirr, Gäste Kopf an Kopf, Redner auf den Tischen, Gläserklingen und ein Freudenopferdampf von Tabakskraut, wie er sicher seit Jahren von keinem Feste hier so mächtig emporgestiegen war.

Selbstverständlich suchte man seine alten Freunde von 1855 so rasch als thunlich auf, um Glück zu wünschen. Wie traurig, daß der alte wackere Obergerichtsrath Reiche diesen Tag nicht mehr sah! Auch andere gute Patrioten waren todt. Bei Heiberg aber war ein Leben wie in einem Hochzeitshause. Der Alp, der seit Jahren auf allen gerechten Seelen in Schleswig gelegen, und der in den letzten Wochen mit doppelter Schwere auf der Stadt gelastet hatte, war entwichen. Man athmete hoch auf und war wie berauscht von der Luft der Freiheit, die man einsog.

Lange und bis kurz vor der Entscheidungsstunde waren die Bürger Schleswigs wie in halber Dämmerung über die nächste Zukunft gewesen. Das Gerücht vom Einmarsche der Preußen und Oesterreicher in das Herzogthum hatte sie allerdings schon am Tage nach letzterem erreicht; aber Gewißheit über den Schritt hatte erst das Erscheinen der Offiziere gebracht, durch welche Wrangel den dänischen Höchstcommandirenden zum Abzug mit seinen Truppen auffordern ließ. Kurz nachher war der König Christian angekommen. „Die Soldaten riefen ihm ein paar matte Hurras zu", erzählte Heiberg. „Die Bürger schlossen vor ihm ihre Hausthüren, hielten sich innerhalb ihrer vier Wände und ließen, wo er sich zeigte, die Gardinen herab. Er war nur von Monrad begleitet, der ihm

überall hin wie sein Schatten folgte. Aufgefallen ist, daß er im Hotel der Doris Esselbach, wo er abgestiegen, den einen Tag ganz allein, den andern nur zu drei Couverts gespeist hat. Als er den Dom verließ, wo er die Fürstengruft besuchte, soll er die Augen voll Thränen gehabt haben. Auf jeden, der ihm begegnete, machte er den Eindruck tiefster Verstimmung und Niedergeschlagenheit. Am Dienstag reiste er, nachdem er am Tage vorher noch einen Besuch im Lager bei Selk gemacht, wieder ab, klanglos, kaum bemerkt und beachtet, wie er gekommen".

Und wie der König mehr ein Gegenstand des Mitleids als des Hasses gewesen war, so auch die dänische Armee in den letzten Wochen. Zu schwach, um die ganze Breite der Stellung zwischen Friedrichstadt und Kappeln stets genügend besetzt zu halten, hatte sie unaufhörlich ihre Quartiere wechseln müssen. Auf die Nachricht, daß die Deutschen sich anzuschicken schienen, bei Hollingstedt durchzubrechen, hatte sie mehrere Meilen nach Westen, auf die Kunde, daß Missunde bedroht sei, wieder nach Osten marschiren, dann wieder unter kaltem Himmel lagern, dann angestrengt schanzen müssen, und das meist ohne genügende Verpflegung, heute im Regen, morgen im Schnee, so daß die Mannschaften zuletzt todtmüde und aufs Tiefste erschöpft und entkräftet waren. Unter solchen Umständen muß die Nothwendigkeit, die Stellung aufzugeben, den dänischen Oberoffizieren schon frühzeitig nahe getreten sein.

Doch scheint man den Gedanken für zu ungeheuer gehalten zu haben, um sofort zu einem Entschlusse zu kommen. Am Montage hatte man noch zwei neue Batterien, die auf dem Mevenberge und die auf der Freiheit, einem Platze am östlichen Ende der Stadt, errichtet. Am Mittwoch hatten die Schleswiger das erste Donnern der Geschütze gehört, und zwar

aus der Gegend von Lottorf her, und bald darauf war das Gerücht durch die Stadt gegangen, daß ſich im Haddebyer Holze öſterreichiſche Jäger gezeigt hätten. Am nächſten Tage wieder unabläſſiges Hin- und Hermarſchiren der däniſchen Bataillone, Vorbeijagen von Stafetten und eiliger Abgang ſchwerer Geſchütze nach Miſſunde. Später Artilleriekampf unmittelbar im Angeſichte der Stadt zwiſchen einer bei Fahrdorf am Südufer der Schlei unbemerkt emporgewachſenen öſterreichiſchen Batterie und drei däniſchen Schanzen, unter denen die beiden neuen waren. Dann war Alles ſtill geworden, und nachdem man ſchon, während die Kanonen noch krachten, Bewegungen bemerkt, die auf einen Abzug der Truppen de Mezas' hindeuteten, war derſelbe gegen Abend wirklich angetreten worden. Einzelne Abtheilungen kamen noch einmal zurück, und die Offiziere betrafen die Frauen ihrer Quartiergeber bereits über dem Nähen ſchleswig-holſteiniſcher Fahnen. Die Gemeinen freuten ſich augenſcheinlich des Abmarſches nach Norden, der ſie binnen Kurzem aus dem Zuſtande des Ueberangeſtrengtſeins erlöſen ſollte, in den ſie die letzten Tage verſetzt, und äußerten gutmüthig: „Wir gehen heim und kommen nun nicht wieder".

Wie die Preußen bei Kappeln und Arnis, ſo wurden die Oeſterreicher bei Schleswig den Abzug de Mezas' und ſeiner Leute zu ſpät gewahr. Die Erzählung kaiſerlicher Offiziere, daß die Dänen einen kurzen Waffenſtillſtand nachgeſucht und die Zeit zwiſchen Anfrage und Antwort benutzt hätten, einen Vorſprung zu gewinnen, iſt, wie ich von verſchiedenen Seiten höre, unbegründet. Richtig dagegen iſt, daß die Oeſterreicher durch junge Leute aus Schleswig, die über die gefrorene Schlei gegangen, ſchon zwei Stunden nach dem Abmarſche der letzten

däniſchen Heerſäulen von dem, was vorging, in Kenntniß geſetzt waren.

Den däniſchen Soldaten folgten nicht, wie anderwärts wohl bei ähnlichen Gelegenheiten, Verwünſchungen nach. Sie hatten ſich durchweg gut betragen, ſich für jede Gunſt, die den Müden und Hungernden über Verlangen und Nöthigung gewährt worden war, dankbar bewieſen und die Bürger nur ſelten und dann nicht aus eignem Antrieb, ſondern auf Anregung durch die Offiziere, mit dem dummen „Dengang jeg trog affted“ geärgert. Man ſah ſie als arme Teufel an, welche thaten, was ſie nicht laſſen durften.

Am Vormittag rückten die Oeſterreicher ein, und ſchon flatterten überall die blaurothweißen und ſchwarzrothgelben Fahnen von den Fenſtern, Dächern und Thürmen. Mittags wurde unter großem Zuſammenlauf und Jubel des Volkes Herzog Friedrich ausgerufen. Nachmittags beſorgte ein raſch zuſammengetretenes Comité die Entfernung der däniſchen Beamten und Gymnaſiallehrer, indem man ſie mit dem Hinweis auf drohende Volksjuſtiz bedeutete, ohne Verzug und jedenfalls noch vor Einbruch der Nacht die Stadt zu verlaſſen. Eine Appellation, mit der ſich einer der Herren an den kaiſerlichen Commandanten wendete, wurde kurz abgewieſen. Man ſei blos Soldat, hieß es, und kümmere ſich nicht um ſtädtiſche Angelegenheiten. Die meiſten von dieſen den Schleswigern aufgedrungnen Dänen gingen, ohne ein Wort zu verlieren. Andere, welche keck auftraten und drohten, wurden raſch gezähmt, wie namentlich Bürgermeiſter Jörgenſen. Nur in einem Falle, bei dem Branddirector Mathieſen, erlaubte ſich der zum Weggehen Auffordernde, beiläufig nicht einmal wirklich Mitglied des Comités, Ungebührlichkeiten und Rückſichtsloſigkeiten, und

dieſe wurden, als der Betreffende ſich damit rühmte, allgemein gemißbilligt.

In Ravens Hotel, das mir neun Jahre vorher behagliche Herberge geboten, war ſo wenig an ein Zimmer oder Bett für die Nacht zu denken, wie bei der Eſſelbach, die ſich beiläufig als kluge Frau jetzt eifrig patriotiſch vernehmen ließ, während ihr Haus bisher das Hauptquartier der kleinen däniſchen Partei der Stadt und das Verſammlungslokal des berüchtigten „Kongens Club“ geweſen war. Ueberall bei Raven Ueberfüllung mit Gäſten. Die großen Säle des Hauſes, eines ehemaligen Palais der Ahlefeld, die Flur mit den perückengeſchmückten Ahnenbildern, die Zimmer der Muſeumsgeſellſchaft wimmelten von Reiſepelzen, Aufſchlagſtiefeln, Waterproof-Röcken und anderen Winterarmaturen. Allenthalben lebhaft ſprechende Gruppen, Anſtoßen auf Schleswig-Holſtein und ſeinen neuen Herzog, Austauſch von Berichten über das jüngſt Geſchehene zwiſchen den Einwohnern und der bunten Invaſionsarmee von Kielern, Hamburgern und Anglern, die mit und nach den Oeſterreichern hier eingezogen waren, Maſſen hübſcher Anekdoten und wunderbarer Gerüchte, feierliche Wiedererkennungsſcenen, Gratulationen mit dem Zubehör von Gläſerklingen und Pfropfenknall, Jubel und Lärm ohne Ende und gute Hoffnungen auf Gelegenheit zu mehr Jubel.

Abends kamen neue Nachrichten zu den alten. Man erfuhr, daß die Oeſterreicher die däniſche Nachhut in der Gegend von Geverſee eingeholt und ſich gewaltig mit ihr gerauft hatten. Man erzählte von einem furchtbaren Straßenkampfe in Flensburg, bei welchem das erſte däniſche Bataillon — Andere ſagten, Regiment — völlig aufgerieben worden. „Bis auf den letzten Mann“, verſicherte Herr Honoratus Bonnevie Lorentzen, ein Pächter oder Gutsbeſitzer aus Kappeln, der ſich uns angeſchloſſen,

„Alles todt geſchoſſen und niedergehauen, nicht einer davon gekommen“. Er war zwar nicht Augenzeuge geweſen, hatte es aber von „ſicheren Leuten“. Man vernahm von einem andern gläubigen Gemüthe, daß mehr als die halbe Armee de Mezas' ſchon in Gefangenſchaft gerathen. Man genoß mit geſpitztem Ohr andere prächtige Fabeln, die der Wind herzugetragen hatte. Die Tapferkeit der Kaiſerlichen war in aller Munde. Sie hatten, ſo hieß es, verſchmäht, zu ſchießen, und vorgezogen, mit Bayonnet und Kolben draufzugehen. „Nicht alle gerade aus dem Antriebe, der den Menſchen zum Helden macht“, ſetzte ein lächelnder Mund hinzu. „Ein Gefreiter von den Jägern z. B., gefragt: ‚Weshalb haben Sie nur ſo furchtbar auf die Dänen losgeſchlagen und geſtochen? Sie haben Ihnen doch eigentlich nichts zu Leide gethan‘, entgegnete: ‚O nein, dos grod nicht, aber der Herr Hauptmann hot's holt gern‘“.

Weniger als das kriegeriſche Ungeſtüm der kaiſerlichen Truppen wußte man die Unbefangenheit zu loben, welche die zuerſt eingerückten Abtheilungen derſelben, Leute aus Gauen des Magyarenlandes, im Hinblick auf das Eigenthum der Bürger, bei denen man ihnen Quartier angewieſen, an den Tag gelegt hatten. Es ſollten da recht ſchlimme Mißgriffe vorgekommen ſein. Doch ſprach man aus Dankbarkeit ungern davon und bat, es nicht weiter zu erzählen, weshalb wir die Einzelheiten nicht verzeichnen und möglichſt bald vergeſſen wollen. Dagegen mag noch folgende ergötzliche Probe von öſterreichiſchem Soldatendeutſch hier Platz finden.

In eine Bürgerfamilie tritt gegen Abend ein rieſiger Ungar von der Garniſon, ſtellt ſich an der Thürſchwelle in Poſitur, legt die Hand an die Mütze und ſagt: „Soldatt!“ Die Leute ſehen ihn und ſich einander an und fragen endlich, was ſein Begehr. Er bleibt in der angenommenen Poſitur und erwidert

nur das eine Wort: „Soldatt!“ Nochmals verlegnes Fragen, was er wünſche, und wieder die vieldeutige Antwort: „Soldatt!“ Endlich geht man hinunter und holt ſich von der Einquartierung im Erdgeſchoß einen Dolmetſcher, und jetzt löſt ſich zu allgemeinſter Befriedigung und Ueberraſchung das Räthel. Das kurze Wort „Soldat“ hatte bedeuten ſollen: „Ich ſuche den Regimentsſchuhmacher“.

Man traf in Ravens Hotel allerlei alte und neue Bekanntſchaften und verſchiedene intereſſante Perſönlichkeiten, Kieler Profeſſoren auf Sendungen nach dem Norden begriffen, die proviſoriſchen Beamten, welche die Bevölkerung eingeſetzt, Candidaten für andere, weiter nördlich offen gewordene oder nächſtens zu hoffende Stellen, junge Aerzte, hierher geeilt, um in den Lazarethen zu helfen und zu lernen, Studenten und Gymnaſiaſten aus Holſtein, die ſich, da ſie nicht mitkämpfen konnten, durch Wegtragen von Verwundeten aus dem Feuer der Befreiungsarmee nützlich zu machen gedacht hatten, Correſpondenten der Hamburger und Berliner Zeitungen und ähnliche Leute. Auch der bekannte Doctor Raſch durfte nicht fehlen. Er war erſchienen, um den Schleswigern die allein ſelig machende Republik zu predigen.

Alle Welt war aufgeknöpfter, zuthulicher und weniger wähleriſch wie gewöhnlich. Vom Vorſtellen, Fragen nach Namen, Stand und Herkunft war kaum die Rede. Waren wir doch alle Deutſche, die ein Freudenfeſt feierten. Das Einzige, was unſere Heiterkeit einigermaßen trübte, war die Sorge um ein Nachtlager. Zuletzt befreundete ich mich mit dem Gedanken, in dem kleinen Zimmer, in das ich mich mit ein paar Bekannten und etlichen Flaſchen Rothwein zurückgezogen hatte, auf einem der hier befindlichen Sophas Zuflucht bis zum Morgen zu ſuchen. Ein wohlhabender Fabrikant aus der Altſtadt indeß, der ſich zu

uns gesellt und — ich wußte erst nicht, warum, mußte aber zuletzt an die „Schleswig-Holsteinischen Briefe" denken — mir ungewöhnliche Verehrung bezeigt hatte, wollte das durchaus nicht leiden. Ich mußte mit ihm nach Hause gehen, ohne daß ich ihm vorgestellt worden war, und ohne daß ich wußte, wem ich die unverhoffte Gastfreundschaft verdanken sollte. Am andern Abend erst erfuhr ich zu meiner nicht geringen Betrübniß, daß ihm dabei ein schlimmes Mißverständniß passirt war: der gute Herr hatte in mir — den ebengenannten Doctor Gustav Rasch, Erfinder des verlassenen Bruderstammes, zu beherbergen geglaubt.

In der Zwischenzeit hatte ich mit einer neuen und sehr angenehmen Bekanntschaft, dem D. v. Franzius, der von Kreuznach hierher gereist war, um sein ärztliches Wissen den Verwundeten zu widmen, zuerst das eine der vier in Schleswig bestehenden Lazarethe und dann das Dannewerk besucht.

Das Lazareth, im Rathhause eingerichtet, litt Mangel an fast allem, was nothwendig war. Von Militärärzten war noch niemand vorhanden, zwei Civilärzte hatten für mehr als sechzig Kranke und Verwundete zu sorgen, zu denen stündlich neue kamen. Es fehlte an Decken und Verbandtaschen, an Medicin und theilweise selbst an Bedienung. Zwei gefangene dänische Sergeanten, beiläufig recht flinke und anstellige Leute, versahen das Amt von Krankenwärtern und Heilgehilfen. Auch ich versuchte ein paar Stunden Dienste zu leisten.

Die Mehrzahl der Verwundeten des großen Hauptsaales schlief, als wir eintraten, viele nur mit ihren Mänteln und Uniformen zugedeckt. Etwa die Hälfte von ihnen bestand aus Dänen, die Uebrigen waren meist kaiserliche Jäger, alle von Oeversee eingebracht. Nur einer stöhnte laut, ein hübscher kräftiger Bursch aus Steiermark, dem eine Kugel das linke Schienbein zerschmettert hatte. Mehrmals hörte ich ihn jammern:

„Der Krampf! Der Krampf! — Jeſus, Maria, der Krampf!“ Ich ſuchte ihm Troſt einzuſprechen, gab ihm zu trinken und ſorgte dafür, daß er ein narkotiſches Pulver erhielt, worauf der Krampf, der auch die Hände ergriffen, nachließ. Ein anderer Oeſterreicher, dem die Schädeldecke verletzt war, ſodaß das Gehirn bloß lag, war, wie es ſchien, hierher gegangen. Gelaſſen wartete er, Gewehr beim Fuß auf dem kalten Vorſaal ſtehend, bis ich ihn holte, und nachdem wir ihn verbunden und zu Bett gebracht, ſchlief er unverzüglich ein.

Die Dänen, die ich ſprach, verſtanden faſt ohne Ausnahme Deutſch. Sie waren meiſt große kräftige Leute mit heller Geſichtsfarbe und harten borſtigen Bärten. Einer hatte einen Schuß durch den Oberſchenkel, der furchtbar geſchwollen war. Einem andern war eine Kugel durch die Lunge gegangen. Ich fragte ihn, ob man ihm mit etwas dienen könne, und er antwortete mit matter Stimme: „Ich möchte Wein haben“. Ich brachte ihm ein Glas Wein mit Waſſer, er trank, ſpie es aber gleich wieder aus und dann Blut. Schmerzen hatte er nicht, doch war er ſchon am Abend todt. Ein dritter Däne, dem ich meine Dienſte anbot, verlangte vor Allem Tinte, Feder und Papier. „Ich will an min Fru ſjreiben“, ſagte er. „Sie denkt ſonſt, ich bin todt“. — Ich erkundigte mich, ob er ſchwer verwundet. „Nein, blos ein Streifſchuß an die Hüfte“. — Von wo er gebürtig? — „Von Laaland“. — Ob er Kinder habe? — „Drei“. — „Das iſt der Krieg von die Kopenhagners“, ſetzte er mit trauriger Miene hinzu.

Eine ziemliche Anzahl der hier liegenden Dänen mochte in ähnlicher Stimmung ſein, und bei den tödtlich Verwundeten war der Seelenſchmerz um ihre Familie wahrſcheinlich größer als ihre körperlichen Leiden, zumal wenn ſie ihre jetzige erträglich bequeme Lage im warmen Zimmer mit der verglichen, in

welcher ſie ſich geſehen hatten, bevor ſie aufgefunden worden waren. Einer, den ich ſprach, hatte dreizehn volle Stunden hülflos und einſam hinter einem Knick im Schnee gelegen, ein Anderer, wie mir erzählt wurde, nach dem Gefecht bei Jagel zwanzig Stunden und dabei Hände und Füße erfroren. Kranke gab es nur wenige. Nach dieſer Seite ſcheint ein Winterfeldzug günſtigere Verhältniſſe zu bieten als ein Krieg im Sommer. Hitze füllt die Spitäler weit mehr als ſelbſt ſtrenge Kälte mit der Nothwendigkeit, unter freiem Himmel zu lagern. Daß die Dänen auf völlig gleichem Fuße mit den Oeſterreichern behandelt wurden, verſtand ſich von ſelbſt, ebenſo, daß dem Mangel an Medicamenten, Decken, Bettwäſche und anderm Bedarf bald abgeholfen wurde. Die Verbandzeuge der Kaiſerlichen wurden mir von Profeſſor Esmarch, der ſich um die Schleswiger Lazarethe große Verdienſte erworben hat, ſehr gelobt, und auch ſonſt waren ihre Einrichtungen befriedigend, nur gab es bei ihnen, wie ein andrer Arzt tadelte, zu viel Schreiberei, Tabellen und Berichte, Meldungen an Pontius und Pilatus und dergleichen bureaukratiſchen Firlefanz mehr, womit namentlich die Zeit der Oberärzte unbillig in Anſpruch genommen wurde.

Um die Mittagsſtunde beſuchten wir, im Lazareth nicht mehr nöthig, das Dannewerk. Die neueren Befeſtigungen beſtehen in achtundzwanzig großen und kleinen Schanzen, welche eine lange Linie von Buſtorf und Schleswig bis zu den Sümpfen der Treene bei Hollingſtedt bilden. Wir ſahen davon die drei nächſtgelegenen, darunter die beiden größten, rechts und links von dem Einſchnitt im alten Wall, durch welchen die Landſtraße von Rendsburg nach Schleswig läuft. Sie waren vortrefflich ausgeführt, mit Gräben, Paliſſaden und ſpaniſchen Reitern ſturmfrei gemacht und mit nett und ſauber gebauten, ſtrohgedeckten Pulverkellern verſehen, in denen man noch Maſſen von Pulver, orange an-

gestrichnen Hohlgeschossen, Kartätschbüchsen und Kasten voll Zündwürsten fand. Hinter jeder standen mehrere Hütten, in denen die Soldaten auf Strohbündeln geschlafen hatten. Die Schanze selbst war gewöhnlich mit einem eisernen Vierundachtzigpfünder und einem Geschütze von schwächerem Caliber armirt. Diese Kanonen, jetzt vernagelt, sollen einst der schleswig-holsteinischen Armee angehört haben, und so hat man doppelte Ursache, sich zu freuen, daß sie jetzt in deutschen Händen sind. Auch die Bewaffnung der dänischen Infanterie stammt, wie ich höre, zum Theil aus den Vorräthen der Schleswig-Holsteiner von 1850. Es sind Dorngewehre, welche eine ungemein große Spitzkugel schießen. Möge es bald gelingen, auch sie der deutschen Sache zurückzuerobern. Auf den Düppelbergen, wohin de Meza sich jetzt zurückgezogen haben wird, und auf Alsen wird für die Preußen Gelegenheit dazu sein.

Die Schanzen bei Bustorf waren nach dem Urtheile von Militärs durch directen Angriff nicht zu nehmen. Dagegen ist man über die weiter nach Westen zu gelegnen zweifelhaft, und Manche glauben mit Bestimmtheit behaupten zu können, daß bei Hollingstedt ein Durchbrechen der dänischen Vertheidigungslinie möglich gewesen wäre. Die Ueberschwemmungsanstalten, die das Land vor dieser schwächeren Partie der dänischen Werke durch Stauung der Treene unter Wasser zu setzen bestimmt waren (die Inundation reichte beiläufig nur bis Kurburg, und eine Verbindung der Reiderau mit dem Selker Noor, von welcher vor Kurzem in deutschen Blättern die Rede war, existirte nicht), hatte der starke Frost zu vereitelter Mühe und Arbeit gemacht.

Wir besuchten die Schanzen, ungehindert durch Wachen. Dieselben wären aber sehr am Platze gewesen, nicht so sehr, weil die Fremden, welche sie besichtigten, alles, was sich fortschaffen ließ, als Andenken zu entführen bestrebt waren — ich

ſah einige der Herren ſogar Wiſcher von Vierundachtzigpfündern und ſchwere Bomben wegſchleppen — ſondern weil man mit brennenden Pfeifen und Cigarren in die Pulverkeller ging. Ich ſelbſt machte mich einen Augenblick dieſer Unvorſichtigkeit ſchuldig und wurde erſt durch einen preußiſchen Artilleriſten von der Garde auf die Gefahr hingewieſen. Am Tage nachher wurde auch in allen öffentlichen Lokalen und an den Ecken der Straßen eine dahingehende Warnung angeſchlagen und durch ausgeſtellte Poſten geſorgt, daß weitere Thorheiten unterblieben.

10. Februar. Das nächſte intereſſante Bild nach dem Dannewerk war das Schlachtfeld von Oeverſee, welches wir vorgeſtern Mittag, alſo ungefähr vierundvierzig Stunden nach dem Kampfe, der dort ſtattgefunden, auf der Fahrt von Schleswig nach Flensburg beſuchten.

Wir fuhren gegen elf Uhr früh vom Lollfuß ab, kamen zunächſt an den ſieben koloſſalen Breterbaracken vorbei, welche die Dänen dem Thiergarten gegenüber zu dem Zwecke errichtet, um für die Pferde ihrer Kavallerie ein Obdach zu haben, und erreichten dann die hohe Geeſt, auf der ſich die Chauſſee zwiſchen dem Haideland und dem von Knicks durchzogenen, mit einzelnen Gehölzen bedeckten öſtlichſten Drittel der Halbinſel hinwindet.

Die ganze Gegend war tief beſchneit, ſodaß die Gräben und Bodenſenkungen zum Theil zugeweht waren. Ueberall faſt Spuren des Krieges: auf der Straße weggeworfene Patrontaſchen und Corniſter, Keſſel, Riemenzeug u. dergl. Weiterhin eine in den Graben gefahrene große eiſerne Kanone, dann mehrere ſtehen gebliebne Protzkaſten. Chauſſeegeld zu entrichten, ſchien außer Gebrauch gekommen; die Einnehmer, hier Pächter der Regierung, wagten meiſt nicht einmal, es einzufordern, und ſtanden, betrübt über den Umſchwung der Dinge, an den

Fenſtern oder vor den Schlagbäumen, indem ſie ſehnſüchtig die gute Seele zu erwarten ſchienen, die freiwillig in die Taſche greifen ſollte.

Jenſeits Idſtedt, deſſen Häuſer in der Ferne zur Rechten über der Schneedecke ſichtbar wurden, wieder eine verlaſſene Kanone und noch einige Protzkaſten. Bei Schmedeby Maſſen von öſterreichiſchen Soldaten und Militärfuhrwerken. Ein Stück weiter der Kadaver eines Pferdes, dann ein zweites, dem man ſchon die Haut abgezogen, und das ſo wie ein ungeheurer Braten auf einem ungeheuren Tiſchtuche auf dem weißbeſchneiten Felde lag. Bei Frörup, wenn ich nicht irre, der erſte Todte des Rückzugsgefechts, ein Liechtenſteiniſcher Huſar, der im Chauſſeegraben lang geſtreckt auf den Rücken gefallen war. Eine Kanonenkugel war ihm durch den Unterleib gegangen, das Geſicht halb zugeſchneit, die Füße der Stiefeln beraubt. Weiterhin auf der Haide Leute über einem dritten Pferde beſchäftigt, ſich ſeiner Haut zu bemächtigen. Auf der Straße gefrorne Blutlachen, zur Rechten Todtengräber mit Hacken und Schaufeln und große ſchwarze Stellen im Schneegefilde, welche friſche Soldatengräber andeuteten. Dann, etwas nördlich von Oeverſee, das Defilee, wo am härteſten gekämpft worden war.

Die Chauſſee ſteigt hier eine Hügelwelle hinan, die zur Rechten nur mit Haidekraut bewachſen iſt, während links über einem Teiche mit ſumpfigen Ufern ein ziemlich großes Buchengehölz die Höhe bewaldet. Das Terrain vor dem Teiche und die Haide zur Rechten war mit Maſſen von Todten, Kaiſerlichen und Dänen bedeckt. Hunderte von Käppis, Torniſtern, Musketen, Seitengewehren, Keſſeln, Feldflaſchen, Brotbeuteln, verbogenen Bayonnetten u. dergl. lagen hier verſtreut. An einer Stelle zählte ich ſieben, an einer andern neun Gefallene; bei dem Wirthshauſe von Büllſchau hatte man deren zwölf zu-

ſammengetragen. Viele andere Leichname waren zerſtreut in verſchiedener Lage auf den Feldern ſichtbar. Das Ganze erinnerte lebhaft an die Bilder, welche Scenen aus den Schlachten des Feldzugs der Franzoſen nach Rußland darſtellen.

Wir ſahen noch über ſechzig Todte. Die einen lagen auf dem Geſicht, andere auf dem Rücken, mehrere gräßlich zerfleiſcht und zerriſſen, manche ohne erkennbare Wunden, aber ſtarr und voll von gefrornem Blute. Die däniſche Infanterie mußte gute Schützen gehabt haben; denn die Mehrzahl der Oeſterreicher — es waren beinahe durchgehends Leute vom neunten Jägerbataillon und vom Regimente König der Belgier — war in den Kopf getroffen. Nur ſelten zeigten die Züge der Gefallenen den Ausdruck des Schmerzes, und die Kälte hatte manchen eine gewiſſe Röthe der Wangen gelaſſen, die um ſo deutlicher hervortrat, als alle mehr oder minder verſchneit waren. Die Hände waren ſchwarz von Pulver, die Füße nackt — die Plünderer der Wahlſtatt hatten nächſt der Ausräumung der Torniſter zuerſt die Nothwendigkeit, ſich mit Schuhwerk zu verſehen, ins Auge gefaßt. Röcke, Mäntel und Beinkleider waren faſt allen Todten geblieben. Nur ein Offizier des Regiments König von Belgien — Leutnant v. Haidegg nannte ihn uns der mit Leitung der Beerdigung beauftragte Hauptmann — war bis auf Hemd und Hoſen entkleidet. Ein zartgebauter junger Mann von höchſtens zwanzig Jahren, lag er umgeben von erſchoſſenen Gemeinen ſeiner Kompagnie und mehreren däniſchen Blauröcken, auf dem blutgetränkten Schnee. Eine Kugel hatte ihn mitten in die Herzgrube getroffen. Die Bruſt trat, wie von einem letzten tiefen Seufzer gehoben, mit den Rippen hoch über den eingezogenen Unterleib hervor. Die Augenhöhlen waren ihm zugeſchneit, den rechten Arm hatte er wie die meiſten, die nach rückwärts zuſammengebrochen waren,

über den Kopf ausgeſtreckt, die Fauſt war krampfhaft geballt. Neben ihm lag, ſtramm und ſteif wie auf der Parade, die Hände an die Schenkel gelegt, ein rieſenhaft gebauter Musketier, dem eine Spitzkugel die Schläfe durchbohrt hatte.

„War ein guter Kamerad", ſagte der Hauptmann, über den todten Leutnant gebeugt. Dann fragte er: „Hat einer der Herren ein Meſſer bei ſich?" Ich gab ihm das meine, und er ſchnitt ſich von den langen blonden Stirnhaaren des Gefallnen eine Locke, worauf er ſeinen Jägern befahl, der Leiche den Schnee aus den Augen zu entfernen. Ein roher Burſch nahm dazu die Bayonnetſcheide. „Na, doch nicht damit", ſchalt der Offizier, und erſt jetzt that es jener mit einem Zipfel ſeines Mantels.

Auch ſonſt zeigten ſich die Herren Oeſterreicher als nicht beſonders zart beſaitete Seelen in Betreff der Todten, und ſelbſt der kleine Beſitz der eignen Kameraden war ihnen — wenn ſie ihn nicht zur Aufhebung bei der Oberbehörde zu ſammeln hatten — gute Beute. An einer Stelle war ein Däne auf die Knie und das Geſicht gefallen, ſodaß ein gewiſſer Theil ſeines Hinterkörpers ſtark hervor ſtand. Einer der Jäger ſtieß ihn mit den Worten: „Ein feiſter Burſch geweſen" mit dem Fuße gegen dieſen Theil, und der Kamerad, zu dem er Dieß äußerte, ſchien die Bemerkung nur belachenswerth, nicht, wie wir Andern, viehiſch zu finden. Ein Anderer bemühte ſich, einem der Todten die buntgeſtrickten Pulswärmer über die kalten geſchwollnen Hände zu ziehen, und da Dieß nicht gleich gelingen wollte, ſtemmte er den Stiefelabſatz gegen die Seite deſſelben. Wieder ein Anderer nahm die Feldflaſche eines der Gefallenen, ſetzte ſie an den Mund, zog und ſchlürfte und klopfte, als ſie ſich leer erwies, wiederholt an den Boden, um die letzten Tropfen heraus zu zwingen.

An einer Stelle ſah ich einen der Kaiſerlichen mit einem Civiliſten über einen Säbel verhandeln, den er auf dem Schlachtfelde aufgeleſen hatte. In der einen Hand trug jener ein ganzes Taſchentuch gefüllt mit anderen Beuteſtücken. Wieder anderswo kauerte ein emſiger Sammler ſolcher Gegenſtände neben einem Todten, um ihm die Hoſentaſche zu leeren — es nahm ſich aus, wie wenn Raben über die Wahlſtatt gerathen wären. (Andere, wirkliche Raben — ſo fügte ich dieſen Aufzeichnungen ſpäter hinzu, ſolche, wie ſie ein phantaſievoller Maler in der „Coburger Zeitung“ geſehen haben will, waren ſo wenig zu erblicken, wie die ausgehackten Augen, mit denen dieſer ſchwer zu befriedigende Herr die Wahlſtatt zu verbeſſern beſtrebt war. Ein Schlachtfeld iſt, meine ich, von Natur ſchon vollkommen grauenhaft genug, ſo daß man es in der Beſchreibung nicht zu vergräßlichern braucht, um Wirkung bei dem verehrungswürdigen Publikum zu erzielen. Für einen gewiſſen Geſchmack freilich können die Farben nicht dick genug aufgetragen werden.)

Während wir bei der einen Leichengruppe ſtanden, näherte ſich uns ein ältlicher reſpectabler Herr in einem langen blauen Gottestiſchrocke, der aus der Gegend zu ſein ſchien, und den ich ſeiner würdigen Haltung nach für den Dorfſchulzen von Oeverſee hielt. Er miſchte ſich in unſer Geſpräch, erzählte Verſchiedenes von dem Gefechte und fragte dann, wie zufällig, ob man wohl die Leute hindern dürfe, den gefallnen Pferden die Häute zu nehmen. Ich entſchuldigte meine Unwiſſenheit in dieſem Kapitel mit meiner Eigenſchaft als Civilperſon und Fremder. „Ich möchte das aber doch gern erfahren“, entgegnete er, „ich bin nämlich der königlich conceſſionirte Abdecker“. Auch einer der Raben der Wahlſtatt, wenn auch näher betrachtet, ein weniger abſtoßender als die Panduren und

Kroaten in Montur, welche die Todten mit Füßen traten und ihren eignen Leuten die Taſchen leerten.

Neben einem der gefallnen Dänen — er lag auf dem Geſicht, und eine Stückkugel hatte ihm das ganze Geſäß weggeriſſen — fanden wir einen leeren Torniſter und neben dieſem wieder Briefe in däniſcher Sprache, welche ohne Zweifel dem Beſitzer des Torniſters angehört hatten, und die vom Plünderer als werthlos weggeworfen worden waren. Einen davon hob ich mir auf. Er war von Frauenhand und mit deutſchen Buchſtaben geſchrieben, von Kopenhagen datirt und erſt einige Tage alt. Die Geſellſchaft in unſerm Wagen erwartete zarte Geheimniſſe, und mehr als einer mochte ſich ſchon das Bild einer trauernden Braut zurecht zu machen im Begriffe ſein. Mir wenigſtens ging es ſo. Arge Enttäuſchung! Der Inhalt des Schreibens war ſo wenig poetiſch wie die Verwundung, die den Todten niedergeſtreckt hatte. Nicht eine Geliebte, ſondern allem Anſcheine nach eine Schweſter war die Verfaſſerin — eine zwar achtungswerthe, aber ungemein proſaiſche Schweſter. Nichts von liebevollen Befürchtungen für das Leben des in den Krieg Gezogenen, nichts von Hoffnungen, daß man ihn geſund wieder zu ſehen gedenke, frommen Wünſchen u. dergl. Auch nichts von Liebe zum Vaterlande, für das der Bruder die Waffen trug, überhaupt nichts von hohen Dingen. Nur rein Wirthſchaftliches und Kaufmänniſches und daneben Vermahnungen, ſich ordentlich zu betragen und ſich nicht verführen zu laſſen. Zweimal, wenn ich mich recht erinnere, zu Anfang und zu Ende, war von dem Preiſe der Butter in Kopenhagen die Rede, und dazwiſchen hieß es ungefähr: „Vater ſagt, daß zu Chriſtian Chriſtianſen nichts iſt; vor dem möchteſt Du Dich daher, als vor einem liederlichen Burſchen in Acht nehmen. Und von Jens Sörenſen, dem Maler, wird auch nichts Gutes geſprochen,

er ſoll ebenfalls nicht viel taugen. Du wirſt daher wohl thun, Dich auch mit dem nicht einzulaſſen, wenn Ihr zuſammen ſeid. Zum Schluß ein kurzes kaltes Lebewohl, und Vater und Mutter laſſen grüßen".

Ich habe durchaus keine Neigung, dem todten Feinde, wie hier vorgekommen, einen Tritt mit ins Grab zu geben, und ſo hoffe ich, daß der Betreffende bei Lebzeiten einige beſſere und höhere Intereſſen gekannt hat als ſeine Fräulein Schweſter, und daß er ſeiner Familie mehr zugethan geweſen iſt als dieſe. Andernfalls hätte man nur zu bedauern, daß die Welt in dem armen Jens einen hoffnungsvollen Butter- und Fettwaarenhändler eingebüßt hat, und das wäre nicht viel, zumal die Schweſter, nach dem Briefe zu ſchließen, ſeine Stelle ausfüllen konnte.

Jenſeits Büllſchau, auf dem Moor zur Linken der Chauſſee, noch mehr Todte und noch mehr weggeworfene Käppis und Torniſter. Wir hatten indeß genug davon geſehen, um von Neuem auszuſteigen.

In Flensburg wurde bei Döll eingekehrt, der ſeinen Gaſthof von oben bis unten voll preußiſche und öſterreichiſche Offiziere hatte, unter denen wir auch den Kronprinzen und den Prinzen Albrecht ſahen. Der ſüdliche Theil der Stadt war reichlich mit Fahnen geſchmückt, nach Norden hin wurden ſie ſeltener, und die nördlichſten Straßen jenſeits des Holm, hatten weder von Blaurothweiß noch von Schwarzrothgelb etwas wiſſen wollen. Wir fanden eine hübſche Wohnung gegenüber dem Ständehauſe, deſſen däniſche Inſchrift: „Meth logh land skall byggies (mit Geſetz ſoll das Land erbaut werden) uns, verglichen mit der Gewaltherrſchaft und der fanatiſchen Willkür ohne Gleichen, welche die letzten zwölf Jahre hindurch in Schleswig geherrſcht, wie eine ungeheure Ironie voll Hohn in

die Fenſter ſah. Das militäriſche Treiben in den Straßen glich dem in Schleswig, doch überwogen hier die preußiſchen Uniformen. Die Stimmung in der Stadt war, wie ſchon die Vertheilung der Fahnen zeigte, eine verſchiedene. Man hatte auf dem einen Markte den Herzog Friedrich proclamirt, aber die Demonſtration war ziemlich matt und ſchwächlich verlaufen, zum guten Theile wohl auch deshalb, weil die Preußen ſie zu hindern geſucht hatten, und weil man nicht ſicher war, daß der kleine bösartige Bürgermeiſter Hammerich, der ſich noch halb als Gebieter der Stadt geberdete, entfernt werden würde. Eine Verſammlung der Deutſchgeſinnten im Odeon, bei welcher die Führer dieſer Partei, Doctor Lorentzen und Lehrer Hanſen, über ihre Audienz bei Wrangel berichteten, zeigte rührige und entſchloſſene Gemüther in guter Anzahl. Dagegen verrieth ein Geſpräch mit einem Kaufmann, bei dem wir die beſten Cigarren in den Herzogthümern kauften, daß ein Theil der handeltreibenden Klaſſe die Trennung von Dänemark für nicht wünſchenswerth, weil für nicht profitabel hielt.

Hier wird die Bekehrung Schwierigkeiten haben. Doch iſt kein Zweifel, daß der gute Wille der Bevölkerung ſich finden wird, wenn der gute Wille der Preußen nicht mehr ſo ſchweren Bedenken unterliegt, wie gegenwärtig. Denn immer ſind es von den deutſchen Bürgern der Stadt nur einzelne, deren materielles Wohlbefinden ſie nach den däniſchen Inſeln hinweiſt, und die könnten dieſem Hinweis, meine ich, in Perſon folgen, wofern es unter der ſchleswig-holſteiniſchen Fahne durchaus nicht auszuhalten wäre. Und ſollten deren auch einige mehr ſein, als man unter den Patrioten hier zugiebt, ſollte Flensburg durch völlige Trennung der Herzogthümer von Dänemark weſentliche Nachtheile erleiden, ſo wird man ſich, wie ich ferner meine, darein ſchicken und ſich die Schweſterſtadt Schleswig zum Troſte

nehmen müſſen, welche in den letzten Jahren mit Unrecht litt, während Flensburg mit Unrecht begünſtigt wurde.

„Heute mir, morgen dir", würde mein Sprichwörter liebender Leutnant von Fleckeby tröſten, und „Was dem Einen recht iſt, das iſt dem Andern billig", würde er vielleicht, tiefer in den Schatz ſeiner Lebensweisheit greifend, ſchelmiſch hinzufügen.

An ein Weitergehen bis Kinkenis, wo heute die preußiſchen Vorpoſten ſtehen ſollen, iſt, wie Tempeltey erfahren hat, nicht zu denken. Man will im Lager keine Korreſpondenten für die Preſſe, wenigſtens nicht für die liberale, ja man ſcheint die, welche gut preußiſche Geſinnung mitbringen, am Wenigſten haben zu wollen. Unter ſolchen Umſtänden zieht ſich verſchmähte und ſogar bedrohte Zuneigung zurück, kopfſchüttelnd, mißmuthig, grollend über die Gegenwart, aber treu und voll zuverſichtliche Hoffnung auf beſſere Zeit. Das leichtere und geſinnungsärmere Geſieder begiebt ſich ins öſterreichiſche Lager und wird da wohl oder übel das Lob der dortigen Gemüthlichen und Glänzenden ſingen.

Möge der Krieg — der Himmel verzeih's! — noch einige Zeit dauern. Er wird dem preußiſchen Heere mancherlei geben können, was ihm zu mangeln ſcheint, und mancherlei abthun lehren, was weder ziert noch nützt. Er wird zugeknöpfte Herzen aufgehen laſſen und zeigen, daß eine ſolide, ehrliche, wohlwollende Seele darin wohnt. Er wird die Bureaukratie in der Armee auf das Nothwendigſte beſchränken, hier Junker zu Menſchen machen, dort Gamaſchenknöpfe und Exerzierplatzpedanten auf das allein Praktiſche hinweiſen. Die Schleswig-Holſteiner werden die Preußen durch ihr Heer lieben lernen. Auch das leichte Geſchütz der Preſſe, jetzt von den Militärs — freilich nicht ohne Grund; denn es iſt oft mit Wind geladen — gar zu gering geſchätzt, wird allmählich die ihm ge-

bührende Beachtung neben Zündnadelflinten und gezognen Kanonen finden. Mancherlei Gutes iſt noch unerkannt, mancher Vortheil noch unbenutzt, aber die Erfahrung wird lehren, die freiere Luft ſchärfer und weiter ſehen laſſen. Vieles wird ſich vielleicht bald als leere Rede, als Parteivorurtheil darſtellen, was jetzt noch als ausgemachte Wahrheit gilt. So ſchwer das Eine und das Andere gedeihlichem Ausgange zuzulenken ſcheint, es muß doch gelingen, hier im Felde und daheim.

Von Flensburg kehrte ich zunächſt nach Kiel zurück, wo ich dann einige Wochen in den Kreiſen der Auguſtenburgiſchen verlebte und für deren Sache in der Preſſe thätig war. Dieſe Sache erſchien damals noch als die des Landes und ganz Deutſchlands. Die Losreißung von Dänemark ſchien auch jetzt noch nur möglich, wenn man an den Anker anknüpfte, welchen das Erbrecht des Herzogs bot. Das Vertrauen zu der preußiſchen Politik hatte ſich nicht ſehr gehoben, wo jemand Günſtiges von ihr ahnte, wurde er beirrt und ſeine Aeußerung übertäubt durch die Mehrzahl, welche befürchtete, Bismarck werde die Herzogthümer, gegen einige Zugeſtändniſſe von Seiten der Dänen wieder ihrem alten Herren ausliefern, eine Meinung, die vom Kieler Sophienblatt vielleicht nicht getheilt, ſicher aber mit allen Kräften gepflegt wurde. Sammer, ein alter Mitarbeiter der „Grenzboten“, am kronprinzlichen Hofe in Berlin wohlgelitten, kam mir vertrauenswürdig vor, wenn er ſich in patriotiſchem Sinne äußerte und für den Fall, daß das Recht des Erbprinzen Friedrich anerkannt und in dieſem Sinne Friede geſchloſſen würde, alle nothwendigen Opfer an deſſen Souveränetätsrechten in Ausſicht ſtellte. Gewiſſe Anzeichen, die das cum grano salis nehmen hießen, wurden nicht beachtet, gewiſſe Gerüchte, nach

denen man am Sophienblatt nur jenes Recht der Auguſtenburger im Auge hatte und von Zugeſtändniſſen an Preußen nichts oder viel zu wenig wiſſen wollte, betrachtete und behandelte man in dieſen Wochen als üble Nachrede. Daß ſie wohl begründet waren, wurde ich erſt ſpäter gewahr, als ich einige Monate nach meiner Rückkehr nach Leipzig mein Verhältniß zu den „Grenzboten“ auf Samwers Wunſch gelöſt hatte und vertragsmäßig in die Dienſte des „Herzogs“ getreten war.

Die Beobachtungen und Erfahrungen, die ich in den ſechs Monaten meines zweiten Aufenthalts in Kiel zu machen Gelegenheit fand, wurden zum Theil ebenfalls tagebuchsmäßig aufgezeichnet, und ich werde ſie vielleicht ſpäter in dieſer Form vollſtändig veröffentlichen. Für jetzt glaube ich nur einige davon in die folgende Darſtellung verflechten zu dürfen. Andere ſollen blos angedeutet werden.

Ich ſtand in dieſer Zeit in nahem Verkehr mit Samwer und den andern Räthen des Erbprinzen Friedrich, auch mit dieſem ſelbſt, indem er mich häufig, wenn ich bei ihm zur Tafel geweſen, nach Weggang der andern Gäſte noch dazubleiben veranlaßte, wo ich ihm über Allerlei, z. B. über die Stimmung im Lande, referiren mußte und ihm über Dieß und Jenes meine Meinung ſagen durfte.

Er bewohnte damals eine Villa links von dem Wege, der durch Düſternbrook nach dem anmuthigen Bellevue führt. Dieſelbe liegt unter Hügeln von anmuthigem Schwung, die theils mit Gras, theils mit Bäumen bedeckt ſind und iſt in Kreuzform und in einem Stil erbaut, der ein Gemiſch von gothiſcher Manier und Schweizergeſchmack iſt. Das Dach iſt ſteil und mit Schiefer gedeckt. Neben dem Souterrain der Vorderſeite befinden ſich zu beiden Seiten bauchige Glaskaſten zur Aufſtellung von Zierpflanzen. Darüber ſchließen ſich an den maſſiven Kern des

erhöhten Erdgeschosses rechts und links Glassalons von leichterer Bauart. Auf der linken Seite ist der Eingang, zu welchem eine steinerne Freitreppe hinaufführt. Durch ihn gelangt man zunächst in einen Vorraum, aus welchem man durch eine damals mit kleinen schleswig-holsteinischen Fahnen geschmückte Thür in einen geräumigen, mit Steinplatten belegten Vorsaal tritt. Links geht von hier eine hölzerne Treppe in das obere Stockwerk des Gebäudes hinauf, wo sich in jener Zeit das Arbeitszimmer und das Schlafgemach des Prinzen befanden, und eine zweite Treppe in das Souterrain hinab. Rechts öffnet sich eine eichenholzfarbig angestrichene Flügelthür auf das Empfangszimmer, an welches sich auf der einen Seite ein kleines Gemach, in dem der Prinz den Abend zu verbringen pflegte, auf der andern ein etwas größeres anschließt, in dem man die Tafel servirte. Die Fenster des Empfangssalons blicken nach dem Düsternbrooker Wege und der blauen Bucht hinaus und zeigen jenseits in der Ferne das niedliche Bildchen von Neumühlen. Möblement und Verzierung dieses Zimmers waren nicht reicher als in einem wohlhabenden Bürgerhause. Rothe Vorhänge an Goldleisten neben der Thür und dem breiten Fenster, ein Sopha mit einem Tische davor, ein paar gepolsterte Lehnstühle, ein Sekretär, ein Glasschrank, noch ein kleiner Tisch, ein Blumenstand mit hübschen Blattpflanzen, etliche gewöhnliche Stühle, endlich drei Oelbilder, von denen zwei die Töchter des Erbprinzen, freundliche Kindergesichtchen mit blonden Locken und den Augen des Vaters, vorstellten, das dritte die hier geschilderte Villa zeigte — das ungefähr war die Ausstattung des nur wenig mehr als mittelgroßen Raumes, und die erwähnten Nebenstuben waren noch anspruchsloser eingerichtet.

Gleich bescheiden war der Haushalt des „Herzogs“ und sein ganzes Auftreten in gesellschaftlicher Beziehung. Mehr als

einer von den großen adeligen Grundbesitzern Holsteins machte ein glänzenderes Haus als er. Nie sah ich ihn mit Vieren fahren und seinen Wagen zierte weder ein Wappen noch anderer Schmuck, seinen Rock weder Ordensband noch Stern. Seine Dienerschaft bestand auch jetzt noch aus wenigen Leuten. Als Hofchef diente ihm wie früher der Major Schmidt. Die Geschäfte eines Privatsecretärs, die hauptsächlich in Erledigung der Zusendungen von Büchern, Bildern, Gedichten u. dergl. bestanden, mit denen der Prinz, wie üblich, von allen Seiten heimgesucht wurde, versah ein Herr v. Rumohr. Von strenger Etiquette und Ceremonienmeisterei war nicht die Rede. Schwarzer Frack und helle Handschuhe waren alles, was man zu einem Besuche bedurfte. Die Unterhaltung bei Tafel war völlig ungezwungen. Man speiste nicht besser als bei gutsituirten Privatleuten Kiels. Nur bisweilen saß man länger als eine halbe Stunde bei Tische, und in der Regel waren nicht mehr als fünf bis sechs Personen geladen. Nach aufgehobener Tafel wurde das Gespräch bei einer Tasse Kaffee und einer Cigarre im Empfangszimmer stehend fortgesetzt. Nach englischer Sitte aß man erst um sechs Uhr Abends, und die Gesellschaft, unter der man häufig Leute von Namen, Professoren der Universität, Notabeln aus den entfernteren Theilen der Herzogthümer, Fremde von Distinction traf, blieb dann gewöhnlich bis acht Uhr beisammen.

Der Prinz betheiligte sich bei der Unterhaltung lebhaft und verrieth dabei eine gute Kenntniß des Landes, Vertrautheit mit den Rechten, Sitten und Bedürfnissen desselben und Interesse, sich weiter zu unterrichten, auch eine respectable allgemeine Bildung — eine bessere, behauptete ein zu Vergleichen Befähigter, als mancher andere erlauchte Herr. Ueber politische Dinge äußerte er sich im Sinne eines gemäßigten Liberalismus, wäh-

rend ſein Herr Vater ein ſtarrer Tory war. Auf ſein Erbrecht gab er viel, auch als es Andern längſt nicht mehr in erſter Linie ſtand; möglich wäre ſogar, daß er an die juriſtiſche Mythe geglaubt hätte, die damals im Umlaufe war, der Geiſt des alten wurmſtichigen olivengrünen Pergaments, in welchem dieſes Recht ſaß, und nicht der ſchnöde Preuße habe Düppel erſtürmt und regiere überhaupt trotz ihrer geringen Achtung vor dieſem beſchriebenen Stück Leder alle Schritte der preußiſchen Politik. Er war feſt überzeugt, daß das ſchleswig-holſteiniſche Volk niemals auf dieſes Recht, das auch das ſeine, verzichten werde. „Aber nach fünf, nach zehn Jahren, Hoheit, wenn das Proviſorium fortdauert", erlaubte ich mir, als wir eines Abends allein waren, vorzuſtellen. „Zehn Jahre", erwiderte er — „niemals!" Kriegeriſche Neigungen ſchienen ihm zu mangeln. Nur einmal mochte ihn etwas der Art anwandeln, als ich wieder Bedenken über die Zukunft ausgeſprochen hatte. „Wenn erſt Blut gefloſſen ſein wird!" rief er, indem ihm wohl eine Erhebung der Leute am Duſentdüwelswarf gegen die Preußen vorſchwebte, aber dabei zitterte die Hand, die er prophetiſch ausgeſtreckt hatte.

Von Perſon war der Prinz damals eine ſtattliche Erſcheinung. Ueber Mittelgröße, wohlgewachſen, zeigte er in ſeinen Geſichtszügen unverkennbar den Typus des oldenburgiſchen Geſchlechts: lichtblaue Augen, ſtark entwickeltes Kinn, wohlgeformte Naſe, hohe Stirn, Füße von vornehmer Kleinheit. Das braune Haar begann dem mittleren Dreißiger ſchon zu ergrauen, wozu der ſtete Wechſel hoffnungsreicher und herabſtimmender Tage beigetragen haben wird. Sonſt war ſein Leben in Kiel während der zweiten Hälfte des Jahres 1864 ein ziemlich einförmiges. Des Morgens ein Spaziergang, ſelten ein Ritt, in die Umgebung, dann einſame Arbeit. Nach dem zweiten

Frühstück, gegen die Mittagsstunde, fuhr er nach dem Hause, das er in der Stadt innehatte, um sich hier mit seinen Räthen zu besprechen und zur Aufwartung sich meldenden Fremden, Bittstellern oder mit Vorschlägen oder Mittheilungen kommenden Freunden Audienz zu geben. Gegen fünf Uhr kehrte er nach Düsternbrook zurück. Selten besuchte er das allerdings mittelmäßige Theater, häufig dagegen erschien er in Concerten, die hier mitunter recht gut waren, und wo man den Gebrauch eingeführt hatte, seine loyale Gesinnung bei Eintritt der Hoheit durch allgemeines Aufstehen von den Sitzen kundzugeben. Zuweilen unterbrach noch das Eintreffen einer Deputation mit einer Huldigungsadresse die Stille und Eintönigkeit dieser Lebensweise. Hin und wieder besuchte der „Herzog" auch einen der wenigen zu ihm haltenden Großgrundbesitzer in der näheren oder entfernteren Nachbarschaft von Kiel. Niemals aber überschritt er meines Wissens in dieser Zeit die Grenze Schleswigs. Mitunter folgte er einer Einladung zur Jagd in der Gegend von Hamburg, wo der Kaufmann Godefroy, ein alter Freund des Hauses Augustenburg, einen stattlichen Besitz mit Wildstand hat. Manchmal fiel auch ein Erinnerungsfest oder sonst ein feierlicher Tag, bei welchem der „Herzog" in die Oeffentlichkeit zu treten für geboten hielt. Sonst verlief eine Woche ungefähr wie die andere, und noch immer wollte der große Hauptfeiertag, der Tag der Anerkennung und Einsetzung nicht erscheinen. Das Provisorium schien weit über den Friedensschluß mit Dänemark hinaus fortdauern, es schien sich verewigen zu wollen.

Den Eindruck eines bedeutenden Menschen machte der Prätendent nicht. Er war offenbar eine von den Naturen, die zur Abhängigkeit von ihrer Umgebung verurtheilt sind, denen die Gedanken und Entschlüsse von außen kommen. Wäre er gut berathen gewesen, so würde er vermuthlich anders gehandelt haben,

ſo würde der egoiſtiſche Zug ſeines Hauſes bei ihm mindeſtens nicht ſo ſtark hervorgetreten oder bald verſtändiger Ueberlegung der Sachlage gewichen ſein. Der „Herzog“ Friedrich lebte aber in einer Atmoſphäre, welche durchaus von dem Auguſtenburgiſchen Hausgeiſt durchdrungen war. Seine Umgebung beſtand faſt durchgehends aus alten Agenten ſeines Vaters, ſie trug trotz ihres chamäleonartigen Wechſelns der Farbe eine ganz beſtimmte Grundcouleur, zu der ſie immer wieder zurückkehrte, die nämlich der Livree der herzoglichen Dienerſchaft. Alles wurde von ihr darnach bemeſſen, ob es und wie weit es dem pergamentenen Rechte der Auguſtenburger dienen wollte, Alles fallen gelaſſen, ſobald es für deren Intereſſe ausgenutzt war. Daß die Nation auch ein Recht und zwar ein höheres hatte, und daß Preußen daſſelbe vertrat, galt in dieſem Kreiſe für verabſcheuenswerthe Ketzerei, die mit allen Mitteln proſtituirt und wo möglich zermalmt werden müſſe.

Das bedeutendſte — richtiger das einzige bedeutende Ingenium unter den Räthen des Erbprinzen war der coburg-gothaiſche Geheime Regierungsrath Samwer. In ſeiner Hand liefen alle Fäden des Apparats zuſammen, mit dem man hier Staat im Staate ſpielte, er war in allen Fragen der herzoglichen Politik der spiritus rector, und ſo werde ich das, was über dieſe Politik zu ſagen iſt, an eine Schilderung ſeiner Perſönlichkeit nach den Erfahrungen anknüpfen, durch die mir über ihn die Augen geöffnet wurden.

Karl Samwer, der Sohn eines Advocaten, war urſprünglich ebenfalls Advocat. In dieſer Eigenſchaft wurde er in den Jahren vor 1848 mit dem alten Herzog von Auguſtenburg bekannt, in deſſen Auftrag er dann vielfach literariſch thätig war, und deſſen Recht er fortan, wie es ſcheint, als den Leitſtern und Angelpunkt ſeines Lebens betrachtete. Seine ſtaats-

rechtlichen Kenntniſſe, ſein Scharfſinn in der Löſung ſchwieriger Fragen, andrerſeits eine gewiſſe Aehnlichkeit ſeines Charakters mit dem der Gravenſteiner Durchlaucht ließen den jungen Mann ſchon damals die Stellung eines Vertrauten der herzoglichen Familie gewinnen, wogegen viele Andere ſich mit dieſer Natur nicht zu befreunden vermochten. Kurz vor der erſten Erhebung der Schleswig-Holſteiner habilitirte er ſich an der Kieler Univerſität für Staatsrecht. Während des Krieges wurde er vom Herzoge zu verſchiedenen diplomatiſchen Miſſionen verwendet. Nach der Pacification ging er, obwohl nicht verbannt, aus dem Lande und nach Gotha, wo er Anſtellung fand und nun eine doppelte Thätigkeit entwickelte, indem er einerſeits die auswärtigen Beziehungen ſeines neuen Gebieters pflegen half, andrerſeits als Sachwalter des früheren fortarbeitete. Wiederholt begleitete er den rührigen und ſtrebſamen Herzog Ernſt auf ſeinen Reiſen an die verwandten Höfe in Brüſſel und London, wobei er mit hervorragenden Staatsmännern in nahe Berührung kam. Mit Geſchick vertheidigte er die Sache deſſelben in dem Streite gegen den Adel des Ländchens. Sich leicht in urſprünglich ihm fremde Fächer hineinſtudirend, überall raſch zu Hauſe, machte er ſich auch auf anderen als politiſchen Gebieten nützlich, ohne es jedoch in der neuen Heimath zu größerer Beliebtheit beim Publicum bringen zu können als in der alten, wo ihm nur der kleine Kreis der Auguſtenburgiſchen eine gewiſſe Neigung bewahrte, und von wo ihm nur durch deſſen Vermittelung noch einige Kunde von dem, was vorging, zu Theil wurde. Man achtete ſeine Fähigkeiten, man ehrte ſeine Kenntniſſe, und dennoch fühlte ſich niemand zu ihm hingezogen, wiewohl er mit Intelligenz und Eifer auch die Gabe, liebenswürdig ſein zu können, ja ein gewiſſes weiches Weſen verband Man wußte eben niemals recht, wie man mit ihm daran war.

So war er mit dem Prätendenten nach Kiel zurückgekommen, ohne genaue Bekanntſchaft mit den Zuſtänden, die er hier vorfand, ohne Freunde unter den Parteien, die ſich inzwiſchen gebildet, mit dem alten Rufe eines Advocaten des Auguſtenburgiſchen Hauſes und in dieſer Eigenſchaft Vielen mehr ein Gegenſtand der Scheu und der Befürchtung als der Zuneigung und Hoffnung. Wenn er trotzdem bald Einfluß auf einen großen Theil der Bevölkerung gewann, ſo zeigt das allerdings ſein Talent, erklärt ſich aber auch aus den Umſtänden. Zuerſt war das Erbrecht der Auguſtenburger, mit dem er operirte, wie es ſchien, der einzige Hebel zum Sturz der däniſchen Herrſchaft, und ſpäter organiſirte und ſchürte er nur den im Lande bereits vorhandenen Particularismus. Die Selbſtſucht der Auguſtenburger ging Hand in Hand mit der Selbſtſucht der meiſten Schleswig-Holſteiner, welche die Pflichten und Verluſte fürchteten, die ihnen eine Annexion an Preußen oder ein enger Anſchluß an daſſelbe auferlegte; mit der Angſt von Beamten vor mehr Arbeit bei weniger hohem Gehalt, mit der Scheu von Gewerbetreibenden vor dem Zollverein, mit dem Bangen der Bauern vor der allgemeinen Wehrpflicht, mit der Sorge „ſchöner Familien“ um ihre Söhne, die hinfort nicht mehr wie bisher mit der ſichern Anwartſchaft auf fette Stellen ſich dem Staatsdienſte widmen würden, und mit der Berechnung von Strebern, die in einem ſelbſtändigen Kleinſtaat leichter eine Rolle zu ſpielen und raſcher Geheimrath, General oder Geſandter zu werden hofften, als in einem Schleswig-Holſtein, welches preußiſche Provinz oder etwas dem Aehnliches war. Auch die Demokraten endlich, deren letzte Pläne auf einen Zerfall Deutſchlands in ein Schock allerliebſter kleiner Republiken gingen, waren bei ihrem Haß gegen den Großſtaat Preußen, das Haupthinderniß ihrer Projecte, Verbündete, die bis auf Weiteres zu brauchen waren.

Der Charakter des Premiers des Prätendenten war nicht leicht zu erkennen. Die stärksten Widersprüche mischten sich in ihm: fanatische Energie mit frauenhafter Schwäche, hartnäckige Consequenz mit fieberhaftem launischen Wechsel, demokratische Neigungen mit legitimistischen Grundsätzen. Seinem Temperament nach war er Sanguiniker mit einem gewissen cholerischen Zusatz. Beinahe unaufhörlich in Aufregung, heute voll hochfliegender Zuversicht, morgen fast gebrochen von Verzweiflung, war er um die Körperverfassung zu beneiden, die solche intermittirende Gemüthsstürme ohne wesentlichen Schaden ertrug. So sanguinisch er in der Regel kleine Erfolge auffaßte, sah er, sobald es Ernst wurde und ein großer Wurf gewagt werden mußte, augenblicklich nur noch die Schwierigkeiten der Sachlage. Ein Advocatensohn, früher selbst Advocat, dann speziell der Advocat der Augustenburger, war er auch als Politiker in seiner Grundanschauung und seiner Methode, die Geschäfte zu leiten, wesentlich Advocat, womit sich die Künste eines Diplomaten der kleinstaatlichen Schule und die Befolgung von Recepten verbanden, die er sich aus seinem Verkehr mit dem alten Herzog als probat notirt haben mochte. Die schleswig-holsteinische Frage wurde von ihm in der Hauptsache als ein großer Civilproceß angesehen und behandelt. „Es sind", so schrieb er einst, „die Rechte eines halben Jahrtausends, die in den Herzogthümern vertheidigt werden". „Es ist möglich, daß sie im Kampfe zeitweilig unterliegen. Das Recht selbst und der Wille, es herzustellen, wird nicht untergehen, so lange", u. s. w. Das Recht und immer wieder das uralte Recht der Augustenburger, das oberste und heiligste aller, war das Leibthema aller von Sammer selbst ausgehenden oder von ihm angeregten Deductionen.

Dieses göttliche Recht that indeß kein Wunder, man brauchte auch eine Maschinerie, um es zu verwirklichen, man brauchte

„Simulacra", d. h. aus dem Samwerſchen Latein in ehrliches Deutſch überſetzt: Lockſpeiſen für die Maſſe, Köderungs- und Berauſchungsmittel für die Parteien, welche das Recht des Hauſes Auguſtenburg nicht warm werden ließ, packende Phraſen für die Preſſe und die Vereine. „Wille des Volks" — „ſchleswig-holſteiniſche Nationalität" — „Rechtsüberzeugung des Landes" — „Deutſchland muß auf einmal Eins werden, nicht ſtückweiſe" — „das Volk der Herzogthümer darf nicht wie eine Heerde behandelt werden" — „Anſchluß an Deutſchland, nicht an Preußen" — „Selbſtbeſtimmungsrecht" — „nicht octroyiren laſſen" — „Helotenthum der Schleswig-Holſteiner, die Folge der preußiſchen Forderungen" — ſolche und ähnliche Redensarten gingen im Jahre 1864 in Menge aus dem Comptoir auf dem Kieler Sophienblatt hervor, um die Action des Rechtes zu verſtärken. Auch der garſtige Schwindel, daß Preußen ſich bei Napoleon die Erlaubniß zur Annexion Holſteins und Südſchleswigs gegen Abtretung der däniſch redenden Diſtricte Schleswigs an König Chriſtian zu verkaufen vorhabe, iſt dort erfunden und dann über Wien an die Zeitungsredactionen verſandt worden, die von dieſem „Simulacrum" Gebrauch zu machen in der Lage waren.

Und da es das Recht, die Phraſe und die üble Nachrede nicht thaten, ſo ſuchte man andere Hülfe, bei der Berliner Oppoſition, beim Nationalverein, bei den Großdeutſchen, wo der famoſe Doctor Bärens aus Hannover Vertrauensmann war, beim Bundestage, bei Oeſterreich, ſelbſt in Paris. Im März 1864 erſchien in den „Schleswig-Holſteiniſchen Blättern" während zufälliger Abweſenheit des Redacteurs ein Artikel mit der Ueberſchrift: „Ultima ratio", welcher empfahl, eine große Deputation aus allen Theilen des Landes an den Kaiſer der Franzoſen zu ſchicken und ihn um Einſchreiten zu Gunſten der

Herzogthümer zu bitten. In der ganzen deutschen Presse, die folgenden Nummern des eben genannten Blattes eingeschlossen, wurde dieser niederträchtige Vorschlag mit der Verachtung behandelt, die er verdiente. Die Kreuzzeitung benutzte die Gelegenheit zu Angriffen auf den Prätendenten, indem sie die Schleswig-Holsteinischen Blätter als dessen Organ bezeichnete. Darauf erklärte Staatsrath Franke, der Finanzminister des herzoglichen Kabinets, in dem Berliner Blatte, daß „die Rathgeber Sr. Hoheit des Herzogs auf die Haltung der ‚Schleswig-Holsteinischen Blätter' niemals irgend einen Einfluß gehabt". Obgleich in diesem Dementi auf die dort empfohlene Deputation nach Paris nicht Bezug genommen wurde, so konnten doch Fernstehende darin eine indirecte Mißbilligung der Sache von Seiten der Räthe des Prätendenten lesen. Thaten sie Dieß, so täuschten sie sich insofern, als die Mißbilligung sich erst entwickelte, nachdem der Plan der öffentlichen Meinung in Deutschland unpatriotisch und verrätherisch erschienen war. Vorher hatte man ihn in jenem Kreise mit dem Wohlgefallen betrachtet, welches man dem eigenen Kinde zuzuwenden pflegt. Zu derselben Zeit nämlich, als der berüchtigte Artikel sich unter der Presse befand, reiste ein Professor der Kieler Universität „auf Veranlassung und im Auftrage der Rathgeber Sr. Hoheit", wie er selbst mit klaren Worten sagte, nach Flensburg, um dort eine Abordnung von Schleswigern an den Kaiser Napoleon auf die Beine zu bringen. An dem gesunden Sinne der Flensburger Patrioten scheiterte diese Intrigue schon im Beginn, und als dann gegen die „Ultima ratio" der „Schleswig-Holsteinischen Blätter" der allgemeine Unwille aufrauschte, verfolgte natürlich auch der Advocatengeist, dem das Recht über das Vaterland ging, dieses Project nicht weiter. Dagegen versuchte man durch nicht so massenhafte in der Stille abgehende Gesandtschaften

in Paris für das „alte gute Recht" zu begeistern, und zwar geschah dieß noch nach der Einnahme der Düppelstellung, noch im Herbst 1864 und noch im Januar des nächsten Jahres. Der letzte Emissär, der auch in London war, könnte namentlich bezeichnet werden. Auch die Bearbeitung der Pariser Presse durch kosmopolitische Journaljuden ließ man sich Geld kosten und zwar viel Geld. So erhielt ein gewisser Bamberg 3500, ein gewisser Simon für sich und einen Andern, wenn ich recht verstand, 20,000 Francs monatlich, und was dafür geleistet wurde, ging auf ein paar Zeitungsspalten. Die Manipulation dabei war aber die, daß Secretär Griebel dem Prätendenten günstige Urtheile und Nachrichten nach Paris sandte, die verarbeitet in die dortige Presse gebracht wurden, aus dieser wieder nach dem Sophienblatt reisten und von da als Zeichen des Wohlwollens der öffentlichen Meinung in Frankreich den deutschen Zeitungen, in denen man Dergleichen mochte, zum Abdruck übersandt wurden. Auch andere Gesandtschaften ins Ausland, darunter recht komische, gingen ab, wie denn z. B. ein vielgenannter deutscher Lyriker 1000 Thaler zu einer Reise nach Rußland erhielt, um dort — schwer glaublich, mir aber von sicherer Hand mitgetheilt — am Hofe für den Herzog zu wirken.

Vom praktischen Staatsmanne wird die Gabe, Menschen richtig zu beurtheilen, verlangt werden dürfen, und daß der erste Rath des Erbprinzen diese in besonderem Grade besessen hätte, war an den Werkzeugen, deren er sich zur Ausführung seiner Pläne bediente, und an der Art, wie er sich ihrer bediente, nicht zu erkennen. Der eifrig großdeutsche Herr v. Wydenbrugk mochte eine gute Wahl für den Wiener Botschafterposten sein, obwohl seine Depeschen sich mehr durch Länge, als durch Gehalt auszeichneten. Herr Professor Hänel war als

Rechtsgelehrter höchſt achtbar, und er erwarb ſich als Geſandter des Düſternbrooker Hofes bei der Großmacht der Schleswig-Holſteiniſchen Vereine und, wie man hörte, als Emiſſär in Wien und — anderswo durch ſchöne diplomatiſche, ſowie als geheimer herzoglicher Journaliſt durch nicht minder ſchöne journaliſtiſche Fähigkeiten erhebliche Verdienſte im Kampfe gegen Preußen. Die übrigen Herren aus der Geſellſchaft des Sophienblattes waren mit ſehr wenigen Ausnahmen ſubalterne Naturen, und dasſelbe iſt von den übrigen Mitgliedern des Kabinets, Franke, Duplat, Otto Jenſen und deſſen jüngerem Bruder, dem „Polizeiminiſter" zu ſagen. Indeß waren mehrere dieſer Mitarbeiter wohl nicht von Samwer gewählt, ſondern ihm durch die Verhältniſſe aufgenöthigt worden. Dagegen zeigte ſich die geringe Menſchenkenntniß deſſelben unſtreitig darin, daß er zu wähnen ſchien, ſeine Art, die Dinge aufzufaſſen und zu behandeln, werde nicht von Vielen allmählich durchſchaut werden, daß er der Welt ein zu kleines Maß von Gedächtniß, Selbſtgefühl und Willenskraft zutraute, und daß er infolge deſſen der Meinung war, nicht blos mit der großen Maſſe, ſondern auch mit Leuten von Intelligenz und Charakter, wie ſie die nationale Partei in den Herzogthümern in guter Zahl aufwies, gleich dem Knaben mit den Holzſoldaten auf der Anſteckſcheere verfahren, ſie nach Gelegenheit und Bedürfniß vor- oder zurückſchieben, ſie bald um eine gelinde, bald um eine ſchroffe Phraſe ſammeln, ſie mit ſich bald nach Preußen, bald nach Oeſterreich, bald nach dem Bundestage hin ſchwenken machen zu können.

Gemeiner Egoismus, wie er manchen von der übrigen Umgebung des Prätendenten wohl nicht mit Unrecht nachgeſagt wurde, war dem Gegenſtand dieſer Betrachtung ſicher fremd. Zweifelsohne aber war nächſt ſeiner Monomanie für das Recht der Auguſtenburger brennender Ehrgeiz die Haupttriebfeder

ſeines Thuns, und wenn ich gewiſſe Aeußerungen ſeiner Bekannten recht interpretire, ſo begnügte dieſer Ehrgeiz ſich nicht mit der Hoffnung, dereinſt den ganz reſpectabeln Mittelſtaat Schleswig-Holſtein zu lenken, ſondern ſchweifte phantaſtiſch aus nach höheren Sphären der diplomatiſchen Welt.

Es gab damals Leute, die es erheiterte, wenn der Geheimrath ſich gelegentlich in die Sphäre der höheren Ethik erhob, begeiſtert von den moraliſchen Imponderabilien im Völkerleben redete und mit leuchtenden Blicken vor dem Gebrauche jeſuitiſcher Künſte, vor dem Tragen auf zwei Achſeln, vor Doppelzüngigkeit, Mentalreſervationen, krummen Wegen, kleinen Täuſchungsmitteln, halben oder ganzen Lügen und anderem Zubehör zum Diplomatenhandwerk warnte, „Dingen, die niemals zum Ziele führen und ſich nach ewigen Geſetzen immer rächen". Und es gab andere Leute, die es betrübte, daß in einem Bureau, welches keineswegs hundert Meilen von dem Zimmer entfernt war, in welchem ſo edle Grundſätze lebten, beinahe täglich von jenen Künſten und namentlich von der Mentalreſervation und der Nothlüge der luxuriöſeſte Gebrauch gemacht wurde. Beiſpiele davon verzeichnete ich in mein Tagebuch eine gute Anzahl. Man begegnete ſelbſt der Meinung, je ſtärker in dieſem Bureau bei politiſchen Geſprächen eine Behauptung bekräftigt werde, deſto mehr habe man Urſache, ſie für unwahr zu halten. Ja es wurde erzählt, die Neigung und Gewohnheit zu täuſchen gehe dort ſo weit, daß der Betreffende ſich gelegentlich ſelbſt täuſche, womit man vermuthlich die Manöver in der Preſſe und in den Vereinen im Auge hatte, durch welche eine Art öffentlicher Meinung geſchaffen und erhalten wurde, auf die das Bureau dann wenigſtens halb vertraute, auf die es vor den Nationalen in Deutſchland hinwies, und hinter der es ſich vor den Vorwürfen der Freunde verſchanzte. Der Herzog muß, ſo hieß es

da echt conſtitutionell, mit der Majorität gehen, und ſiehe da, die Majorität wollte in der Regel nichts anderes, als was der auf dem Sophienblatt aufgeſtellte Geſinnungseinpumpungs-Apparat in die Zeitungen und die Klubs hineingetrieben oder, ſoweit es von Natur vorhanden, bitterer und ſchärfer gemacht hatte.

Bisweilen wurde allerdings auch abgewiegelt, Milde und eine gewiſſe Nachgiebigkeit empfohlen, aber das hing mit dem Schaukelſyſtem, das man adoptirt hatte, mit der ſchwierigen Stellung, in der ſich der übelberathene Prätendent durch ſeine engherzige und ſelbſtſüchtige Politik Preußen gegenüber gebracht, und mit einer andern Eigenſchaft ſeines Premiers zuſammen, die ich nicht mit dem ihr gebührenden Worte bezeichnen, ſondern als Unentſchloſſenheit vor entſcheidenden Momenten, Aengſtlichkeit in Kriſen, Mangel an Vertrauen auf ſich und ſeine Sache, ſobald es um eine Ecke ins Ungewiſſe geht, Abneigung vor Wagniſſen, vor offnem Herausgehen mit ſeiner Meinung und Abſicht umſchreiben will. Man drängte beim Bundestage, man bohrte und wühlte im Lande mit Virtuoſität, und wenn es zur Abſtimmung, zur Entſcheidung kommen ſollte, warnte man die guten Freunde vor Ueberſtürzung. Man arrangirte energiſche Volkskundgebungen, wenn ſie dann aber mit zu ſtarkem Gekrach explodirten, wollte man nichts damit zu ſchaffen gehabt haben. Man hat Williſen's Haltung in der Schlacht bei Idſtedt getadelt, und vielleicht kein Menſch zwiſchen dem Süd- und dem Nordende der Herzogthümer hätte ſie, wenn die Natur des unglücklichen Generals allein damals die Schuld am Mißlingen getragen hat, ſo gewiß aus demſelben Grunde verloren wie Karl Sammer.

Eine kurze Entſtehungsgeſchichte der ſogenannten „Vierziger-Erklärung", die in die letzten Wochen meines Aufenthalts in Kiel fiel, mag das Obige illuſtriren. Dieſe Erklärung ſollte ein

recht kräftiger Proteſt gegen die preußenfreundliche Kundgebung ſein, mit der Scheel-Pleſſen und ſeine Geſinnungsgenoſſen gegen Ende December 1864 hervorgetreten waren, und ſie war in der That ſehr kräftig ausgefallen. Die Leidenſchaft an der Stelle, wo die Geſinnungsfabrik arbeitete und auch dieſe Demonſtration vorbereitete, hatte dießmal das ſonſt hier übliche Verfahren, mit dem man alle Parteien im Lande leidlich zu befriedigen und ſich mehr oder minder nutzbar zu erhalten bemüht war, bei Seite ſetzen laſſen. Die Erklärung, der erſte aufrichtige Ausdruck der Anſichten und Wünſche des Sophienblattes, wußte gar nichts von der Exiſtenz Preußens, ſie ſprach nur von dem Rechte des „Herzogs", dem Verlangen, daſſelbe anerkannt zu ſehen, und dann von Anſchluß an — Deutſchland, ein damals längſt zum Stichwort der Preußenfeinde gewordener Name, unter dem man ſich, wenn überhaupt etwas Reelles, kaum etwas Anderes vorſtellen konnte, als den deutſchen Bund. Eintritt in den alſo verlangte man im Kreiſe des Prätendenten und zu Preußen kein anderes Verhältniß als das, in welchem die übrigen Glieder des Bundes bisher zu ihm geſtanden. Die Verfaſſer dieſes beinahe komiſch zu nennenden Schriftſtücks waren gewiß überzeugt, damit Tüchtiges geleiſtet zu haben. Auch die Maſchine that ihre Schuldigkeit: ſie arbeitete unverdroſſen etliche Wochen und lieferte fünfzigtauſend Namen unter die Declaration, Namen, die man freilich nicht alle genau anſehen und fragen durfte, aus welchen Gründen und auf welchem Wege ſie auf dieſes Papier gekommen. Indeß andererſeits machten die Abſender doch auch Erfahrungen, die ſie zweifeln laſſen konnten, ob ihre Leiſtung wirklich ein vernünftiger und nützlicher politiſcher Act, ob ſie nicht vielmehr ein Mißgriff, ja ein offenbarer Unfug geweſen. Die Preſſe der Freunde eines engen Anſchluſſes an Preußen erhob ſich, um die Redensart

vom „Anſchluß an Deutſchland" als einen Skandal zu verurtheilen. Die großen Blätter der nationalen Partei im Norden, bisher dem Prätendenten und ſeiner Umgebung nicht ungünſtig, ſprachen drohend in gleicher Weiſe. Mehrere Vereine, denen die Erklärung zur Unterſchrift zugegangen, ſchickten ſie, als nicht mit ihren Anſichten im Einklang, einfach zurück; andere unterſchrieben mit Vorbehalt, erklärend, daß ſie damit keinesfalls die Anſprüche Preußens zu leugnen gemeint haben wollten. Mit einem Worte: ungefähr alle Verſtändigen im Lande wandten ſich mit Widerwillen von den Urhebern dieſer Thorheit ab.

Umſonſt flötete die „Kieler Zeitung", die durch Hänel und den Bankier Ahlmann vom Sophienblatt her inſpirirt wurde, von Mißverſtändniſſen: Preußen gehöre ja zu Deutſchland, folglich ſei Anſchluß an dieſes doch wohl auch Anſchluß an jenes, und was dergleichen Kinderſophiſtik mehr war. Die Gegner, die Mißtrauiſchen, die Wankenden wollten ſich nicht weiſen laſſen, und ſo fingen die Kieler Politiker von der Auguſtenburgiſchen Farbe an zu begreifen, daß man ſich vergriffen. Man hielt Berathungen, zu welchen gelinde und ſtrenge Particulariſten gezogen wurden, debattirte lange und eifrig und ſuchte ſich über eine authentiſche Interpretation der Vierziger-Erklärung zu verſtändigen. Es gelang, eine ſolche zu Stande zu bringen, aber ſie konnte wirklich Nationalgeſinnte in keiner Weiſe zufrieden ſtellen. Nicht beſſere Ueberlegung, nicht Verſtändniß des wahren Vortheils der Herzogthümer hatte, wie die neue Reſolution ſelbſt naiv zugeſtand, dieſe Kundgebung hervorgerufen, ſondern Furcht vor der öffentlichen Meinung im Süden der Elbe.

Die Anſchlußmänner mußten nun entſchiedener Stellung nehmen, und ſie zögerten damit nicht lange. Bisher hatte man den „Herzog" und ſein Recht immer noch ſtärker oder ſchwächer

betont. Von jetzt an hielten die Führer es für gerathen, ihn, wie man in Schleswig-Holstein sich ausdrückt, „außen vor zu lassen", wenigstens nur mittelbar und nebenbei, wie die Vierzig von Kiel und ihr Schweif mit Preußen gethan, seiner Existenz und seinen Ansprüchen Rechnung zu tragen oder, wie ein Redner es einmal ausdrückte, zwar nicht antiherzoglich, aber nicht mehr herzoglich aufzutreten. Ich that von da ab desgleichen, und ich hatte dazu meine besondern guten Gründe.

Die Beobachtungen, welchen ich bei diesen Mittheilungen folge, fielen größtentheils in die letzte Hälfte meines zweiten Aufenthalts in Kiel. Ich war erst zu Zweifeln gelangt, dann entschieden mißtrauisch und zuletzt durch eine Entdeckung sicher geworden, daß ich hier nicht an der rechten Stelle sei. Ich theilte das Samwer mit und bat um meinen Abschied. Er wurde mir verweigert. „Was sollen", so hieß es, „die Nationalen denken, wenn Sie gehen"? Dann folgten die oft gehörten Versicherungen, daß man ebenfalls nationale Ziele verfolge, daß man zu allen möglichen Zugeständnissen bereit sei, das Wieviel aber Geheimniß bleiben müsse u. dgl. m. Ich ließ mich beschwichtigen und blieb. Etwa vier Wochen später aber, gegen Ende des Februar 1865, machte ich wieder eine Entdeckung, die mir zeigte, daß meines Bleibens hier nicht länger sein könne, wenn ich nicht meine Ueberzeugungen aufgeben wollte. Wieder verlangte ich meine Entlassung, wieder wollte man mich festhalten, mir nur einige Monate Urlaub bewilligen, da sich „inzwischen Dinge begeben müßten, die beweisen würden, daß mein Verdacht grundlos sei". Dießmal aber blieb ich bei meinem Entschlusse, und am nächsten Tage verabschiedete ich mich vom Erbprinzen in seiner Düsternbrooker Villa, wohin er mich mit Samwer, Franke und Jensen hatte zur Tafel laden lassen, auf

Nimmerwiedersehen. Ich habe starke Ursache zu glauben, daß auch er mich ungern gehen sah.

Als ich im Februar 1865 von Kiel nach Leipzig zurückkehrte, übernahm ich die Redaction der „Grenzboten" von Neuem, aber mit Anschauungen von der politischen Lage und Entschlüssen, die wesentlich anderer Art waren als die früheren. Der Glaube an die Macht der öffentlichen Meinung war mir abhanden gekommen. Die Erfahrungen unter den Augustenburgischen hatten mir die Augen geöffnet, der Umgang mit den entschieden Nationalgesinnten hatten noch übrig gebliebne Bedenken wo nicht ganz beseitigt, doch stark ins Wanken gebracht und abgeschwächt. Eignes Vergleichen und Ueberlegen der Politik des preußischen Ministerpräsidenten, soweit sie für Laien erkennbar war, hatte zu Schlüssen geführt, die von ihr Gutes erwarten ließen, wogegen die „Volkspolitik", die sich mehr und mehr von ihrer gesunden Basis, der Unterordnung unter Preußens Führung, entfernt hatte und ganz und gar in die Hände juristischer Doctrinäre gerathen war, welche nicht über den Verfassungsconflict in Berlin hinweg konnten und mit den dortigen Fortschrittlern sogar so weit an einem Strange zogen, daß sie trotz ihrer Kenntniß von den Augustenburgischen Umtrieben „aus Achtung vor dem Rechte", in Wahrheit aber mehr aus Parteihaß und Mißtrauen gegen Bismarck die Bildung eines neuen souveränen Mittelstaats begünstigten, bei mir mit jedem Tage mehr an Vertrauen verlor. Einige Aufzeichnungen, die ich mir damals machte, mögen als Belege für diese Wandelungen meiner Ueberzeugung dienen.

Im October 1864 schon hatte ich in mein Tagebuch geschrieben: „Nächstens wieder Generalversammlung des National-

vereins. Wie gleichgültig einen das läßt! Er ſoll demokratiſcher werden, heißt es, man will den Süddeutſchen zu Gefallen die Agitation für die Reichsverfaſſung und das Parlament in die untern Schichten des Volkes tragen, die ‚freiheitliche Seite‘ des Programms ſoll noch mehr als bisher hervorgekehrt werden. Damit wird man dem Vereine möglicherweiſe eine Anzahl neuer Mitglieder zuführen, ihn aber gewiß nicht einflußreicher machen. Er wird dann vielleicht ‚die öffentliche Meinung‘ im Süden ausdrücken, die iſt aber keine Macht, die viel vermag. Nicht demokratiſcher, ſondern preußiſcher ſollte das Ziel des Vereins ſich geſtalten. Gleichviel wie Bismarck uns ſonſt gefällt, er verfolgt augenſcheinlich die Verwirklichung des nationalen Gedankens, und nur Verblendete können ihm ein ungewöhnliches Maß von Klugheit und Energie abſprechen. Seine Politik nach dieſer Richtung hin und zunächſt in der ſchleswig-holſteiniſchen Sache zu unterſtützen, iſt die erſte und oberſte und zugleich die einzig lohnende Aufgabe einer Geſellſchaft, die ſich Nationalverein nennt. Wollen die Süddeutſchen dabei nicht mitthun, ſo laſſe man ſie gehen. Der Verein wird dann kleiner, aber ſtärker werden. Seine Generalverſammlungen werden nicht mehr ſein, was ſie nach guten Anfängen in der letzten Zeit mit jedem Jahre mehr wurden: Schauſtellungen einer Wandergeſellſchaft politiſcher Komödianten“.

Im November 1865 notirte ich mir aus einer Zuſchrift an die „Grenzboten“ folgendes Urtheil über die Generalverſammlung dieſes Jahres als genau mit meinen Beobachtungen zuſammentreffend: „Der Verein verfällt immer mehr in bureaukratiſchen Schematismus. Wer ſeinen bisherigen Generalverſammlungen beigewohnt hat, weiß, daß dieſelben ſtets in drei Acte zerfallen. Zuerſt Antrittsrede des Präſidenten, proſaiſche Umſchreibung des Liedes, in welchem die tapfere Turnerſchaar

ermahnt wird, bei ihren Spielen auszuharren, da sie dann der Freiheit Aar zu höh'ren Zielen führen werde. Darauf zweiter Aufzug: Die elektrisirte Versammlung erträgt im Bewußtsein, bei ihren Spielen ausharren zu müssen, ohne Murren die Vorlesung eines weitschweifigen politischen Rechenschaftsberichts. Dritter Act: Der Ausschußreferent und die rednerischen Kräfte des Ausschusses vertheidigen gewisse Anträge, die niemand anders als ungenügend angreifen kann, da sie niemand vorher bekannt geworden sind. Von einer ernsthaft gemeinten Debatte ist somit keine Rede. Das Verhältniß des wohlorganisirten Bureaus zu der gar nicht organisirten Masse der Versammlung entscheidet im Voraus über das Geschick der Anträge des Ausschusses, und die schließliche Abstempelung derselben erfolgt stets mit überwiegender Majorität, mag die Versammlung vorwiegend aus Preußen oder der Mehrzahl nach aus Frankfurtern zusammengesetzt sein".

„Mehrfach ist der Wunsch angeregt worden, die Ausschußresolutionen möchten den Zweigvereinen so zeitig mitgetheilt werden, daß dieselben sich über ihre Stellung dazu schlüssig machen könnten. Auf der Hand lag ferner die Nothwendigkeit, die Generalversammlungen durch Abgeordnete der in den verschiedenen Theilen Deutschlands lebenden Mitglieder des Vereins beschicken zu lassen. Beides blieb ohne Berücksichtigung. Jupiter gleich thront der Ausschuß das Jahr hindurch in olympischer Ruhe, bis seinem Haupt eine Minerva in voller Rüstung entspringt, eine Resolution voll gründlicher Erwägungen, die dann sofort, mit dem Fabrikzeichen des Vereins versehen, welcher an ihrer Fabrikation so unschuldig wie möglich ist, als der Meinungsausdruck von siebzehntausend Menschen die Rundreise durch die Welt antritt".

„Wenn je, so that jetzt eine Revision des Programms

noth. Preußen entwickelte ſich in ſo eigner Art, daß das Dogma von dem Berufe des liberalen Preußens zur Führerſchaft in Deutſchland nicht mehr paßt. Wir haben ein im Innern nicht liberales Preußen vor uns, das gleichwohl der entſchiedenſte Feind der Kleinſtaaterei iſt und mit mächtiger Hand verhindert, daß die geſchichtliche Entwicklung Deutſchlands durch Errichtung eines neuen ſouveränen Kleinſtaats gehemmt wird, und das ſomit trotz des Verfaſſungsconflicts der Grund- und Eckſtein aller nationalen Beſtrebungen bleibt".

„Dieß mußte ausgeſprochen werden. Statt deſſen hat man die dadurch angeregten Gegenſätze durch ein Compromiß überkleiſtert, lediglich, um den Verein bei ſeiner jetzigen Mitgliederzahl zu erhalten. Als ob es für ernſthafte Politiker darauf ankäme!"

Ueber die Nationalfeſte endlich, welche die „Volkspolitiker" damals arrangirten und dann wie Großthaten prieſen, urtheilt eine Aufzeichnung vom 24. Juli 1865 wie folgt:

„In der That, eine eigne Zeit, dieſer Sommer, und ein eignes Volk, dieſe Deutſchen von heute. Als ob der Himmel unſeres politiſchen Lebens ſo voll von Geigen hinge, wie er voll Wolken hängt, feiert man Feſt auf Feſt und kann ſich kaum genug thun mit Schwärmen und Jubeln. An den Bahnhöfen wimmelt es von Hüten mit Feſtkarten, Bändern und Eichenlaub. Tag für Tag faſt ſchleppen keuchende Locomotiven Züge fideler Feſtbeſucher nach Oſt und Weſt, ziehen Paraden und Proceſſionen von ſolchen durch bekränzte und beflaggte Städte, ſchildern die Zeitungen den patriotiſchen Schwung, der ſich bei derartigen Gelegenheiten kundgegeben. Heute knallt an der untern Weſer das große Feſt der patriotiſchen Schützenjoppen, über acht Tage ſingen am mittleren Laufe der Elbe fünfzehntauſend Sängerkehlen die unvermeidliche Frage nach

dem deutſchen Vaterlande ſo vergnügt in die Welt hinein, als ob ſie die rechte Antwort nicht blos wüßten, ſondern auch ſchon in gediegenſter Verwirklichung vor ſich hätten, und wer damit noch nicht zufrieden geſtellt iſt, der mag in weiteren drei Wochen nach der Saale reiſen, wo ſie das fünfzigjährige Jubiläum der Burſchenſchaft und den Tag begehen werden, an welchem man den heſſiſchen Zopf verbrannte, ohne ſein und anderer in jener Zeit gekürzter Zöpfe Nachwachſen verhindern zu können.

Daneben zahlloſe kleinere feſtliche Zuſammenkünfte. Ueberall Geſang und Toaſtiren, Böllerknall und Gläſerklang, wohltönende Reden, Begeiſterung, Brüderlichkeit und Behagen. Fürwahr, wie das baieriſche Bier ſich im Laufe der letzten Jahre unſern Norden erobert hat, ſo ſcheint ein anderes ſüddeutſches Product, die den Wienern, wie man ſagt, abhanden gekommene Gemüthlichkeit, den gleichen Weg angetreten und gleich wohlwollende Aufnahme gefunden zu haben. Im Weſen des Norddeutſchen lag davon bisher wenig, und ein Todter dieſes Stammes aus der ſtrengen, dürftigen, freudloſen Zeit der zwanziger und dreißiger Jahre würde, wiedergekommen und vor eine dieſer freudenreichen Feſthallen, einen dieſer Schützentempel, einen dieſer Sängerchöre geführt, ſchweren Zweifeln unterliegen, ob er wirklich zu Hauſe ſei oder etwa im Phäakenlande.

Vergnüglichkeit alſo wäre die Signatur dieſer Tage. Andere ſagen: mit Nichten, es ſind Symptome der Erhebung, Zeichen und Mittel patriotiſchen Aufſchwungs, Vorboten großer Dinge. Prüfen wir das. Allerdings ſind unſere Nationalfeſte von einiger Bedeutung für unſere politiſche Entwickelung. Wie ſie aus dem mächtig geſteigerten Wohlſtande der Nation hervorgewachſen ſind, ſo führen ſie, zeigend, was dieſe oder jene Stadt gaſtfreundlich vermag, was dieſe oder jene Landſchaft oder Ge-

ſellſchaft leiſtet, was die Geſammtheit zur Verherrlichung des Tages an Menſchen und Gaben ſandte, jenen Wohlſtand und wohl auch die darin wurzelnde Kraft zur Erringung idealer Güter dem Einzelnen vor Augen und mehren dadurch deſſen Selbſtgefühl. Sie wirken bei der Thätigkeit der Preſſe in dieſer Weiſe nicht blos auf die Feſtgäſte, ſondern mehr oder minder auch auf alles, was Zeitungen lieſt. Das Volk hält in dieſen Feſten gleichſam Revue über ſich ſelbſt, ſieht ſich im Spiegel, zählt ſich und mißt ſich.

Ebenfalls von Wichtigkeit für den Fortſchritt der Nation iſt, daß die Feſte, die von ganz Deutſchland begangen werden, den Angehörigen des Kleinſtaats aus ſeiner beſchränkten Sphäre herausheben, ihn in das große Leben des Volkes verſetzen und ihn gewöhnen, ſich als Glied des Ganzen, als Deutſchen zu fühlen und darnach bei ernſteren Gelegenheiten zu handeln.

Unſere Nationalfeſte tragen ferner durch die Gaſtfreundſchaft, die ſie gebieten, und durch die Bekanntſchaften, die ſie vermitteln, weſentlich dazu bei, Vorurtheile und Abneigungen der einzelnen Landſchaften gegen einander zu gerechterer Würdigung der Betreffenden abzuklären.

Endlich aber iſt jedes von dieſen großen Feſten mit der Maſſe von Bedürfniſſen, die zu befriedigen, der Menge von Hinderniſſen, die zu überwinden ſind, dem gewaltigen Zudrang von Menſchen in erregtem Zuſtande, der in Zucht zu halten iſt, ein neuer Schritt zur Selbſtregierung, jedes wohlgelungene Feſt ein Triumph des zur Freiheit reifenden Volkes über den verwelkenden Polizeiſtaat und die Vertheidiger deſſelben. Das Volk beweiſt damit nach Oben hin, daß es des Gängelbandes und der Beaufſichtigung des Staates nicht mehr bedarf, und gewinnt im Rückblick auf die von ihm beobachtetete Haltung für ſich Selbſtvertrauen und höheres Bewußtſein von ſeiner Würde.

Das ungefähr sind die Gründe, aus denen man unsere Feste und die starke Betheiligung der Nation an ihnen als glückliche Zeichen der Zeit ansieht, und in gewissem Maße hat man damit wohl Recht. Sie stellen unsern Wohlstand zur Schau, sie heben empor aus kleinen Interessen und erweitern Vielen den Gesichtskreis ihres Vorstellens und Strebens, sie ebnen Hindernisse der nationalen Einigung, die in Mißverständnissen liegen, und sie helfen das Volk zur Ausübung des Selbstregiments erziehen. Was mehr von ihnen erwartet und behauptet wird, ist Täuschung oder Uebertreibung. Diese Bewegung hat auch ihre Schattenseite, die vielleicht mehr Beachtung verdient als ihre Lichtseite, oder die doch mindestens sehr geeignet ist, in Bezug auf die von der letzteren gehegten Hoffnungen zur Bescheidenheit zu mahnen.

Nicht zu leugnen ist, daß unter den Gästen dieser Feste immer eine gute Anzahl bloßer Freudenjäger ist, für welche Fahnen und Kränze, lustiges Zechen und Singen die Hauptsache ausmachen. Andere kommen einfach, um sich Turner- und Schützenpreise zu holen. Beide Klassen verhalten sich zu den idealen Zwecken, die verfolgt werden, durchaus gleichgültig, und so hat man sie, wenn sichs um die Berechnung des Gewinnes für unsere Zukunft nach der Zahl der Theilnehmer handelt, ohne Weiteres abzuziehen. Ein Nationalfest ist für diese Leute nichts als ein höheres Dresdener Vogelschießen, höher nur, weil es mehr Menschen versammelt.

Wenig mehr werth, ja näher betrachtet schlimmer als diese harmlosen Nullen ist eine gewisse Gattung von Politikern, die bei solchen Zusammenkünften eine hervorragende Rolle zu spielen pflegt. Mit dem altgewohnten vielgebrauchten Koffer voll patriotischer Phrasen beziehen sie alle bedeutenderen Feste wie der Kaufmann die Messen, drängen sich zur Rednerbühne

und bringen ihre Waare mit dem Bruſtton echter Begeiſterung an den Mann. Der Zweck iſt, redend von ſich reden zu machen, ſich in Erinnerung zu bringen für Wahlcampagnen, Beifall zu ernten, der Erfolg bei der Zuhörerſchaft, wenn der Rhetor ſein Handwerk gut verſteht, ein angenehmer momentaner Rauſch, wie überall, wo der Kultus der Phraſe herrſcht, ein kurzes Schwelgen in Illuſionen, die, wenn ſie überhaupt etwas wirken, nur die Meinung hervorrufen, man ſei und habe ſchon, was man ſein und haben ſoll, und die ſomit nur eine Selbſtzufriedenheit fördern, welche die Pflicht zur Arbeit beeinträchtigt.

Auch Wahrhaftigere und weniger leicht zu Bethörende können dabei ſich täuſchen. Der Anblick der aufmarſchirenden Maſſen, der Stimmendonner der ſingenden Chöre, das Bravo und Hurrah, welches Tauſende dem glücklichen Redner zurufen, das Alles beirrt und befängt, und das reichlich fließende Getränk trägt auch nicht gerade bei, eine realiſtiſch nüchterne Anſchauung von dem Vorgehenden zu fördern. Man überſchätzt die Bedeutung der Verſammelten, die ſelbſt mit Einrechnung der blos Vergnügten nur einen ſehr kleinen Bruchtheil der Nation bilden, man ſieht die Partei für das Volk und den Stammesbruder in der Feſtlaune für den wirklichen Werkeltagsmenſchen aus Baiern, Schwaben oder Oeſterreich an. Man erblickt in dem Feſte eine große That, in den freiheitathmenden, vaterlandsrettenden Toaſten, den oratoriſchen Opfern von Gut und Blut ebenſo viele kleine Thaten, und was bedenklicher iſt als ſolche momentane Augentäuſchungen, man nimmt häufig den Eindruck mit nach Hauſe, als habe man in der That große Stunden verlebt, und neigt ſich darauf hin der Meinung zu, als ließe ſich der deutſche Staat durch einen geringen Bruchtheil des Volkes aufrichten und noch dazu ſpielend, mit theatraliſchem Gepränge, Proceſſionen, Reden und Emotionen.

Hiergegen proteſtirt der bedachtſame Zuſchauer. Man kann tiefe Achtung vor dem deutſchen Gemüthe hegen, ohne die geringſte Achtung vor der bei unſern Feſten graſſirenden Gemüthlichkeit und ihrem Herrn Bruder, dem vulgären Liberalismus, zu haben, der bei denſelben ebenfalls mit zu Tiſche zu ſitzen und die erſte Violine zu ſpielen pflegt. Man kann ſich der Feſte freuen, aber man ſollte wiſſen, daß ſie und der Nationalverein und die ganze „Volkspolitik" uns in hundert Jahren nicht ans Ziel bringen werden, wenn nicht eine ſtramm organiſirte ſtaatliche Macht die Sache in die Hand nimmt, und dieſe Macht heißt Preußen. Das preußiſche Heer wirds machen und die preußiſche Regierung. Die deutſche Revolution wird von der Berliner Wilhelmsſtraße ausgehen, nicht wie Phantaſten wähnen, von den Berliner Fortſchrittsmännern und ihren guten Freunden in Mittel- und Süddeutſchland. Dieſe Revolution wird ein Krieg ſein gegen Oeſterreich und gegen die Politik, die jetzt ein „reines Deutſchland" neben dieſem und Preußen anzufertigen verſucht, und jener den Sieg zu wünſchen, für ſie nach Kräften mit thätig zu ſein trotz des verletzten und gebrochnen Verfaſſungsrechts, iſt der uns vorgezeichnete Weg, wenn wir wirklich Nationale ſein wollen".

Solche Anſichten und ähnliche, namentlich aber die Meinung, daß eine einfache Annexion Schleswig-Holſteins an Preußen nach Ablehnung der Hegemonie des letzteren unſrerſeits willkommen zu heißen ſei, trennten bis dahin Zuſammengegangne und machten mir auch die Fortführung der Redaction der „Grenzboten" zur Unmöglichkeit. Als ſich im Frühjahr 1866 die Gegenſätze zum Aeußerſten verſchärften, bedingungslos für oder gegen Bismarck Partei ergriffen werden mußte, und die Weiſe des Ausdrucks der diesſeits und jenſeits feſtgehaltenen

politiſchen Meinungen ſich erbitterte, ſchieden wir vollſtändig, um fernerhin jeder ſeine eignen Wege zu gehen. Ich war auch mit den Gothaern fertig, namentlich mit denen, die Dieß in doppeltem Sinne waren. Doch war, wie das nächſte Kapitel zeigen wird, noch einmal ein gewiſſes Compromiß mit der Wirklichkeit zu ſchließen.

Vierter Abſchnitt.

Die Kriegswochen von 1866 in Leipzig.

Wenn es fraglich iſt, wer bei einem Nationalkriege Beſſeres erlebt, der, welcher mit der ſiegreichen Armee zieht und ihren Schlachten beiwohnt, oder der, welcher, daheim geblieben, die Wirkung der Siege auf das Gemüth des Volkes, die Begeiſterung und den ungeheuren Jubel über Tage wie Königgrätz und Sedan an ſich und Andern mit empfindet, ſo gehöre ich zu den Glücklichen, die in der einen wie in der anderen Lage geweſen ſind, und zwar befand ich mich während der Entſcheidungskämpfe von 1866 in Leipzig. Was ich da geſehen, gehört und gedacht, iſt in einem Tagebuche verzeichnet, wie ich ſie in bedeutenden Epochen und Momenten zu führen pflege, und aus dieſem will ich im Folgenden die Hauptſachen mittheilen.

Ich wünſche dabei aber dringend, nicht mißverſtanden zu werden. Meine Abſicht iſt lediglich, einen kleinen Beitrag zur Geſchichte zu liefern. Das Kapitel enthält einige Urtheile, die ſich ſeitdem als unrichtig oder übertrieben erwieſen und viele Befürchtungen, die ſich nicht erfüllt haben. Es ſoll keinen Stachel haben und keinen Samen ſtreuen, nicht verletzen und nicht für

die in ihm ausgesprochnen Ansichten werben. Die Entwickelung der Dinge hat diesen nicht ganz entsprochen, aber man kann mit ihr zufrieden sein. Mein Tagebuch soll, hier eingefügt, einfach zeigen, wie die stramm Preußischen, das hieß in jener Zeit die wirklich und nüchtern deutsch Gesinnten bei uns, wie ferner die Halben und Phantastischen und wie die Gegner damals empfanden und urtheilten, und es will nebenbei ein Bild von dem damaligen Treiben in der alten Meßstadt und ihrer Umgebung überhaupt bieten. Einige besonders herbe Stellen der Aufzeichnungen und einige starke Unehrerbietigkeiten, die in den heißen Tagen jener großen Wochen auf das Papier geriethen, sind, wie ich meine, genügend gemildert, andere ganz weggelassen worden. Sonst sind die Tagebuchsblätter geblieben, was sie waren. Ich hoffe, auch die damaligen Gegner sind jetzt abgekühlt genug, um das in ihnen nieder gelegte Bekenntniß tolerant aufzunehmen. Und nun wollen wir jene Aufzeichnungen selbst reden lassen.

Erste Woche.

Mittwoch, 13. Juni, Abends. Kein Zweifel mehr, Beust hat den Landtag hinter's Licht geführt. Die Wendung Sachsens zu Preußen, von welcher Freytag wissen wollte, ist in Dresden vielleicht einmal für einen Augenblick möglich gewesen, jetzt aber ist's aus damit, ganz aus sogar mit der schwachen Hoffnung, das Land auch nur neutral bleiben zu sehen. Heute gegen halb neun Uhr kam, als wir unter den Platanen in Kitzings Hofe beim Abendschoppen saßen, der Kellner mit der Nachricht an den Tisch:

„Im Schlosse wird's rebellisch. Es ist Ordre zum Ausmarsch gekommen. Sie laufen zusammen und packen. Um zehne gehts fort nach Dresden".

Wir ſogleich fort und hin, und richtig, von allen Seiten grüne Jäger mit den Hoſen in den Stiefeln, mit Säcken und Bündeln, der Schloßhof ein Durcheinander von Militär und Civil in höchſter Aufregung und Eile. Um halb elf Uhr marſchirte die Kompagnie auf den Bahnhof, begleitet von hurrahſchreienden Lehrburſchen und thränenvergießenden Dienſtmädchen, und bald darauf führte ſie die Locomotive von dannen.

In der Kammer Erklärung Beuſt's, man werde wie Baiern verfahren, v. d. Tann ins öſterreichiſche Hauptquartier gereiſt, die letzten Soldaten aus Leipzig fort — Facit: Sachſen und Baiern ſtimmen morgen für die Mobiliſirung gegen Preußen, und der Deutſche Bund iſt geweſen.

Donnerstag, 14. Juni. Die Würfel ſind gefallen in Frankfurt, und wie geſtern erwartet: neun gegen, ſechs für Preußen. Letzteres aus dem Bunde getreten, wirklicher Bürgerkrieg im Anzuge, nicht mehr blos der Krieg Deutſcher gegen Tſchechen und Kroaten. Vermuthlich ſchon heute Kriegserklärung von Berlin in Dresden eingetroffen, und morgen wohl die erſten Regimenter von König Wilhelm's Blauen diesſeits der Grenze. Vielfach Kopfſchütteln und leiſe Mißbilligung des unverantwortlichen Schrittes unſrer Regierung ſelbſt unter ſonſt gut Sächſiſchen zu hören, beſonders unter den Kaufleuten, welche zunächſt an den Zollverein denken, deſſen Untergang ihr eigener wäre. Indeß, was ſchiert den hochgemutheten Dresdener Premier die Noth und Angſt der „Pfefferſäcke", wo es Gelegenheit giebt, das 1814 verlorene Land wieder zu erobern. Denn das iſt doch ohne Zweifel der bei dieſem Einſatz erhoffte Gewinn. Daß man aus Rechtsſinn gegen die Berliner Politik blank zieht, glaube, wer's kann. Die Maſſe des Volks merkt, wie es ſcheint, noch nicht recht, wie es ſteht. Man freit und läßt ſich freien. Im Tageblatt Seiten voll Vergnügungen, in

den Wirthſchaften Gäſte Kopf an Kopf, an den Tiſchen wenig mehr von Politik geſprochen als ſonſt. Luſtiger Leipziger, geh nach Hauſe, die Glocke hat drei Viertel auf Zwölf geſchlagen.

Freitag, 15. Juni. Die unglückſelige Abſtimmung in Frankfurt beſtätigt ſich und Preußens Austritt aus dem Bunde ebenfalls. Wo man hinkommt, faſt überall ernſte Geſichter, Achſelzucken über die Dresdener Staatsweiſen, zuweilen laute Entrüſtung und Verwünſchung, kaum irgendwo Hoffnung auf ein gutes Ende für Sachſen. Abends wollten Einige ſchon wiſſen, die Preußen ſeien im Lande. Andere laſſen die Oeſterreicher in Dresden ſein. Wieder Andere erzählen, es ſei beim Rathe Einquartierung angeſagt, aber niemand kann ſagen, was für welche. Daß es baieriſche, iſt nicht zu glauben; die Herren in München ſind nicht ſo raſch und dreiſt. Entenmutter Fama legt alle Stunden ein neues Ei, und namentlich die „Abendpoſt“ *) tiſcht uns mehrmals des Tages in Extrablättern von dieſer aufregenden Speiſe auf. Sicher iſt, daß die Eiſenbahnverbindung mit Dresden von morgen an unterbrochen ſein wird. Die Schwüle iſt auf den höchſten Grad geſtiegen.

Sonnabend, 16. Juni. Das Gewitter iſt da und leuchtet ſchon. In Dresden preußiſche Sommation übergeben: Sachſen ſoll neutral bleiben und entwaffnen. Für dieſen Fall Beſitzſtand und Souveränetät innerhalb der von Bismarck vorgeſchlagnen Bundesreform gewährleiſtet, für den Fall der Ablehnung mit Krieg gedroht. Abgelehnt, darauf Kriegserklärung von Seiten des preußiſchen Geſandten. Der König Johann hat eine Anſprache an das ſächſiſche Volk erlaſſen und iſt zur Armee abgegangen, die zwiſchen Meißen, Dresden und Pirna

*) Ein, wie es hieß, in öſterreichiſchem Solde ſtehendes Blatt voll Lügen und Schmähungen auf Preußen.

ſtehen ſoll. Die Preußen ſind bei Strehla, Dahlen und Wurzen eingerückt. Die Eiſenbahnbrücke bei Rieſa brennt. Auch bei Löbau ſollen „die Feinde“ ſein, wie die „Leipziger Zeitung“ ſagt, und es geht das Gerücht, daß dort bereits ein Gefecht ſtattgefunden. Das fernere Gerücht, daß die Kaiſerlichen in Dresden, erhält ſich; auch heißt es, in Chemnitz ſeien achttauſend Baiern angeſagt, woraus das Volk erſchienen macht. Andere Enten groß und klein flattern durch die jetzt hocherregte Stadt. Das Bewußtſein, daß Gewaltiges vor der Thür ſteht, hat ſich auch der Einfältigen und bisher Gleichgültigen bemächtigt. An allen Ecken Extrablätter feil geboten und begierig gekauft. Wo man auf der Straße Leute gehen, wo man Gruppen vor den Hausthüren ſtehen ſieht, iſt von Preußen, Oeſterreichern, Rieſa, Meißen, Dresden die Rede. Was wird's morgen geben?

Sonntag, 17. Juni. Die Preußen ſind in Hannover, was für ſie vortrefflich, und ſie ſind wirklich in Wurzen, was für uns vorläufig wichtiger iſt. Schon ſollen ihre Vorpoſten in Machern ſtehen. Fritzſche (ich gebe mit wenigen Ausnahmen nur von den ſeitdem Verſtorbenen die Namen) fährt heute Mittag mit etlichen Andern nach der Gegend hin, um zu recognosciren — natürlich blos zum Privatgebrauch. Nachmittags ſprach ich M. Iſt mit ſeiner Verwandten wohlbehalten von Dresden zurück, aber über Freiberg, Chemnitz und Altenburg; denn die Locomotive iſt auf der ganzen Strecke der Leipzig-Dresdener Bahn bis auf Weiteres lahm gelegt. M. hat geſtern die ſächſiſche Armee in höchſter Eile von Dresden abmarſchiren ſehen. Ein Theil iſt auf der Bahn nach Pirna fort, alſo wohl nach Böhmen retirirt, ein anderer gegen Noſſen hin abgezogen, wie man wiſſen will, nach Sayda im obern Erzgebirge. Auf der Strecke zwiſchen Chemnitz und Altenburg iſt

kein einziger von den ſächſiſchen Himmelblauen und Dunkelgrünen mehr zu entdecken geweſen.

Hier iſt jetzt die Anſprache unſerer Majeſtät „An meine treuen Sachſen“ an den Straßenecken angeſchlagen. Sie ſcheint keinen begeiſternden Eindruck zu machen, eher niederſchlagend zu wirken. K., den ich über der Lectüre eines der Exemplare traf und befragte, hatte ſie wehmüthig und zugleich ein wenig prophetiſch geſtimmt. „Fort alſo aus dem Lande“, ſeufzte er; „und natürlich nach Böhmen. O heiliger Nepomuk! König Johann außer Landes, bald vielleicht König Johann ohne Land“. Ein wohlfeiler Witz, dächte ich, aber am Ende eine Wahrheit.

In der Stadt wieder Gerüchte in Maſſe. Unter Anderm heißt es, Löbau brenne, was wir vor der Hand bezweifeln wollen. Wahrſcheinlicher iſt, daß die abziehenden Sachſen der, wie mir vorkommt, nutzloſen Zerſtörung der Rieſaer Brücke die Sprengung der Meißner folgen zu laſſen für gut befunden haben. So gewiß wie Amen in der Kirche iſt endlich, daß wir morgen Preußen hier haben werden. Fritzſche zwar hat auf ſeiner Tour nach Wurzen zu bis Bennewitz keinen von ihnen geſehen. Aber nach ſechs Uhr Abends ſind H. am Kleinen Kuchengarten vier „dunkelblaue“ Dragoner mit Pickelhauben, von einem Offizier geführt, von Volkmarsdorf herkommend, begegnet. Der Offizier hat ihm freundlich „guten Abend“ geboten, und H. iſt mit ihnen bis an die Querſtraße gegangen, wo ſie umgekehrt ſind. Auf dem Wege an Reudnitz hin und in die Vorſtadt hinein hätte man ſie, ſo erzählte er, überall artig gegrüßt. Nur einmal hätte ein Straßenjunge nach dem Offiziere geworfen, und Andere hätten „'naus, 'naus!“ geſchrien. Auf dem Rückwege aber ſollen ſie bei Tannerts Tanzſaal von dort verſammelt geweſenem Pöbel heftiger attackirt,

verhöhnt und geworfen worden ſein. Alle Anſtändigen, die ich ſprach, ſind indignirt über ſolche alberne Brutalität, die Frucht von vermuthlich mit Schnaps begoſſenen Keimen, die in der berüchtigten Odeonsverſammlung der Herren Wuttke und Conſorten geſteckt wurden. Manche bewundern die Gelaſſenheit der Preußen, die das Geſindel nicht niedergeritten haben. Ich finde ſie nur vornehm.

Montag, 18. Juni. Früh ſpazieren gegangen. Wer fände die Sammlung zur Arbeit? Dann in die Börſenhalle zum Zeitungsfrühſtück. Gutes darunter. Der größte Theil Hannovers nebſt der Hauptſtadt von den Preußen occupirt. Wohlthuende Schnelligkeit und Promptheit das! Welfenkönig fort, wo der Zimmermann das Loch gelaſſen, und mit den Flügeln der Morgenröthe hinüber nach England! Zweifle einigermaßen. Kurfürſt von Heſſen gefangen und Staatsſchatz erbeutet — allgemeines Behagen, wo man ſich die Nachricht mittheilt, aber leider wohl noch weniger ſichere Notiz als jene. Die Art verſteht ſich zu ſalviren.

Nachmittags verſuchte ich mit Hans eines Geſchäfts halber nach Wurzen zu gelangen. Wir fuhren mit der Bahn bis Borsdorf. Im Coupé ſaßen neben uns Bauernburſche, die, angetrunken, allerlei Lieder brüllten, darunter auch eins mit dem Refrain: „So wollen wir die Preußen ſchlagen“. Schienen ſächſiſche Soldaten im Civilanzuge zu ſein und wollten dem Anſcheine nach auch nach Wurzen, blieben aber auf der Straße von Borsdorf dahin allmählich hinter uns zurück. In Gerichshain nichts von preußiſchem Kriegsvolke zu ſehen, ebenſowenig in Machern. Auch weiterhin, wo man von der Höhe ins Muldenthal hinabblickt, nichts als Frieden und Gedeihen: in der Ferne die röthliche Stadt mit ihrem alten Schloſſe und den Thürmen ihres Domes und der Wenzelskirche inmitten grüner

Felder und Wieſen, um uns ſchön ſtehende Saaten und friſcher grüner Wald. Alles ſtillvergnügt und alltäglich, nur ein wenig ruhiger und einſamer als ſonſt um dieſe Tageszeit. Nirgends in der Ferne ein in der Sonne blitzendes Bayonnet, ein blinkender Säbel, auch nicht auf dem Wege nach Eilenburg, den man von hier zwei Stunden weit überſieht.

Bald darauf aber das wandelnde Kriegsgerücht in Geſtalt eines barfuß daher kommenden, die Stiefeln in der Hand tragenden ſtrohmerlichen Geſellen. Ich frage, ob man nach Wurzen hinein und wieder heraus dürfe. Hinein, ja wohl, aber nur ſchwer wieder heraus. Er wäre von Dresden zugereiſt und hätte hier in Wurzen zwei geſchlagne Stunden bei den Offizieren herumlaufen müſſen, um den Zettel zur Weiterreiſe zu erhalten, ſo daß ihm „ganz nippernäppiſch“ zu Muthe wäre. Ob ich nicht einen Dreier zu einem Kümmelchen bei mir hätte. — Ich hatte einen bei mir. — „Alſo von Dresden kommen Sie. Wie ſteht's da?“ frage ich weiter. Ja wohl, von Dresden; wäre geſtern früh von da abmarſchirt, berichtete der Barfuß. Die ganze Stadt weiß und blau von Kaiſerlichen, es müßten an die Hunderttauſend dort ſein. Während er dann in Meißen was gegeſſen, wäre der Preuße ſingend und pfeifend in die Stadt hineingezogen, aber — „Proſit die Mahlzeit, die kriegten's. Kaum waren ſie hinein, ſo liefen ſie, was das Zeug hielt, wieder hinaus und eines Laufens bis nach Zehren. Wiſſen Sie nämlich, die Baiern waren gekommen, und da mußten ſie natürlich ausreißen“. Weiter hatte Bruder Barfuß noch zu berichten, daß die Preußen bei Oſchatz und Zehren Poſto gefaßt hätten, und daß da herum eine Schlacht mit den Baiern im Gange ſein müßte, da er den ganzen Vormittag Kanonendonner gehört hätte. — „So ſo, hm, da wollen wir wünſchen, daß die Herren Baiern recht gründlich geklopft werden“,

ſagte ich, was von dem landfahrenden Kriegsgerücht mit einem verblüfften Grinſen beantwortet wurde.

Kurz nachher begegneten wir zwei anſtändigeren Fußgängern, Kaufleuten, die ebenfalls von Dresden kamen. Dieſelben wußten nichts von dort eingetroffenen Oeſterreichern. Die Stadt ſei leer von Soldaten. Bei Meißen wären ſie langen Zügen von Preußen begegnet. Von den Baiern des Barfüßers war ihnen nichts zu Ohren gekommen, und über ſeine Kanonenſchüſſe lachten ſie.

Wir kamen nach Deuben hinab, und immer noch war Alles friedlich. Sogar die Eiſenbahn drüben zeigte wieder etwas von ihrem gewöhnlichen Leben. Ein Locomotivenpfiff im Walde. Bald darauf blauer Rauch über den Wipfeln, und dann zu unſerm Erſtaunen ein kleiner Zug von zwei oder drei Perſonenwagen in langſamer Bewegung von Leipzig herab auf Wurzen zu. Er hält eine Weile an der Muldenbrücke, dann geht er weiter oſtwärts.

Endlich hart vor Bennewitz, tauſend Schritte vor der erſten der drei Brücken, auf welchen die Chauſſee den Fluß überſchreitet, treffen wir die erſte preußiſche Schildwache. Gardelandwehr, ein älterer kräftig gewachſener Mann. Ob man in die Stadt dürfe? — Es ſtünde nichts im Wege. — Ob auch wieder heraus? — Auch heraus, aber nur bei Tage. Weiterhin liegen ſechs Andere unter dem Schatten eines Baumes im Straßengraben. Links ſitzt etwa noch ein Dutzend am Tiſche vor der Schenke. Wir grüßen ſie und werden freundlich wieder gegrüßt. Der Sprache nach ſind's Oſtpreußen, im Uebrigen große ſtarke Männer, mit denen unſere kleinen Sachſen ſich nicht auf Kolben und Bayonnet einlaſſen dürfen, ohne übel wegzukommen.

Von Bennewitz bis an die große Mühle links neben der

letzten Brücke vor der Stadt wieder nichts von Militär zu spüren. Nur auf der Eisenbahnbrücke, weiter flußaufwärts, glitzern ein paar Bayonnette. Im Stalle der Mühle gesattelte Soldatenpferde, recht hübsche Thiere. Dahinter an der Wand Säbel, Mantelsäcke und Helme. In der Scheune daneben ein halb Dutzend Dragoner und im Hofe zwei schwarze Husaren mit weißen Schnüren. Wir gehen am Postteiche vorbei nach dem Markte. Auf der Hauptstraße einzelne Landwehrleute, fast durchgehends Enakskinder, mehrere davon im Gespräche mit Bürgersleuten. Vor dem Rathhause Pferdeschau der Dragoner unter Aufsicht eines himmelhohen und himmelblauen Leutnants mit Wasserstiefeln im Stil der Schwedenzeit und dem unvermeidlichen Klemmer über der Nase, der vermuthlich zur Uniform gehört.

Ich sehe Meister Költsch am Fenster seines Ladens und begrüße ihn. Lobt die Preußen als manierliche und bescheidene Leute, mit denen ganz gut auszukommen. Und wie rasch, glatt und geräuschlos die Besetzung vor sich gegangen wäre — wahrhaft zum Verwundern. Ist ohne alle Nachricht von dem, was seit drei Tagen außerhalb des Ortes geschehen, und sehr ärgerlich über die Kunde von der Retirade nach Böhmen. Wäre ihm ganz einerlei, ob er preußisch würde. Andere dächten ebenso. Doch scheinen wieder Andere nicht so gleichgültig zu sein, da die Proclamation, welche die Preußen angeschlagen haben, in der Nacht abgerissen worden ist. Die Dragoner sind nach meinem Berichterstatter Lithauer und meist katholisch. Die Truppen bivouakiren nicht, wie es in Leipzig hieß, im Freien, sondern sind bei den Bürgern, doch meist in Massenquartieren, untergebracht.

Besuchen den Vetter Schwarze, der sehr über Geschäftsstörung klagt, im Uebrigen aber zu den Gleichgültigen gehört,

wie, vermuthlich ein paar Dutzend Leutchen ausgenommen, die ganze gute Stadt. Auch er weiß den Soldaten nichts Unrechtes nachzusagen, geschweige denn, daß sich seine naive Befürchtung, sie würden plündern, in der er eiligst ein Drittel seiner Schlafkammer hat vermauern lassen, um seine Werthpapiere, sein Silberzeug und Anderes von seinen irdischen Schätzen da zu bergen, irgendwie gerechtfertigt hätte. Wenn sie den Bürgermeister und den Bahnhofsinspector einige Stunden eingesteckt, um von ihnen etwas über eine unterirdische Telegraphenleitung zu erfahren, die nicht existirt, so ist das mit Humanität geschehen, und wenn sie einen Gensdarm, der telegraphiren gewollt, unsanfter angefaßt haben, so hätte der gute Mann sich des Sprichwortes erinnern sollen: „Was Deines Amtes nicht ist, da laß Deinen Vorwitz".

Im Rathskeller fanden wir an den Tischen, wo früher unsere Herren Offiziere von der Linie ihr Bier sich schmecken ließen, preußische Unteroffiziere mit Durstlöschen beschäftigt. Sehr erfreulich war, zu bemerken, daß gute Stimmung vorhanden, aber ohne Großsprecherei. Knüpfte mit zweien ein Gespräch an, und bald waren wir mitten in großer Politik. Der eine war Fortschrittsmann vom reinsten Wasser, stark gegen den Krieg und die Bismarcksche Politik überhaupt. Die Freiheit und das Budgetrecht in Preußen wären wichtiger als die deutsche Frage. Was die Existenz der Kleinstaaten schade? Hätten für die freiheitliche Entwicklung Deutschlands mehr gethan als Preußen. Ginge nur wegen seines Fahneneides mit in den Krieg und würde seine Schuldigkeit thun. Freiwillig hätte man ihn nicht dazu bekommen, und dergleichen nicht erfreuliche Dinge mehr. Ich verbarg ihm nicht, daß ich entgegengesetzter Ansicht. Der Andere — er war älter — besaß diese entwickelte Gesinnungstüchtigkeit

nicht und war dafür mehr preußiſcher Patriot. Beide gehörten übrigens der gebildeten Klaſſe an.

Nach einer Stunde gingen wir wieder, nachdem wir den Leuten Segen für ihre Waffen gewünſcht hatten. Die letzten Vorpoſten ſtanden jetzt vor der Schenke zu den drei Brücken, alſo etwa tauſend Schritt näher gegen die Stadt hin. Ein Offizier examinirte uns über Wer und Wohin, und wir konnten befriedigend antworten und paſſiren.

Weiterhin ein Botenmann mit einem Hundefuhrwerke, der uns unaufgefordert ſeine Anſichten über die Preußen mittheilt und erzählt, einer von ihnen — „'s war ein Quirlmann" — hätte gemeint, wenn die erſte Schlacht verloren ginge, ſchmiſſen ſie alle miteinander die Flinten hin, was wir bezweifelten. Thäteſt Du das wirklich, braver Quirlmann, und hätte der etwas confuſe Hundefuhrmann nicht falſch verſtanden, ſo wäre Deine Denkart äußerſt unanſtändig, und ich meine, Du verdienteſt, daß man Dich zur Strafe dafür einmal mit einem Quirl ſtatt mit einer Muskete Wache ſtehen ließe.

Von Deuben bis Gerichshain mit einem Müllergeſellen gefahren, der die wilden Sänger und Preußenbeſieger aus dem Coupé von heute Mittag auf dem Wagen hat. Dieſelben ſind immer noch ſehr laut. Der lauteſte iſt ſächſiſcher Reiter geweſen und jetzt arbeitsloſer Maurer. Er will weitere Dienſte als Freiwilliger nehmen, renommirt in ſchwer erträglicher Weiſe in Betreff der Preußen. Hätte nach ſeinem Bericht, den wir für kindliche Verwechſelung des Wollens mit dem Vollbringen halten dürfen, dem Offizier an der Brücke Grobheiten geſagt und ſchreit allerhand ſeltſames Zeug in die geduldige Luft hinein. Der Mann des Mehles möchte auch „gerne mitthun gegen dem Feind" — Gott verzeih ihm die Sünde, wenn er's

fertig kriegt! Die Andern ſind zahmer, wahrſcheinlich, weil ſie weniger tief ins Bierglas geſehen haben.

Wir kommen wohlbehalten in Leipzig an. Noch einen Sprung zu den Telegrammen der Börſenhalle. Die Zweifel an der engliſchen Tour Georgs von Hannover und an der Abfaſſung des Kaſſeler Kurfürſten waren gerechtfertigt. Sonſt nichts Neues mit heimzunehmen.

Dienstag, 19. Juni. Früh gegen halb neun Uhr vor den Fenſtern ſtarkes Laufen nach der Landſtraße hin durch unſer Dorf*). Frage hinunter, was es giebt. „Die Preußen kommen!“ Schnell in die Stiefel und hin nach der Grünen Schenke. Richtig, da kommen ſie ſchon um die Ecke: hellblaue Dragoner mit ſchwarzen Kragen und Aufſchlägen, erſt einer, dann drei, darauf wieder zwei. Weiterhin von der Schecke her noch etwa zwanzig Mann mit zwei Offizieren. Einige Leute aus dem Dorfe grüßen laut, ſie artig wieder. Im Schritt ziehen ſie an uns vorüber. Ich folge ihnen ſpäter in die Stadt, wo ſie ſich vor dem Rathhausdurchgange aufgeſtellt haben. Müſſen gut empfangen worden ſein. Mehrere haben Blumen an den Pickelhauben, während draußen von ſolchem Schmucke nichts zu ſehen war. Der Leutnant hält in der einen Hand den Säbel, in der andern einen mächtigen Roſenſtrauß. Eine Frau zerſchneidet Wurſt und vertheilt die Stücke an die Reiter, ein Mann reicht ihnen ſeine Flaſche, andere ſpenden Cigarren, was alles nicht wie Preußenhaß ausſieht. Man hört, daß ſie Quartiermacher für ein Infanteriebataillon ſind, welches von Eilenburg her im Anmarſch iſt, und daß früh vor Tage ſchon anderthalbhundert Mann Garde durchgekommen ſind, um nach Altenburg weiter zu gehen.

---

*) Ich wohnte damals in Anger, einem mit Leipzig durch Reudnitz zuſammenhängenden Orte.

Begegne auf dem Wege zur Zeitungskrippe in der Börsenhalle Leppoc, der berichtet, daß auch unter der höheren Kaufmannschaft die Stimmung, wo sie überhaupt nach dem Herzen Beusts gewesen, im Umschlagen, daß man namentlich sehr böse über den Rückzug der Armee und der Regierung ins Nepomukische, und daß die „Beamtenwelt auf der Steuer und der Post völlig den Kopf verloren zu haben schiene". In der Börsenhalle viel Besuch, wie jetzt immer. Telegramm, daß die Preußen bei Friedberg das vierte darmhessische Infanterieregiment zersprengt, was ein guter kleiner Anfang, wenn es wahr wäre. Aber auch unheimliche Gerüchte von einer großen Action im Osten, nach Einigen bei Görlitz, nach Anderen bei Troppau, wieder nach Andern zwischen Görlitz und Troppau — hoffen wir, in der Luft. Benedek hätte „glänzenden Sieg" nach Wien telegraphirt. Ein Herr, welcher Dergleichen schon mehrmals eifrig colportirte — er soll zu der „Abendpost" in Beziehungen stehen — weiß schon von sechzehntausend todten und verwundeten Preußen. Ein maßvolleres Gemüth will blos eintausend gelten lassen. Ein Dritter läßt nur ein preußisches Husarenregiment von den ungarischen Kameraden vernichtet sein — ganz vernichtet natürlicherweise. Ein vierter Hausirer mit solchem Schnack hat „positiv" erfahren, daß Görlitz, ein fünfter, daß auch das arme Löbau in Flammen steht. Viel Kriegsgreuel auf einmal. Aber es wird wohl außer unsern Oesterreichern auf der Universitätsstraße etwas Hausse und Baisse mit im Spiele sein.

Abends. Um ein Viertel nach elf Uhr sind die angesagten Eilenburger Musketiere eingezogen, Augenzeugen berichten, an der Ecke des Grimmaischen Steinwegs und der Querstraße mit Hochrufen empfangen, mehrfach mit Blumen beworfen. Mit Trommelschlag und Pfeifenklang ins Schloß marschirt und dort einquartiert. Einzelne Züge haben gesungen: „Immer lang-

ſam voran, daß die öſterreichiſche Landwehr nachkommen kann". Es iſt das vierte Garderegiment, Brandenburger, mit blauen Achſelklappen. Die heute früh angeklebte Bekanntmachung von Rath und Polizei, die zu achtungsvoller Haltung gegen die einrückenden Truppen auffordert und Demonſtrationen gegen dieſelben mit ſtrenger Beſtrafung bedroht, hat alſo gewirkt. Vorgeſtern Steine und Schmutz, heute Blumen, morgen vielleicht noch Beſſeres. In der That, die Preußen und ihre Freunde können vorläufig zufrieden ſein. Beim Nachhauſegehen ſah ich Steuergebäude und Poſt mit preußiſchen Schildwachen beſetzt. Der Verkehr auf der baieriſchen Bahn iſt nun bis auf Weiteres auch ſiſtirt. Bald werden wir in Eiſenbahnſachen eine Art Halbinſel ſein, die nur noch mit dem Norden zuſammenhängt.

v. Wurmb aus Weißenfels iſt Civilcommiſſar für Sachſen. Er war's, der geſtern auf dem kleinen Zuge an Wurzen vorbeifuhr. An den Ecken las man Nachmittags eine Proclamation des Generals Herwarth v. Bittenfeld an das ſächſiſche Volk, die gut geſchrieben, kurz, verſtändig und wahrheitsgemäß war. Sächſiſcher Patriotismus von der Sorte des Patriotiſchen Vereins ſcheint das nicht gefunden zu haben; denn ich ſah beim Heimgehen, daß mehrere von den Anſchlägen abgeriſſen waren. Die Ente von heute Morgen, welche die „Abendpoſt" laut Ankündigung an den Ecken dem Publicum in einer Extrabeilage ſerviren wollte, haben die Köche nicht anbringen können, und ein finſteres Gerücht geht um, die ganze Küche ſei geſchloſſen. Görlitz iſt, Gott Lob! nicht in den Händen der Oeſterreicher, auch nicht im Feuer aufgegangen. Um ſieben Uhr erſchien ein Herr im Local der Börſenhalle mit der erfreulichen Nachricht, daß er ſoeben ein Telegramm von dort erhalten, nach welchem ſich nichts verändert. Gleichfalls wohlthuend iſt die allenthalben angeſchlagene Bekanntmachung, daß die Eiſenbahnzüge wieder

bis Dresden und von dort nach Berlin gehen, der Zusammenhang unsrer Halbinsel in Sachen des Verkehrs mit Preußen also wieder beträchtlich breiter geworden ist. Leppoc erzählte, v. Wurmb habe sich geäußert, man werde Leipzig möglichst mit Einquartierung verschonen. Der Grund wohl weniger, wie L. meint, die jüngste Vergangenheit als die Zukunft: besser eine reiche als eine ausgesogene Stadt, wenn der Wunsch der Preußen auf dem Wiener Congresse sich nun etwa erfüllen sollte. Hier würde man nicht Viele darüber jammern hören. Sächsische Patrioten wie ein hiesiger Arzt, der seinen in Freiberg studirenden Sohn vor acht Tagen nöthigte, sich vor der Zeit zum Militärdienste zu stellen, wirds nicht in Menge geben. Die große Mehrzahl unsrer Leipziger denkt sicher wie Meister Költsch in Wurzen. Soll doch ein früher hier garnisonirender höherer Offizier an seine Frau geschrieben haben, all dieses Unglück verdanke man der Intrigue eines Ministers, und soll doch ein Mitglied der obersten Verwaltungsbehörde hier sich in sehr wenig gemäßigtem Tadel über die böhmische Retirade ergangen haben. Wenn das am grünen Holze geschieht, was soll am dürren geschehen?

Mittwoch, 20. Juni. Erst Abends in die Stadt gegangen, die ganz friedlich aussieht. Auf den Straßen zwar statt unsrer Grünröcke die Brandenburger Blauröcke, aber sonst Alles wie bisher. Die Soldaten gehen meist paarweise, aber mehrere begegneten mir ohne Seitengewehr. Sie müssen sich daher stets sicher fühlen, und sie thun recht daran. Man läßt sogar die Communalgarde, die freilich ganz harmlos, noch bewaffnet erscheinen. Auf der Börsenhalle große Lücken an den Wänden, wo die Zeitungen hängen; kein Dresdener, kein österreichisches, kein süddeutsches Blatt neueren Datums. Bald wird nur noch der „Preußische Staatsanzeiger" noch verläßliches

Neueſtes bringen. Die „Leipziger Zeitung" findet ſich mit Würde ins Unvermeidliche und läßt die Leitartikel. Die Stelle der „Abendpoſt" in der Reihe iſt leer. Ein Befehl des Stadtcommandanten hat ihr geſtern das von Wien geſpeiſte Lebenslämpchen ausgeblaſen. Ihr letztes Blatt war nothgedrungen ihr erſtes anſtändiges. Aber wo ſoll nun unſer eifriger Wuttke mit ſeiner Galle hin? Auch auf den Pulten der Telegramme ſieht es ärmlich aus: Einmarſch der Kaiſerlichen bei Neiße wäre, wenn es richtig, das Einzige von Bedeutung. Ueber Benedeks originellen Tagesbefehl allgemeines Achſelzucken und „Gott behüte uns vor dem"! Die Proclamation des Königs Wilhelm an ſein Volk hat guten Klang. Die Preußen über Dresden hinaus bei Pirna und Dippoldiswalda, desgleichen in Chemnitz, ſächſiſche Pioniere bei Annaberg durch drohende Volksmaſſen an Aushebung der Eiſenbahnſchienen verhindert (Privatnachricht von jemand, der Augenzeuge geweſen ſein will), klingt auch nicht übel.

Hier hat ſich die Garde raſch häuslich eingerichtet, und der gute Wille gegen unſere Gäſte iſt, wie mir nach manchen Anzeichen ſcheint, im Wachſen. Im Schloſſe ſind die Leute geſtern von der großen Weinfirma Brehms, wie man hört, mit ein paar Körben Rothſpohn tractirt worden, andere wurden anderswo reichlich mit Bier bedacht. Die Preußen haben von den Kaſernen unſerer Jäger Beſitz genommen, ihre Offiziere ſpeiſen an den Tafeln der unſrigen in Stadt Hamburg und trinken ihr Kulmbacher am Offizierstiſch Papa Kitzings. Den Wirthen iſt damit geholfen, aber was werden unſere Leutnants ſagen, wenn ſie davon erfahren? Auch die Dienſtmädchenſchaft findet augenſcheinlich ſchon Gefallen an den hübſchen großen Grenadieren. Die Occupation vollendet ſich immer mehr. Die Amalgamation wird folgen, vielleicht die Annexion. Zu jener

gehört ein mildes Regiment, zu dieſer wohl nur noch ein tüchtiger preußiſcher Feldherr.

Zweite Woche.

Die erſten ſieben Tage des Krieges wären vorbei. Soll ich die Aufzeichnungen fortſetzen? Ich denke, ja. Tagebücher zu führen iſt aus der Mode gekommen und im Allgemeinen mit Recht. In gewöhnlichen Zeiten erlebt nicht einmal der Hochgeſtellte jeden Tag Denkwürdiges. Nur die ſchöne Seele hat dieſes Privilegium, und dieſe Species iſt im Ausſterben wie das Geſchlecht der Möpſe. Sich bemühen, innerlich was zu erleben, wenn es draußen nichts für das Tagebuch giebt, iſt nicht Jedermanns Sache. Anders in ſtolzer, ſtattlich ſich entfaltender Zeit, wie die jetzt angebrochne. Hier ſind ſorgfältig und gewiſſenhaft gegen ſich ſelbſt gehaltene Notizenſammlungen der Art nicht nur für den Sammler, ſondern auch für Andere, für deſſen Familie, für die ſpätere Geſchichtsſchreibung immer von einigem, zuweilen von hohem Werth, und jeder, welcher zu beobachten gelernt hat und dazu Gelegenheit findet, ſollte ſich ein ſolches Magazin von ſofort niedergeſchriebnen Erlebniſſen äußerer Art und ſofort fixirten Stimmungen und Betrachtungen anlegen. Mehr wie vorher werden wir in ſolchen Zeiten mit dem Gange der Ereigniſſe täglich Andere, ſehen wir, was hinter uns liegt mit andern Augen an. Vieles verblaßt ſehr bald unter der heißen Sonne derartiger Tage, Alles verſchiebt ſich und tritt in andere Beleuchtung. Es gilt daher, den erſten Eindruck feſtzuhalten, die Dinge, die ſich vor uns entwickeln, die Geſtalten, die an uns vorübergehen, unſere Empfindungen und Urtheile vor ihnen ſowie die unſrer unmittelbaren Nach-

barn Tag für Tag ohne Aufſchub gleichſam photographiſch für die Zukunft aufzubewahren. Alſo fahren wir fort.

Donnerstag, 21. Juni. Keine weſentliche Veränderung des Standes der Dinge. Doch gehen die Poſtzüge der Eiſenbahn jetzt wieder blos bis Rieſa und nach Süden zu bis Göß-nitz. Alſo wieder mehr eingeſchnürt. Die hundertundfünfzig Preußen, welche nach Altenburg vorgerückt waren, ſind, wie es heißt, zurückgekehrt und in der Zeitzer Vorſtadt einquartiert. Wahrſcheinlich darauf hin iſt das Gerücht wieder zu Kräften gekommen, die Baiern wären im Anzuge auf Leipzig. Wie ſich die öffentliche Meinung gerade vor dieſen fürchten oder von dieſen viel verſprechen kann, iſt rein unbegreiflich. Unſer guter Freund auf der Königsſtraße theilt allerdings die letztere Anſicht. Er hofft auf die Baiern. „Werden ſchon beißen", meinte er, als ich die Kriegführung der Völkerſchaft mit dem Raupenhelme geſtern eine ſchüchterne nannte. Indeß pflegt der zu glauben, was er ſich wünſcht. „Werden ſchon beißen" — ein phantaſtiſcher Stratege. Dabei immer gut preußiſch — d. h. auf ſeine fortſchrittliche Weiſe. „Werden ſchon beißen" — könnte das Landsmann Wuttke nicht am Ende auch geſagt haben?

Im Volke heißt es ferner, Prinz Karl, nach Andern Friedrich Karl, ſei todt — ſelbſtverſtändlich von ſächſiſcher oder öſterreichiſcher Kugel gefallen — vermuthlich eine Verwechſelung mit dem armen kleinen Sigismund. Auf der Börſenhalle neue betrübende Lücken in der gewohnten Lectüre. Die „Schleswig-Holſteiniſche" ſchon lange todt und begraben, die „Abendpoſt" vorgeſtern wirklich beerdigt, die „Neue Frankfurter" infolge der Eiſenbahnſperre eine alte Frankfurter. Die übrigen ſüddeutſchen Phraſenbatterien ſchießen ebenſo wenig mehr bis zu uns herauf. Dagegen einige beachtenswerthe neue Nachrichten in den preußiſchen und den hieſigen Zeitungen: Kriegserklärung des Königs von

Italien an Oesterreich — möge sie der Anfang eines guten Endes sein! Einnahme Stades durch die Truppen Manteuffels — wie es scheint, mehr Vergnügen als Strapatze gewesen; die Hannoveraner von König Wilhelms Zündnadeln so flott und fix umstellt, daß auch für diesen letzten Rest welfischer Herrlichkeit das Ende der Tage jeden Augenblick zu erwarten. In der That, eine elegante Kriegführung bis jetzt, wie selbst eingefleischte Preußenfeinde, wenn auch mit etwas säuerlicher Miene, zugeben müssen. Endlich das Wichtigste: Telegramm, daß Benedeks Weißröcke, achtzigtausend Mann stark, in der Richtung auf Neisse in Schlesien eingebrochen sind. Wünschen wir ihnen ein recht rasches Vorwärtskommen bis Posen und Königsberg — als Gefangene.

Freitag, 22. Juni. Früh die Milchfrau mit der blutigen Nachricht angelangt, daß sechs Bursche aus ihrem Dorfe, die bei den Sachsen dienen, und von denen drei Söhne eines Vaters sind, todtgeschossen oder verwundet. Einer hätte beide Beine eingebüßt, ein anderer — ich glaube, sie hatte ihn Wöhlerts Karl genannt — einen Arm. Beklagenswerthe junge Leute, wenn es wahr wäre! Arme Eltern, die ihre Kinder für die Dickhäutigkeit unsres Particularismus auf die Schlachtbank führen sehen. Indeß ist die schlimme Post wohl nur die Ausstreuung eines schlechten Gesellen, der aus Uebermuth oder Uebelwollen die Gemüthlichkeit der Betreffenden gestört hat.

In der Stadt erzählt man sich, daß neue Preußen nach Dresden durchgezogen, in dessen Nähe, etwa bei Nollendorf, eine Hauptschlacht zu erwarten wäre. Der hiesigen Garnison merkt man davon nichts an, sie scheint sich immer mehr wie zu Hause einzurichten und unter der Bevölkerung gute Freunde zu gewinnen. Kohlgärtner L., der mit seiner stark sächsischen Gesinnung wohl einen beträchtlichen Theil der öffentlichen

Meinung in dem großen Dörfercomplex im Osten der Stadt repräsentirt, lobte sie mir trotzdem von freien Stücken mit sichtlicher Wärme als anständige Leute, die nicht fluchen, bescheiden auftreten und Gefühl für die Ihrigen zu Hause haben. Meinte, unsre Soldaten würden sich kaum so gut aufführen. „Und erst die Kaiserlichen!" Eine heilsame Ansicht, und so käme es doch noch zuletzt zu moralischen Eroberungen.

Sch. will von Dresden Schlimmes wissen: der große Garten umgehauen, die Getreidefelder, kaum halb reif, sämmtlich abgemäht, die Prager Vorstadt auf Befehl des preußischen Generals von den Bewohnern geräumt. Ich glaubte, wie man sich jetzt gewöhnt, etwa die Hälfte davon und that auch damit zuviel. Abends war ein Verwandter A.'s bei uns, der heute von Dresden gekommen. Es sind ein paar Dutzend Bäume gefällt, einige Acker Korn zu Futter für die Pferde geschnitten, und vor einem der letzten Häuser der Lüttichaustraße hat man eine halbe Batterie aufgestellt, worauf die Insassen des Gebäudes ausgezogen sind. Uebrigens ist der größere Theil der preußischen Elbarmee wieder aus Dresden abgerückt, wie man meint, nach Bautzen zu. Alle, die sie gesehen, bewundern, was man ihnen im Punkte des Marschirens zumuthet, und was sie darin leisten. Unser Dresdener hatte einen Rheinländer gesprochen, der von Wetzlar bis Dresden in lauter Eilmärschen gekommen wäre — mit Erlaubniß zu sagen, ein wenig viel für sterbliche Menschen.

Allgemein fällt auf, daß man in Sachsen weit rücksichtsvoller auftritt als in Hannover. Man läßt die sächsische Regierungscommission neben dem preußischen Civilcommissar fungiren, und man hat die mit Beschlag belegten Kassen wieder freigegeben — wie ich höre, auf Grund eines Abkommens, nach welchem Sachsen den Preußen täglich zehntausend Thaler zahlt. Muhme Fama findet das zu wenig und erzählt dem,

der's glauben will, von dreißigtauſend — morgen werden's vermuthlich hunderttauſend ſein. Auch ſonſt wimmelt es, vorzüglich in den unteren Schichten der Bevölkerung, von Uebertreibungen und zum Theil recht komiſchen Erfindungen. Das Baierngeſpenſt ſpukt wieder. Es ſoll ſich ſchon in Plauen haben ſehen laſſen. Andere wiſſen, daß dieß nur eine Verwechſelung mit dem Dorfe Plauen bei Dresden iſt, wo jetzt — wahrſcheinlich im Schiff eines Luftballons über die Grenze geflogen — die öſterreichiſche Avantgarde ſteht. Tröſten wir uns über die Fülle ſolcher Phantaſien mit der „Neuen Frankfurter Zeitung", die ſich entrüſtet, daß die Preußen uns arme Sachſen „vor die Kanonen ſchleppen", ſoll heißen, zu Soldaten ausheben, und mit unſern Landsleuten in Paris, von denen geſtern einer in höchſter Eile hierhergereiſt iſt, weil er für gewiß gehört, daß bei Leipzig eine große Schlacht geſchlagen worden Er ſoll äußerſt verwundert drein geſchaut haben, als er, die langen blauen Soldaten auf Gaſſe und Promenade abgerechnet, die gute Vaterſtadt in tiefem Frieden gefunden und am Abend die Biergärten Schulter an Schulter voll vergnügter Trinker geſehen, daß kein Apfel zur Erde gekonnt.

Sonnabend, 23. Juni. Auf mehrere Exemplare der Proclamation unſrer Majeſtät „An die treuen Sachſen", welche preußiſche Duldſamkeit und Artigkeit noch immer an den Ecken leidet, haben illoyale Hände „Lügen!" geſchrieben und die allerdings nicht zu vergeſſenden Jahreszahlen 1848 und 1849 hinzugefügt. Gutmüthigere dagegen erklären mit patriotiſchem Bleiſtift — ich denke, bis auf Weiteres, und ſo lange es nichts koſtet — „Wir bleiben Dir treu!" Die ſtärkſte Verbreitung hat dieſe Geſinnungstüchtigkeit zweifellos in der unterſten Volksſchicht, welche bei uns die Soldaten ſtellt und daher von dem Geiſte der Armee beeinflußt wird, und welche wenig oder gar

nicht weiß, um was es sich handelt, und andrerseits wenig oder gar nichts zu verlieren hat. Würden sich, abgesehen von allen idealen Dingen, gewaltig verwundern, wenn auf den lebensvollen Straßen unsrer Welthandelsstadt langsam das Gras zu wachsen anfinge, welches gewisse still über die ganze particularistische Einfalt lächelnde Naturkenner als Folge der bloßen Aufhebung des Zollvereins prophezeien. Der Mittelstand schwankt, soviel ich beobachten kann, fast durchgehends. Ein paar von der schwarzweißen Fahne gewonnene Siege, und die Stimmung, welche sich jetzt meist blos in gelinder Mißbilligung der sächsischen Politik, in dem Zugeständniß, daß Preußen kühn, kräftig und human auftritt, und in stummem Kopfschütteln und Achselzucken äußert, wird in diesen Kreisen der Berliner Politik wenig Unbequemlichkeit mehr machen. Man weiß hier jetzt zur Genüge schon, daß wir in Preußens Händen sind.

Es scheinen mehr Truppen eingetroffen zu sein; denn man sieht an den Uniformen, die auf der Petersstraße und dem Neumarkt aus den Fenstern schauen, daß das Schloß die Einquartierung nicht mehr ganz aufzunehmen vermag. Die Nachrichten vom Süden immer noch kärglich. Die Hannoveraner immer noch nicht gefangen. Tschirschwitz soll wegen Nachlässigkeit in der Ausrüstung der in so tragikomischer Weise Umhergejagten auf Befehl der Welfenmajestät erschossen worden sein. So meldet ein Extrablatt der „Deutschen Allgemeinen". Wir, nicht so blutgierig, schenken dem Herrn General das Leben und verleihen ihm überdieß den in Anbetracht des Verfahrens und Erfolgs verschiedener anderer Hochgestellten, z. B. Georgs des Fünften, jetzt als zeitgemäß baldmöglichst zu stiftenden Orden „Für Verdienst wider Willen".

Sonntag, 24. Juni. Neue Preußen eingerückt, Landwehr, weiße Achselklappen, also Pommern. Kräftige, untersetzte

Kriegsleute, obwohl durchschnittlich nicht so groß wie unsere Brandenburger von der Garde. Man erzählt, es sei von der Commandantur an den Rath die Forderung gestellt, ein Lazareth mit tausend Betten einzurichten, was ich bestätigen höre. Der große Krieg hätte also begonnen. Die Preußen bei Seidenberg mit Hurrah und Musik in Böhmen eingerückt. Gott streite ihnen voran! Die Sachsen sollen zu Festungsbesatzung verwendet werden — das Gerücht meint, in Ungarn. Vortrefflich, wenn sichs bestätigte. Unsere Herren Offiziere würden die Art, wie der Kaiser über seine Vasallen verfügte, begreiflicherweise nicht recht billigen können, desto mehr aber wir hier zu Lande; wir hätten dann wenigstens im Osten keinen Bruderkrieg und erlebten nicht die Schmach, daß unser Blut für Habsburgs spanische Politik und gegen Deutschlands Interessen vergossen würde. Die Welfensoldaten noch unter Gewehr, aber in enger Falle. Es giebt Leute, welche die Ausdauer ihres Kriegsherrn bewundern können. Ich aber ziehe vor, mich über das rücksichtsvolle und schonende Auftreten der Preußen zu freuen, welche die Doppelblindheit des Königs Georg nicht an seinen Leuten heimsuchen und auch hier, soweit thunlich, vermeiden, deutsches Blut zu vergießen.

Heute Johannistag, unser Todtenfest. Die preußischen Offiziere haben Motherbys Grab bekränzt. Auch Friccius' eherner Kopf schaut mit einem Lorbeerzweige geschmückt aus dem Postament des Sturmdenkmals vor der Johanniskirche in die Welt hinaus, die er befreien half. Befreiung von Frankreich damals, welches an den Interessen der kleinen Staaten in Deutschland stark geworden, Befreiung von Habsburg jetzt, das seine Macht unter uns Deutschen aus demselben Sumpfe zieht. Nicht wahr, alter Held aus der gesegneten Völkerschlacht, die sich nun in Böhmen drunten wiederholen soll?

Montag, 25. Juni. In der Kaufmannswelt allgemein lebhafte Brſorgniß infolge des Gerüchts, zum erſten Juli ſolle der Zollverein als nicht mehr exiſtirend angeſehen werden. Wir hätten die preußiſchen Schlagbäume dann hart vor den Thoren, und die gute alte Zeit, deren Poſtkutſchen und Frachtwagen bei der Sperrung der Eiſenbahnen wieder aus der Rumpelkammer gezogen ſind, wäre auch in dieſer Beziehung wieder lebendig geworden. Die Sache iſt indeß wohl ſchwerlich ſchon ſo weit gediehen, vielleicht nur Daumenſchraube für die Parlamentswahlen, deren Ausſchreibung nach dem erſten großen Siege der Preußen erwartet wird. „Dann müſſen die Großhändler fort von hier", hörte ich heute, während ich einen Anſchlag las, hinter mir ſagen, „nach Hamburg, Magdeburg oder Berlin. Baiern und Württemberg kann uns nicht ernähren, und ein Zollverband mit Oeſterreich iſt undenkbar". Unſere Kaufleute ſind auch ſonſt übel daran. Der briefliche Verkehr mit dem geſammten deutſchen Süden iſt ſo gut wie aufgehoben. Correſpondenzen nach Württemberg, ja nach Nordbaiern gehen über Warſchau oder Paris. Wechſelverbindlichkeiten ſind in vielen Fällen abſolut nicht zu erfüllen. Das Baargeld iſt knapp, da die Regierung bei ihrer Flucht Maſſen davon — man ſpricht von 17½ Millionen — mitgenommen hat, und preußiſche Banknoten und Treſorſcheine bis jetzt hier kein geſetzliches Zahlungsmittel ſind. Meine, hier hätte die Handelskammer eine Aufgabe vor ſich, die ihr Dank einbringen müßte. Die preußiſche Bank iſt gut fundirt, und unſere Kaufmannſchaft weiß das. Will die Landescommiſſion auf eine dahin gehende Vorſtellung nicht ja ſagen, ſo wäre vermuthlich der preußiſche Civilcommiſſar zu der Wohlthat bereit.

Der Kurheſſe als Gefangner nach Stettin transportirt — endlich! Allgemeines Wohlgefallen über ſolche Energie und

bei Vielen der Wunſch nach mehr davon. Verheißung des Generals v. Beyer in Kaſſel, die Verfaſſung der Heſſen unverkürzt wiederherzuſtellen — gleichfalls recht erfreulich. Aber auch bei uns gäbe es eine von der Gewalt umgeworfene Konſtitution wieder aufzurichten. Die Hannoveraner ſollen kapitulirt haben. Es wird Zeit; denn auch die Langmuth hat ihre Grenzen. Garibaldi auf dem Marſche durch Tirol nach München — machen wir ein Fragezeichen dahinter. Bevorſtehende preußiſche Durchmärſche nach Hof eher glaublich. Richtig, endlich, wovon ſchon geſtern verlautete: die Cholera in der Stadt, durch die von Swinemünde gekommenen Soldaten mitgebracht. Sechs Erkrankungen unter dieſen, aber ungefährlich. Unter der Bürgerſchaft bis jetzt nichts davon.

Dienstag, 26. Juni. Die Preußen in Reichenberg und gegen Bodenbach vor. Scharmützel, morgen vielleicht ſchon große Entſcheidungsſchlacht. Die Italiener gegen das Feſtungsviereck vorgegangen. Wer die Stellung kennt und Victor Emanuel den Sieg wünſcht, ahnt nichts Gutes. Die Hannoveraner haben noch immer nicht kapitulirt. Fluch der Hartnäckigkeit, welche nun zur Folge haben wird, daß Norddeutſche gegen Norddeutſche ſchießen. Welf nun hoffentlich bald in die zweite Etage des Stettiner Schloſſes einlogirt. Kann mit der Zeit eine ganz artige Sammlung gekrönter Herren, einen Exfürſten-Kongreß dort geben.

Abends Telegramm, daß die Italiener bei Mantua eine Schlacht verloren und über den Mincio zurückgewichen. Ein zweites leugnet, ein drittes beſtätigt den Rückzug.

Mittwoch, 27. Juni. Poſtnachricht, daß wieder Briefe nach Süddeutſchland angenommen werden. Es ſollen wirklich in der Nacht auf der Verbindungsbahn ſtarke Truppenabtheilungen nach der baieriſchen Grenze durchgegangen ſein, um nach

Hof befördert zu werden. Aus Baden die traurige Nachricht, daß der Großherzog nachgegeben und sich der Liga gegen Preußen angeschlossen. Abraham (oder Moses) Metz hat eine Philippika gegen die Berliner Politik losgelassen. Habeat sibi! War immer ein fauler Nationalvereinsschwätzer. Die Frankfurter Reichsarmee nach Gießen vorgerückt. Was das Volk dreist ist! Es wird hohe Zeit, daß die Preußen dem hannoverschen Unfug bei Eisenach ein Ende machen und freie Hand gewinnen, um dem schwäbisch-bairisch-hessischen Soldatenrattenkönig die Wege nach Hause zu weisen. Ich meine, mit dreißig- bis vierzigtausend Zündnadeln ließe sich hier schon ein rechtschaffnes Roßbach zu Stande bringen.

Noch später Abends wird davon gesprochen, daß es bei Gotha zum Treffen mit den Welfischen gekommen, und daß dabei auch Kanonen mitgesprochen. Aus Dresden wollte M. wissen, daß man die dortigen Elbbrücken zum Sprengen vorbereite, und daß zweitausend Bergleute requirirt worden, um beim Bau von großen Schanzen zu helfen, die um die Stadt angelegt werden sollen. Wozu gerade Bergleute? In Bautzen ist der Belagerungszustand proclamirt; das Gerücht behauptet, es sei aus einem Hause auf die Preußen geschossen worden, und will ferner wissen, besagtes heimtückisches Haus sei sogleich der Erde gleich gemacht worden.

Donnerstag, 28. Juni. Bis jetzt, Mittags, nichts von Bedeutung, als daß die Niederlage der Italiener nicht von der Art ist, daß sie uns entmuthigen könnte. Die Hannoveraner sollen sich wieder einmal ergeben haben und Gefangene und Verwundete von ihnen in Halle eingetroffen sein. Unsere Einquartierung breitet sich mehr aus, auch aus den Fenstern der Grimmaischen Straße sehen heute blaue Röcke mit rothen

Kragen heraus. Dem Vernehmen nach sind wieder Truppen durchgezogen und neue zu erwarten.

Ueberblicke ich die vorhergehenden Blätter, so will mich bedünken, als ob der pessimistische Spruch: Selig sind, die da nichts glauben; denn sie sollen nicht enttäuscht werden, auf dem Punkte stände, für eine Weile als praktisch empfohlen werden zu müssen. Eine der eigenthümlichen Erscheinungen, welche der nunmehr entbrannte große Kampf zeigt, ist die außerordentliche Menge von halbwahren oder ganz irrigen, zuweilen selbst sinnlosen Nachrichten, die von ihm auffliegen und nach allen Richtungen hin durch die erregte Welt flattern, und die Bereitwilligkeit, mit welcher die einzelnen Exemplare dieses Entenschwarmes auch von sonst nicht gerade phantasiereichen Leuten für echte Brieftauben genommen werden.

Man schaut des Morgens zum Fenster hinaus, und schon ist unten das Kriegsgerücht auf den Beinen, um die Neugierigen zu speisen, die Schreckhaften zu ängstigen, die Hoffenden zu befriedigen oder zu bekümmern. Man geht des Abends zu Bett, aber nicht ohne zuvor noch eine oder die andere Post gehört zu haben, die uns besorgt oder vergnügt einschlafen läßt, und die sich in der Regel am nächsten Vormittag als Uebertreibung oder Erfindung erweist. Dazwischen gleitet den Tag über eine Folge von Gerüchten wie Wechsel von Sonnenblicken und Wolkenschatten über Stadt und Dorf hin. Die Nachbarn stehen vor den Hausthüren in Gruppen beisammen mit „Wissen Sie schon?" und „Was sagen Sie dazu?" Bekannte, die sich begegnen, nehmen sich mit ähnlichen Fragen beim Knopfloch. An die Ecke klebt der Zettelträger mit seinem Kleisterpinsel einen bunten Anschlag mit der Ankündigung einer Extrabeilage voll und schwer von anscheinend gewichtigen, in Wirklichkeit oft tauben Telegrammen. Von der Eisenbahn kommen eilige Passa-

giere, beſtrebt, ſich bei Freunden geſchwind der mitgebrachten Kunde von intereſſanten Ereigniſſen zu entledigen, eine Stafette jagt vorüber, Zeitungsjungen ſchwärmen mit noch naſſem Preßfabrikat durch die Gaſſen, ſicherlich Boten ebenfalls großer Geſchehniſſe. Selbſt die Vögel des Himmels und die Wolken droben ſcheinen die Kunde von ſolchen weiter zu tragen. Wenigſtens weiß der Ueberlegſame oft nicht recht, wie deren raſche Verbreitung ſonſt erfolgt ſein ſollte. Setzen uns die Redactionen der Tageblätter ſchon in gewöhnlicher friedlicher Zeit eine gute Anzahl von Correſpondenzen, die der folgende Tag widerlegt, ſo kommen jetzt auf einen ehrlichen Poſtillon ihn ihren Spalten durchſchnittlich mindeſtens ein Dutzend halbe oder ganze Tartaren. Woher man, wenn es mit rechten Dingen zuginge, das Wenigſte wiſſen ſollte, von daher weiß man häufig das Meiſte. Das Gerücht ſieht durch Wände und Gebirge hindurch, es hat an verſchloſſenen Doppelthüren gehorcht und, wie es verſichert, Wort für Wort von dem verſtanden, was drinnen geredet wurde, es hat als leiſes, ſchlaues Mäuslein den Selbſtgeſprächen von Königen und Miniſtern beigewohnt und iſt dann mit dem Erlauſchten wie auf Fauſts Mantel auf und davon geflogen. Es ſitzt im Kriegsrathe mit, ſteht auf den entlegenſten Vorpoſten, begleitet als ſcharf beobachtender Ueberall und Nirgends die Bataillone und Schwadronen in die Schlacht, marſchirt auf dem rechten und dem linken Flügel, bei der Avantgarde wie bei der Nachhut, ein Spion, wie er ſo rührig, beweglich und allgegenwärtig unter Menſchenkindern nicht gefunden wird. Schade nur, daß es häufig läuten und nicht anſchlagen hört, und daß es noch häufiger ſtatt der Augen ein paar Vergrößerungsgläſer im Kopfe hat!

Sehr viel wird in dieſer Beziehung offenbar mit Abſicht geſündigt: journaliſtiſche Betriebſamkeit, Börſenſpeculation, Vexir-

ſucht, politiſcher Fanatismus, perſönlicher Haß gehören ohne Zweifel zu den Factoren dieſer Erſcheinung. Bei Weitem die meiſten der Gerüchte aber ſind augenſcheinlich entweder die Folge von Mißverſtändniſſen oder Geburten einer dichteriſchen Stellung der Menge zu den Dingen. Wir kehren gewiſſermaßen in die Urzeit der Fabeln und Mythen zurück, und eine Poeſie nimmt überhand, die an die Geſchöpfe ihrer Einbildungskraft glaubt wie die Kinder im Dunkeln. Es iſt dieß ein Zuſtand, der ſtets unter den Phänomenen mächtig bewegter Zeiten eintritt.

Der Sonnenbrand der Wüſte läßt den Reiſenden am Horizont das Spiel der Fata Morgana ſehen, gewöhnlich, wonach er ſich am Meiſten ſehnt, Waſſer in Fülle und ſchattige Bäume. Die einſamen Haideſtriche des Nordens erzeugen die Gabe des zweiten Geſichts, Hallucinationen, die förmliche Handlungen und Ereigniſſe mit allen Farben und deutlichen Umriſſen, Leichenzüge, Brände, bisweilen kriegeriſche Actionen zeigen. Nebelluft gebiert ſeltſame Augentäuſchung wie die rieſigen Doppelgängerſchatten des Rigi- und des Brockengeſpenſtes. In der Nacht träumen wir. Das Fieber ſpiegelt uns allerhand Geſtalten, anmuthige, häßliche, komiſche, traurige, in buntem Wechſel, oft in barocker Verſchlingung an die Wand neben unſerm Lager.

Zu alledem bietet die große Zeit, in die wir mit dieſem Sommer eingetreten ſind, Anklänge und Seitenſtücke. Heiß und immer heißer ſcheint die Sonne des Krieges auf das Land herab, und häufig begegnet es dem wandernden Gedanken, daß er als Wirklichkeit erblickt, was nur ſeine Sehnſucht iſt. Aus der Fülle von Nachrichten aus weiter Ferne, die uns Telegraph und Eiſenbahn zu vermitteln pflegten, ſind alle, die auf dem Kriegsſchauplatze ſelbſt oder an deſſen Rande wohnen, mit Ausnahme weniger Wiſſenden mehr oder minder in die Einſamkeit verſetzt. Nebel und wenigſtens momentane Nacht, wo wir

bisher viele Meilen weit ausblickten. Dazu fieberiſche Erregtheit, Beklommenheit, Sorge, ungeduldige Erwartung, die das Ausbleiben erhoffter oder gefürchteter Kunde durch Rathen und Grübeln zu erſetzen ſtrebt. Man hat ſeine Gedanken und Wünſche, man braut und miſcht, man combinirt, und unwillkürlich beginnen die Augen anders zu ſehen, die Ohren anders zu hören als ſonſt. Eine Sprengung in einem Steinbruch wird zum Kanonenſchuß, ein fern grollendes Gewitter anhaltendes Geſchützfeuer. Die reinſte Luft riecht nach Pulver. Wenn gewöhnlichen Augen die Dinge deſto kleiner erſcheinen, je weiter ſie entfernt ſind, ſo iſt den Augen einer erregten Zeit das Entfernteſte das Größte. Eine Patrouille an der galiziſchen Grenze begegnet einer feindlichen, wirft ihr einen blutgierigen Blick zu und zieht von dannen. Eine Meile von da iſt die Patrouille eine Kompagnie, der Blick eine Salve, zehn Meilen weiter weg iſt die Kompagnie zum Regiment, die Salve zu einem muntern Gefecht mit Todten und Verwundeten, noch fünfzig Meilen weiter das Gefecht zu einem ernſten Treffen, noch weiter das ernſte Treffen zu einer großen Entſcheidungsſchlacht geworden.

Der Kaltblütige leidet weniger von dieſer allgemeinen Krankheit der Zeit als der Hitzige, der Realiſt weniger als der ſanguiniſche Idealiſt. Was für ſchreckliche Kriegsgeſpenſter mögen jetzt in Schwaben und in der Pfalz ſpuken! Die wenig oder gar nicht mit den Verhältniſſen vertraute Menge iſt ſelbſtverſtändlich Hauptquelle und Hauptopfer des Gerüchts. Uns allen aber iſt Vorſicht von Nöthen. Wir werden ohne Zweifel noch viel Seelenruhe brauchen, und es iſt gut, wenn man den Vorrath, den man davon beſitzt, ſich durch feſtes Verhalten dem leichten Volke der Mythen gegenüber für die großen Wirklichkeiten ausbildet, welche die nächſten Wochen heraufführen werden. Es iſt bisher nach unſerm Sinne gegangen, aber die

Hauptſache kommt erſt, und hier können die Würfel auch gegen uns fallen.

Dritte Woche.

Donnerstag, 28. Juni, Abends. Schlimme Nachrichten aus Thüringen. Ein Treffen — das Gerücht nimmt ſeiner Natur nach den Mund voller und ſagt, eine große Schlacht — bei Langenſalza, die Preußen mit ſtarken Verluſten geworfen, die Hannoveraner nach Süden durchgebrochen. „Wie das Vieh ſind ſie drauf gegangen, die Hannoverſchen, gehauen, geſtochen, keinen Pardon gegeben", erzählte mit grimmigem Blicke und ſchauderſam geballten Fäuſten unſer Omnibusconducteur, ein ehemaliger ſächſiſcher Unteroffizier, indem er zu loben meinte, und wie wenn er dabei geweſen wäre — ein rechter Typus des Kriegsgerüchts aus der Quelle des Fanatismus. Andere wollen wiſſen, die Preußen hätten nach zwölfſtündigem Kampfe geſiegt, die Mehrzahl der Hannoveraner ſei todt, verwundet oder gefangen, nur ein Theil entkommen, der König Welf der Letzte zöge mit ſeinem Troß von Silber- und Küchenwagen nach Nordweſten, dem Corps von Falkenſtein gerade in die Arme. Verläßlichere Kunde aus Böhmen, wo König Wilhelms Zündnadeln hübſche kleine Vorpoſten- oder Vorhutsgefechte beſtanden haben. Doch auch hier ein dunkler, wenigſtens zweifelhafter Punkt: das Zurückgehen vor der Uebermacht auf dem Marſche gegen Trautenau.

Freitag, 29. Juni. Jubilate! Der alte Fritz iſt mit uns. Früh beklommenen Herzens nach der Börſenhalle, die ich ungewöhnlich gefüllt und erregt fand. Gruppen ſtehen lebhaft disputirend bei dem Pulte der Telegramme und vor den Land-

karten. Die Oeſterreichiſchgeſinnten, jetzt ſehr in der Minderzahl, reiben ſich vergnügt die Hände. Hätten immer geſagt, daß es ſo kommen würde. Da hätte man's ſchwarz auf weiß. Schwindel wär's mit dem Siege der Preußen bei Skalitz und den eroberten fünf Geſchützen, von denen der Telegraph heute Morgen berichtet. Die Preußen ſtill, beſorgt, zweifelnd, einander tröſtend, ſo gut es gehen will. Ich höre: „In der Indépendance". Suche, ein Bekannter hat ſie erobert, und ich leſe ihm über die Schulter. Wahrhaftig! Da ſteht es unter den Telegrammen, zweimal ſogar: die Preußen geſchlagen, in vollem Rückzuge mit Hinterlaſſung ihrer Todten und Verwundeten.

„Daß einen der Schlag rühren möchte", ſeufzte Leppoc.

Ich überblicke die Hiobspoſt eben noch einmal, da wird eine neue Depeſche aufgelegt. Alles eilt nach dem Leſepult, Einer lieſt ſie laut vor und — Gott ſei Dank! Lichtblicke in der Wolke: die Blauen haben geſiegt und in zwei Treffen zugleich die Weißen zurückgetrieben! Zehn Kanonen, mehrere Fahnen den Unſeren in die Hände gefallen.

Man zweifelt, bleibt, es muß mehr davon kommen, und es kommt mehr. Gegen Mittag wird ein zweites Telegramm angeheftet, welches die beiden preußiſchen Victorien beſtätigt und ſogar von einer dritten berichtet. Noch zweifeln und ſchwanken wir. Es iſt gar zu viel Glück auf einmal, und in dieſer Stimmung gehe ich nach Hauſe. Der Abend aber wälzt den Stein ganz vom Herzen. Um ſechs Uhr bin ich wieder in der Börſenhalle. Um ſieben etwa wird eine Nachricht der „Staatsbürger Zeitung", die einen amtlichen Anſchlag wiedergiebt, und welche ein ſoeben von Berlin eingetroffner Kaufmann mitgebracht hat, dem wieder zahlreich verſammelten Publicum vorgeleſen, und ſiehe da, ſtärkſte Wahrſcheinlichkeit bedeutender preußiſcher Erfolge: Berlin heut Abend illuminirt, die ganze

Stadt im Flaggenſchmuck der Siegesfreude. — Noch immer gelinder Zweifel. Da bringt ſpät Abends ein Extrablatt der „Deutſchen Allgemeinen" eine ihr von der Commandantur zugegangene Mittheilung, die kein Bedenken mehr geſtattet. Alles in der Ordnung, die Garde geſiegt, der Kronprinz geſiegt, Prinz Friedrich Karl und Herwarth v. Bittenfeld geſiegt, Landsknecht v. Gablentz, der unritterlich in die vorderſte Reihe des Angriffs auf die Waffenbrüder von 1864 getreten, gründlich niedergeworfen, Tauſende von Gefangenen, verſchiedene Kanonen genommen, desgleichen Fahnen und Standarten, öſterreichiſcher Verluſt an Todten und Verwundeten überall erheblich größer als preußiſcher — freilich nur der Zahl, nicht dem Werthe nach, den der Mann für den Frieden hat; denn in dieſer Hinſicht wiegt uns ein Preuße im Durchſchnitt mindeſtens dreimal ſo viel als ein Slovak oder Kroat — endlich die Hauptſache: die Vereinigung der ſchleſiſchen Armee mit der von der Lauſitz vorgerückten nahe, die der Elbarmee mit der letzteren bereits vollzogen. Wo bleibt Benedeks wohlbedacht zögerndes Feldherrngenie mit ſeinen Räthſeln, Geheimniſſen und Hinterhalten?

Auch aus Thüringen nunmehr ſichere Berichte über glücklichen Ausgang des unerfreulichen Keſſeltreibens bei Langenſalza und Eiſenach. Die Preußen haben zwar eine Schlappe erlitten, die wohl nicht eingetreten wäre, wenn man in Berlin weniger Rückſicht auf gekrönten Dünkel genommen, und wenn man an Ort und Stelle den Gegner nicht unterſchätzt hätte. Aber mäkeln und nörgeln wir nicht, wie die thun, welche Preußens Erfolgen aus Verdruß über das Syſtem im Innern nur mit halbem Herzen Freude abgewinnen können und das Bedürfniß empfinden, zu Allem die Miene des wohlunterrichteten, unfehlbaren Kritikers anzunehmen. Die Hauptſache iſt erreicht, die Welfiſchen haben kapitulirt, und eine nicht kleine Verlegenheit auf dem

westlichen Kriegstheater wäre im Ganzen befriedigend verlaufen. Die Lehre aber, daß die Truppen der Mittelstaaten nicht zu gering geschätzt werden dürfen, ist eine heilsame Zugabe. Ich denke, es wird heute Abend in Leipzig noch manche Flasche Champagner auf das bisher von Preußen Gewonnene und vielleicht auch auf den genialen und energievollen Staatsmann, der sich im letzten Jahre aus dem anscheinend nur geistreich-frivolen Herrn v. Bismarck entpuppte, getrunken worden sein — auch von Nichtpreußen. Aber halten wir den Daumen, loben wir den Tag nicht vor dem Abend, freuen wir uns mit Maßen, hüten wir uns vor Ueberhebung, die den Neid der Götter wach ruft. Noch steht die Hauptschlacht bevor, auf der Karte liegt vor den Preußen Kollin, und oft schon war der Zufall mächtiger als alle Trefflichkeit der Soldaten und ihrer Führung.

Sonnabend, 30. Juni. In den Telegrammen und Zeitungen weitere Vervollständigung und Bestätigung der erhebenden Kunde von gestern. Die drei Treffen in Ostböhmen, die man nunmehr ruhigeren Blutes übersieht, haben mit ihren Resultaten entschieden den Gesammtwerth einer großen Schlacht. Auf jeder von den beiden Seiten sind, die drei Punkte, wo gefochten worden, zusammengenommen, mindestens siebzigtausend Mann unmittelbar engagirt gewesen. Von den Siegern wurden etwa achttausend Kaiserliche zu Gefangnen gemacht, und auf Seiten der Geschlagenen gab es, wie es scheint, sechs- bis siebentausend, vielleicht mehr, Todte und Verwundete. Das wiegt allein schon die Einbuße unsrer Partei bei Custozza auf. Dazu kommt aber noch die Kapitulation bei Langensalza, welche eine tüchtige kleine Armee kalt stellt und den Preußen für die ihrer im Südwesten harrende Aufgabe in wenigstens fünftausend Pferden — die „Deutsche Allgemeine" rechnet wunderbarer Weise zwölftausend heraus — ein vermuthlich sehr erwünschtes

Material liefert. Wer doch in Böhmen hätte dabei ſein können! Daß man nicht mithelfen kann an der Befreiung des Vaterlandes von Habsburg und ſeinen Vaſallen! Wie glücklich ein Preuße, der im Schlachtenſturm mitſtreitet für den alten Wahlſpruch der Unitarier, und wie frißt es an uns, bloßer Zuſchauer zu ſein und ſich am Ende ſchenken zu laſſen, was König Wilhelms Volk in Waffen mit ſeinem Blut und Schweiß für die Nation zu erringen im Begriffe iſt!

Auf dieſen Theil der Preußen allein blicken jetzt die Augen aller Patrioten außerhalb Preußens. Die Wahlen, die gegenwärtig im Gange ſind, und in denen wir früher lebten und hofften, wie wenn wir draußen Mitwähler wären, werden kaum eines flüchtigen Blickes mehr gewürdigt. Sie könnten in Hinterindien ſtattfinden, und ſie würden uns nicht viel weniger intereſſiren. Die Behauptung, daß die Fortſchrittspartei in Berlin mit ihrer Juriſterei auch für unſer Intereſſe kämpfe, iſt Phraſe geworden. Man zuckt die Achſeln über die großen Reden der Herren und wendet ſich ſchweigend ab von ihrer kurzſichtigen Rechthaberei, um den großen Thaten zu folgen, auf welche die Urſache des Budgetſtreites hinzielte. Ebenſo verhält ſichs mit einer andern Größe jüngſt vergangener Tage. Die Reichsarmee in Frankfurt erhebt die ſchwarzrothgoldne Fahne, und jeder Verſtändige im Norden, der ſie nicht ſchon nach dem heuchleriſchen Unfuge, den Beuſt beim Dresdener Sängerfeſt mit ihr aufführen ließ, verlaſſen hat, ſollte ſie jetzt flugs in den Ofen ſtecken. Erſt das Banner des ſchwärmenden, träumenden Idealismus und ſeines Wolkenkukuksheim, dann zur Fälſchung der öffentlichen Meinung zu Gunſten des Particularismus gebraucht, jetzt zum Kriegspanier egoiſtiſcher Dynaſten und verblendeter Bevölkerungen, die Deutſchland im Munde Deutſchland bekämpften, heruntergekommen — eine klägliche Metamorphoſe!

Was heißt Schwarz-Roth-Gelb heute noch? Die ſchwarze Reaction gegen alles Nationale, der gelbe Neid auf Preußen, das heranwachſende Neu-Deutſchland, das ſchwarz gelbe Habsburg, an das die ſüddeutſche rothe Demokratie ihre Farbe angeflickt hat. Fort mit dem Schwindel, ihr, die ihr in Norddeutſchland von ihm noch nicht gelaſſen! Fort mit ihm ins Feuer und die Fahne hochgehalten, die bei Roßbach und Leuthen geſegnete Schlachten ſchlug, die bei Leipzig und Waterloo das Beſte that und mit der Befreiung Schleswig-Holſteins die Befreiung Deutſchlands begann.

Regierungsrath Häpe von den Preußen aus Sachſen verwieſen, zwei verwandte Geiſter mit ihm. Wohin man hört, Billigung der Energie, die reinen Tiſch macht, gerade in Betreff jener Perſönlichkeit. Aus dem Reußiſchen gebürtig, als Student Schwärmer für Freiheit und nationale Einheit, Dirigent der innern Verbindung der Markomannen, dann plötzlich umgeſchlagen, und als brauchbares Subject durch den frömmelnden und eifrig öſterreichiſch geſinnten Advocaten Schellwitz bei Miniſter v. Falkenſtein als Amanuenſis untergebracht, erwarb er ſich als Redacteur der „Fackel" in der Reactionszeit nach 1848 und ſpäter als Vorſtand des Beuſtſchen Preßbureaus einen Ruf der Art, daß ſelbſt unſer zahmer Landtag ſich einmal veranlaßt fand, gegen ihn aufzutreten. Jetzt ſoll er ſich als Berichterſtatter über ſächſiſche Zuſtände ſeinem Meiſter und Gebieter jenſeits der Grenze nützlich zu machen verſucht haben.

Unſere Himmelblauen bei Münchengrätz mitgeweſen und ſich, wie zu erwarten, tapfer gehalten. Arme Burſchen, die ſich für die katholiſche Politik unſeres Hofes todtſchießen laſſen!

Das niedere Volk glaubt bis dieſen Augenblick nicht an die preußiſchen Siege. Möge ihm die bevorſtehende Hauptſchlacht den Schleier von politiſchem Aberglauben, der ihm über den

Augen hängt, recht gründlich zerreißen! Das baieriſche Geſpenſt wenigſtens ſcheint aus ſeinen Hallucinationen verſchwunden, ja man kann ſchon Leute mit dem Finger des Tiefblicks an der Naſe flüſtern hören, mit denen in Baiern da unten ſei es nicht richtig, ſie warteten und zögerten, um nach Befinden mit dem Preußen zu gehen und zu theilen — womit die blinde Henne vielleicht ein Körnchen Wahrheit gefunden, wahrſcheinlicher aber nur Unbehülflichkeit für Unzuverläſſigkeit angeſehen hat.

Spät Abends noch will ein kleiner, geſchwinder Herr auf der Börſenhalle eine Hauptſchlacht, und zwar eine für Preußen glücklich ausgefallene, verkünden können. Man ſoll es heute Mittag in Halle aus amtlichem Munde erfahren haben. Warum denn nicht auch hier? Es wird alſo nichts daran ſein. Dagegen war das vor einigen Tagen umlaufende Gerücht, daß Dresden mit Schanzen umgeben werde, begründet, und auch die Bergleute, von denen dabei die Rede, ſind Wirklichkeit geweſen. Schade um die ſchöne Stadt, welche ſo unter Umſtänden, die fern bleiben mögen, noch einmal erleben könnte, was ihr die thörichte Politik der in ihr Reſidirenden im ſiebenjährigen Kriege zuzog.

Sonntag, 1. Juli. Das Telegraphenamt für den privaten Depeſchenverkehr geſchloſſen. Damit wieder einmal Verengerung des Geſichtskreiſes und infolge deſſen Bedenken, Grübeln, Gerüchte, unheimliches, beklommenes Gefühl. Gewiß iſt, daß man in den weſtlichen Stadttheilen angewieſen worden iſt, ſich auf Einquartierung gefaßt zu machen, und es heißt, daß drittehalbtauſend Mann erwartet werden. Als aus guter Quelle ſtammend giebt ſich die Nachricht, daß in Dresden der Belagerungszuſtand verkündigt worden. Mit den Parlamentswahlen in Sachſen wäre es ſomit wohl nichts, und das iſt, näher beſehen, kein Unglück. Um von einer ſolchen Maßregel

guten Erfolg in unſerm Sinne zu gewinnen, bedarf es, dünkt mich, noch einer ganz andern Reinigung der Luft von den faulen Dünſten, welche das Beuſtſche Regiment über das ganze Land verbreitet hat, und einer viel mächtigeren Aufrüttelung und Erhebung der Gemüther, als ſie die erſte Woche des Krieges, die raſche Schlagkraft Preußens, die zu Tage tretende Inferiorität Oeſterreichs und die Flucht unſeres Hofes und unſrer Regierung aus ſcheinbar ſtarker Poſition bewirkt haben.

Mindeſtens eine für Preußen ſiegreiche Hauptſchlacht iſt noch nöthig, um mit der feindlichen Armee auch die an ſie geknüpften Hoffnungen niederzuwerfen und den dem Parlamentsgedanken Geneigten ihre Bedenken und Befürchtungen zu benehmen, und ſelbſt dann wird es noch ſchwer halten, andere als Minoritätswahlen zu Stande zu bringen, deren Bedeutung ſich überdieß durch die nicht zu leugnende Thatſache mindern müßte, daß ſie umgeben von Bayonnetten — die Gegner werden ſagen: fremden Bayonnetten — ſtattfinden würden.

Bis vor Kurzem ſtand dieſe Frage ungefähr folgendermaßen. Das Volk in den kleinen Orten nnd auf dem platten Lande faſt ausnahmslos indifferent gegen alle Politik, ohne irgend welchen Begriff von den großen Fragen des Tages, „gemüthlich" hinvegetirend in der Alltäglichkeit. Wenn es hochkam, ſo waren dieſe Kreiſe durch Turner- und Sängerfeſte mit einigen national klingenden Stichworten bekannt geworden und durch eine gelind liberale Localpreſſe auf ein wenig Schimpfen gegen die Junker in Berlin und Beelzebub Bismarck dreſſirt, gegen den gehalten Herr v. Beuſt ſelbſtverſtändlich der menſchgewordene Liberalismus war. Beſonderer Haß gegen Preußen in dieſen Schichten nicht vorhanden, ebenſo wenig beſondere Liebe zu Oeſterreich, der Gedanke an Deutſchland, wo er überhaupt hier lebte, eine dunkle nebelhafte Vorſtellung mit ein paar helleren Punkten, Erinne-

rungen von 1848, Nachklängen der Leipziger Octoberfeier u. dergl. Zur Regierung ſtand man gleichgültig, ſie regierte eben, und man ließ ſich regieren, wie Vater und Großvater auch gethan. Nicht ſehr viel Beſſeres war in den großen Städten und in den Fabrikorten von Bedeutung zu bemerken. Hier gab es allerdings einiges Parteileben, allein es traten dabei zwar manche wohlgeſinnte und achtungswerthe Charaktere, aber kein irgendwie die Mittelmäßigkeit überragendes Talent und niemals ein beſonders energiſcher Wille hervor. Wir hatten eine Fortſchrittspartei, aber nur einen kaum bemerkbaren Fortſchritt in dem, was über das materielle Intereſſe hinausging. Wir hatten ein paar Hundert Mitglieder des Nationalvereins, deren Führer, meiſt Advocaten, wenigſtens Juriſten, es gelegentlich zu einer hübſchen kleinen Demonſtration, einer Reſolution, einem Proteſt oder einem ähnlichen von der Partei und ihren Zeitungen für bedeutungsvoll gehaltenen, im Grunde aber harmloſen Scherze brachten, und die den Verein als Selbſtzweck anſahen. Wir hatten endlich einen Landtag, in Bezug auf deſſen Verhandlungen man in der Regel wohlthat, das Lächeln nachzuahmen, mit dem ihm der Miniſter v. Beuſt gegenüber zu ſtehen pflegte. Die Beamtenwelt war zum großen Theil in allen Stücken gehorſamſt bereit, zu thun, was ihr in Dresden vorgeſchrieben wurde, und trug ſächſiſchen Patriotismus zur Schau, bis es ihr oberſter Vorgeſetzter gerathen fand, daneben deutſchen ſpielen zu laſſen, wo denn von Seiten der Herren auch damit aufgewartet wurde. Die Offiziere immer ſtramm ſächſiſch. Dresden Beamten- und Bedientenſtadt, bis auf wenige Unabhängige, unter denen einige ſehr tüchtig, voll Verehrung vor dem großen Staatsmanne, der des Landes Geſchicke lenkte, und voll Ehrfurcht vor der Regentenweisheit hinter der katholiſchen Kirche, zuletzt auch voll Haß gegen Preußen und ſeinen Cavour, der

allerhand ſchlimme Dinge im Schilde führte, den deutſchen Bund nicht normal fand, die rautengrüne Gemüthlichkeit durch Rendsburg geſtört hatte und ſie weiter zu ſtören drohte. In der ganzen Lauſitz, in Freiberg und Zwickau ähnliche Verhältniſſe. In Chemnitz, Glaucha, Plauen und anderen größeren Fabrikſtädten mehr Liberale und Nationale, mehr Wohlwollen gegen Preußen, aber gleich heftiger Verdruß über die „Junkerherrſchaft" und die „Beugung des conſtitutionellen Rechtes" in Berlin, gegen die in Volksverſammlungen mitunter recht unklug declamirt wurde. Noch etwas beſſer in Leipzig, wo viele Nichtſachſen anſäſſig geworden ſind und der Kaufmannsgeiſt Manches praktiſcher auffaßt als anderwärts. Hier neben einem nicht ſehr ſtarken „Patriotiſchen Verein" mit rein Dresdeneriſcher Anſchauung der Welt und neben einer Rotte von Preußenhaſſern aus roth demokratiſchen oder andern unreinlichen Gründen Preußenfreunde von commerzieller, von nationalvereinlicher und ſelbſt von unitariſcher Schattirung in ziemlicher Menge. Die ungeheure Mehrzahl war gleichgültig. Unter den Andern war viel doctrinäres Weſen, viel Pickwickierthum. Die zahlreich beſuchten Volksverſammlungen bewieſen nicht viel wirkliches politiſches Intereſſe und Leben. Sie „machten nur Bäckerrauch". Man pflegte ſich mit den üblichen Redensarten zu ſpeiſen, ſchrie Bravo, half ein paar prächtig drappirte Reſolutionen faſſen und ſetzte ſich dann mit dem Bewußtſein, eine That fürs Vaterland verrichtet zu haben, zu ſeinem Abendſchoppen.

Jetzt hat ſich die Sache in Leipzig und Umgegend etwas anders geſtellt. Das niedere Volk iſt namentlich da, wo in einer Familie der Vater oder ein Sohn gedient hat oder gar mit der Armee vor den Preußen ſteht, voll Haß gegen dieſe, denen man auch den Druck der auf Gewerbe und Verdienſt laſtet, zuſchreibt, und für deren Kampf gegen Oeſterreich und für

Deutſchlands Zukunft man kein Verſtändniß hat. Was von dieſer Schicht übrig bleibt, käme aus Faulheit und Einfalt nicht zu der Wahlurne. Ein ſehr erheblicher Theil des gebildeten Mittelſtandes wäre durch ein mäßiges Einlenken in Berlin dem Landtage gegenüber zu gewinnen und durch einen entſcheidenden kriegeriſchen Erfolg zu ermuthigen. Manchen ſind bereits die Augen aufgegangen. Nur wenige von dieſer Klaſſe fürchten ſich geradezu vor dem Preußiſchwerden, ſehr wenige haben meines Erachtens etwas gegen die Forderungen, welche Preußen an unſre Könige und Herzöge gerichtet hat, aber die Mehrzahl bilden alle dieſe zuſammengenommen bis jetzt noch nicht. Es wäre daher wohl gut, wenn man in Berlin mit einer Befragung des Volkes durch Parlamentswahlen ſich noch eine Weile gedulden könnte. Die vis inertiae, der man jetzt dabei begegnen würde, iſt nun einmal eine Kraft, die auch in die Rechnung gehört, wenn ſie richtig ſein ſoll.

Nachmittags ſpät noch einmal den Durſt nach Neuigkeiten am Brunnen der Börſenhalle zu ſtillen verſucht, aber die Quelle noch immer verſtopft gefunden. Nichts da von Telegrammen. Da kommt H. plötzlich mit großem geflügelten Botenſchritt herein: „Meine Herren, neuer glänzender Sieg der Preußen!“ Sprichts und zieht ein ſoeben ihm von dem Briefträger aus Berlin zugekommenes Extrablatt aus der Bruſttaſche, welches die Erſtürmung von Gitſchin meldet. Starke Poſition, Verluſt der Preußen erheblich, Verluſt der Kaiſerlichen gegen viertauſend Mann. Die ſechs Tage, ſeit der Krieg begonnen, müſſen ihnen zuſammen ſchon über zwanzigtauſend gekoſtet haben. Sämmtliche preußiſche Heere jetzt vermuthlich vereinigt. Wacker gemacht und mehr davon, ſagen wir in der Zuſchauerloge unwillkürlich. Dann aber ſchämen wir uns wieder, nicht ſelbſt mitthun zu dürfen.

Während die Preußen in Böhmen raſch Terrain gewinnen, erwerben ſich ihre Kameraden hier faſt ebenſo raſch die Gunſt des Publicums. Immer häufiger ſieht man Unteroffiziere und Gemeine in Begleitung von Civiliſten, oft Arm in Arm mit ihnen auf der Straße, und auch die Offiziere, ſelbſt die von der Garde, ſcheinen zu gefallen. Gewiß iſt wenigſtens, daß ſie dem Bilde, welches Public Opinion ſich von einem preußiſchen Gardeleutnant gemacht, nicht entſprechen. Unſer Gardeleutnant war ein Gemiſch aus Miles gloriosus, Modekupfer und Krautjunker. Gang Kikerikihahnſchritt, Wuchs Wespentaille, Augen Klemmerglas, Sprache Genäſel mit Säbelgeraſſel, Benehmen ſuffiſant und inſolent. Wo es raucht, giebts auch ein Feuer. Es wird alſo wohl irgendwo ſolche Gardeleutnants geben oder gegeben haben. Die unſrigen hier in Leipzig gehören zu dieſer Spezies nicht. Es ſind ruhige, etwas zugeknöpfte Leute von einfachen Manieren und männlicher Haltung, die, je genauer man ſie ſich betrachtet, deſto mehr Vertrauen auf ihre Leiſtungsfähigkeit einflößen. Nichts von Säbelgeraſſel. Unſere reitende Communalgarde leiſtet darin beträchtlich mehr. Nichts von Renommage. Ich glaube, ſie überlaſſen das ihren Gegnern. Auch nichts von Modekupfer und Wespentaille. Ja, wenn man ſie ſich ganz aus der Nähe beſieht, könnte man faſt meinen, ſie ſeien Menſchen wie Unſereins. Möge unſern Leipzigern noch recht lange Gelegenheit gegeben ſein, ſie ſich ſo ganz nahe zu beſehen. Die guten Folgen für die Aufklärung ihrer Begriffe werden nicht ausbleiben.

Montag, 2. Juli. Früh noch immer der private Telegraphenverkehr gehemmt. Desgleichen Nachmittags. Von Wien aus, welches bisher nach allen Richtungen Siegesnachrichten ausgeſtrahlt, das Zugeſtändniß, daß man in Böhmen den Rückzug angetreten. Unſere Oeſterreicher hängen die Köpfe.

Sonſt nichts Neues. Die angeſagte Einquartierung nicht eingetroffen.

Dienstag, 3. Juli. Heute Morgen alarmirende Nachrichten gleich beim Kaffee. Das Dienſtmädchen hat es von der Chriſtel neben an, die es wieder von der Milchfrau hat. „Die ganze Geſchichte von den Preußen" iſt nicht wahr, die Sachſen und die Kaiſerlichen haben allenthalben geſiegt, und das alte baieriſche Geſpenſt iſt auch wieder auf dem Platze. „Fünfundzwanzigtauſend Baiern", ſo meldet der Barbier, „ſind in Gotha eingerückt und haben den dortigen Herzog fortgejagt". Die Sache wird vom Kohlgärtner Fritſche beſtätigt, der es aus den „Leipziger Nachrichten" herausgeleſen hat, und der mir's vergnügt zum Fenſter heraufſchreit. Er weiß auch, daß „die gelbe Linie" (ſoll ſächſiſche Linieninfanterie von der Brigade mit gelbem Kragen und Aufſchlag bedeuten) die Preußen bei Münchengrätz oder wie das Ding da drüben heißt (dabei wies der Erzähler nach Südweſten ſtatt nach Südoſten) tüchtig mithat verknütteln helfen, und daß Benedek die Kommandanten von Joſephſtadt und Thereſienſtadt wegen Verrätherei hat vor den Kopf ſchießen laſſen". — „In höchſtens acht Tagen haben wir hier baieriſche Einquartierung", ſchloß dieſer patriotiſche Schlaukopf nach verſchiedenen andern derben und weiſen Proben ſeiner Geſinnung und Kenntniß ſeinen Bericht.

Ein Geſchäft führte mich ſchon am Vormittag in die Nähe der Börſenhalle. Ich ſah auf einen Sprung nach, ob an den erwähnten Gerüchten etwas Wahres, und fand, daß die Baiern in Schleuſingen ſein ſollten. Sonſt nichts als weitere Beſtätigung des preußiſchen Erfolges in Böhmen und von Wien halbe und ganze Zugeſtändniſſe, daß man vor den Preußen zurückweichen gemußt. Die neue Einquartierung iſt noch immer nicht da. Aber man richtet die große Bude, welche vom Woll-

markt her noch auf dem Roßplatze steht, zu einem Stalle für Kavallerie — es heißt in der Stärke von zweihundertundfünfzig Pferden — her, und für das von den Preußen verlangte Lazareth werden das kleine Militärhospital am Rosenthal, das Waisenhaus und das Armenhaus in der Dresdener Vorstadt, lauter sehr bequeme, geräumige und wohlgelegene Gebäude, bereit gemacht. Auch eine Batterie Artillerie soll in die Stadt verlegt werden. Man spricht davon, daß unter dem Volke, von Dresden her colportirt, eine neue Proclamation unserer Wettinischen Majestät umläuft, und K. wollte sie hier bei jemand gesehen haben. Wenn man dergleichen doch unterlassen wollte. Soll nicht einmal leidlich stilisirt sein und ist darum wahrscheinlich unecht.

Nachmittags auf einen Augenblick ganz in der alten guten Zeit. Drei wirkliche und wahrhaftige Extraposten mit blasenden Postillonen zum Grimmaischen Thore hinaus, wie ich höre, nach Chemnitz, und zu gleicher Zeit ungefähr echte alte Frachtwagen in derselben Richtung abgefahren, vierspännig, rothe Tuchlappen und Messingkämme an den Kummeten der Gäule, ein kleiner tombackner Pferdekopf als Sattelknopf am Sattel des einen Stangenpferdes, der „Feierbursche", der das Gespann nach Herkommen bis zur nächsten Schenke vor der Stadt führt, der unausbleibliche Spitz in der Schoßkelle, etliche hundert Schritt hinterher in blauer Blouse der Fuhrmann mit seiner Geldkatze — mit einem Worte: Auferstehung der Todten, wie sie leibten und lebten. Nächstens sehen wir vermuthlich auch den Musterreiter wieder auf seinem Klepper, und wenn das so fort geht, tragen wir in etlichen Wochen Zöpfe und Haarbeutel, was der ehemals — ehemals! wie rasch man doch lebt! — in Dresden residirenden Politik wahrscheinlich ganz recht sein würde.

Abends bei E. zum Souper. Die anderen von der Gesellschaft auch fast alle dabei. Das Gespräch kam vom Kriege auf die Wahlen zum Parlament. Die Leute waren fast ohne Ausnahme jetzt noch preußischer gesinnt als früher. Aber nach dem, was man sonst hier zu hören bekam, würde, wenn jetzt die Wahlen ausgeschrieben würden, von den Herren kaum einer sich betheiligen. Der eine äußerte, die Sache ginge gegen seinen Unterthaneneid, und was man auch gegen politische Eide sagen könnte, er käme darüber nicht hinweg. Ein anderer fand es nutzlos, sich mit etwas zu bemühen, von dem die ungeheure Majorität sich fern halten würde. Wieder andere brachten weitere Einwendungen — meist wohl nur Verdeckungen ihrer Scheu vor den Folgen kühnen Hervortretens — vor. Ziemlich alle waren darin einig, daß eine jetzt schon erfolgende Anordnung von Parlamentswahlen in Sachsen ein politischer Fehler sein würde. Ich konnte ihnen hierbei nur Recht geben.

Mittwoch, 4. Juli. Früh hörte ich im Hofe den Maurer, der da die Wand ausbesserte, sich mit einem Dienstmädchen über die Preußen unterhalten. „Ja, sehen Sie, Mine, die Preußen, die kann ich alle 'naus bringen. Das ginge ganz fix, wenn ich nur wollte". — „Na, Sie wären mir einer dazu. Sie allein doch nicht". — „Ja, ich ganz allein, aber nicht lebendig. Lebendig kommen sie nicht 'naus bei mir". — „Nun, das möcht' ich wissen, wie Sie das andrehen wollten". — „Ganz leicht, 's wird unterminirt". — „Na, das können Sie doch auch nicht allein". — „J, das kann ein Junge von zehn Jahren. Da macht er ein Loch, und da legt er einen Schwefelfaden hinein, und wuff! da gehen sie alle in die Luft". — Mine machte große Augen und schien sich vor dem Tausendkünstler zu fürchten.

Bald nachher kam ein andrer Maurer mit der Nachricht, daß diese Nacht preußische Reiterei eingerückt sei und noch

Artillerie kommen werde. „'s iſt der Baiern wegen, welche ſchon an der Stahlbrücke (ſo verſtand ich) bei Chemnitz ſtehen. Und in Böhmen ſind die Preußen auch geſchlagen, und Benedek rückt ſchon auf Dresden los". Ein Dritter ſtellte ſich dazu und berichtete aus ſeinem Wiſſensvorrath, daß die Preußen ſeit Münchengrätz „furchtbaren Dampf" vor den Sachſen hätten. Freilich wäre dort aber auch die ganze Brigade Prinz Max aufgerieben worden, und von den Gardereitern wären auch nicht viele mehr übrig. Ein Vierter beſtätigte den Sieg Benedeks. Es käme davon nur nichts in unſere Zeitungen, weil ſie's nicht bringen dürften. Hätte doch ſelbſt der Biedermann bei Brockhauſen, der doch preußiſch genug wäre, ſeine vier Mann Garde vor der Thür, die keine Depeſche zu ihm hineinließen, welche ihnen nicht in den Kram paßte. Was ſich das Volk erzählt! Und wie es in einem ſolchen Kopfe ausſehen mag! Nicht einmal das Nächſtliegende von alledem, die Kavallerie, die angekommen ſein ſollte, beruht auf Wahrheit.

Nachmittags. Jubilate und Quaſimodogeniti! Um vier Uhr hält eine raſch daher jagende Droſchke vor dem Hauſe. Drinnen weht einer mit dem Taſchentuch. Es iſt L—f. Herauf die Treppe. „Sieg — Hauptſchlacht — großer vollſtändiger Sieg unſrer Preußen. Gelobt ſei Gott". Raſch den Rock an, Hut auf und mit dem Wagen in die Stadt. Erſte Beſtätigung die große weißundſchwarze Freudenflagge vor dem Fenſter des Hotel de Bavière, wo der Commandant wohnt. Dann in die Börſenhalle, die voll wie die Kirche, und wo zwei Nachrichten die Freudenbotſchaft des guten Jungen von der Salomonsſtraße wiederholen — ſchwarz auf weiß und amtlich. Abends noch weitere Bekräftigung aus Berlin. Wie berauſcht gingen wir Freunde Preußens umher. Auch der Vorſichtige, deſſen Schutzpatron der heilige Apoſtel Thomas iſt, darf jetzt voll aufathmen.

Hoch unſern Helden von Sadowa! Hoch das herrliche Kriegsheer Preußens! Und ein Hoch auch dem, der es zu ſolcher Trefflichkeit umgeſchaffen — König Wilhelm, bald Wilhelm, König der Deutſchen!

Vierte Woche.

Mittwoch, 4. Juli, Abends. Zu der großen Freudenbotſchaft von Sadowa, von welcher mattherzig nach Ruhe und behaglicher Alltäglichkeit verlangende Philiſter und ſanguiniſche Börſenvögel ſich ſchon den Frieden verſprechen, iſt im Laufe des Tages noch eine kleine getreten, die Gerechten und Ungerechten gleich lieb ſein wird: der Telegraph darf dem Privatverkehr wieder dienen. Gar nicht hübſch und liebenswürdig dagegen findet man es, und gar nicht in den ſtillen Gang der moraliſchen Eroberungen preußiſcher Humanität in Leipzig paßt in der That das heute auf Befehl von Dresden her erfolgte Verbot von Keils „Gartenlaube". Es mag conſequent ſein, das in Preußen verbannte Blatt überall zu verbannen, wo Preußen gebietet. Opportun aber iſt die Maßregel gewiß nicht und billig ebenſo wenig. Daß die Redaction vor circa vier Jahren die Tactloſigkeit hatte, einen einfältigen und ungebührlichen Artikel über den Untergang der „Amazone" zu bringen, ſollte man ihr nicht nachtragen. Was ſie ſeitdem zwiſchen den Zeilen leſen ließ, iſt Liberalismus von der ungefährlichen waſſerblauen Sorte und ſicher eher ein wenig preußiſch als öſterreichiſch-particulariſtiſch. Hoffentlich beſinnt man ſich bald und nimmt die Verfügung zurück. Preußen hat unter unſern Philiſtern immer noch Gegner genug, die nur die Furcht ſchweigen läßt, es braucht deren Zahl nicht durch die hundert Arbeiter, die

durch Unterdrückung des Keil'schen Unternehmens brotlos werden, und durch die Hunderttausende zu vermehren, die dadurch ihre Sonntagslectüre einbüßen. Wiederholt hörte man schon sagen: „Seht Ihr's, da hätten wir eine Probe von den Segnungen, die uns unter Eurem preußischen Regimente bevorstehen", und wenn das so bleiben sollte, könnte man wirklich zu solchen Vorwürfen schweigen müssen. Ich meine aber, Bismarck denkt billiger und praktischer als der Herr v. Wurmb.

Heute Nachmittag wäre der Krieg denn auch in seiner finstern und schrecklichern Gestalt in unser Leipzig eingezogen. Etwa um fünf Uhr ist der erste Transport der für unsre Lazarethe bestimmten Verwundeten, circa zweihundert Mann, auf der Verbindungsbahn eingetroffen und in dem neuen Waisenhause am Johannisthale untergebracht worden. Die Leute, wie es heißt, größtentheils Oesterreicher und fast alle nur leicht blessirt, sind unangemeldet gekommen, und so soll fast nichts als die Betten für sie bereit gewesen sein. Andere wollen diese wenig genügende Fürsorge mit Nachlässigkeit und Unbehülflichkeit des Rathsmitgliedes erklären, welchem die Angelegenheit obgelegen. Morgen wird es ohne Zweifel besser stehen, und übermorgen schon wird die hülfreiche Gutherzigkeit unsrer Leipziger den Mangel in Ueberfluß verwandelt haben.

Noch eine Nachricht von einiger Bedeutung, ein Schatten aus dem süddeutschen Nebel. Die Baiern kommen wirklich und wahrhaftig in Bewegung. Sie rücken auf Saalfeld los — feierlich, langsam, wie sich selbst ihre hiesigen Freunde die Sache vorstellen, einen endlosen Zug von Bierwagen hinter jedem Bataillon, den ich, wenn mir die Ehre beschieden wäre, ihnen den Unfug zu legen, als den Lebensnerv dieses Fittichs der schwarzrothgoldnen Reichsarmee meinen gezognen Kanonen zum ersten Zielpunkt empfehlen würde. Denke übrigens, sie werden

ſich auf die Nachrichten aus Böhmen hin eines Beſſeren beſinnen und wieder Rechts umkehrt machen, um ihr Bier in der Kühle daheim weiter zu trinken.

Donnerstag, 5. Juli. Am Vormittag ein Gang nach den Lazarethen, zuerſt nach dem im Waiſenhauſe, auf dem man ſchon von fern die weiße Fahne mit dem rothen Kreuze wehen ſieht. Ein zweiter Transport von Verwundeten, der vorzugsweiſe Preußen gebracht hat, iſt, wie man hört, in der Nacht angekommen. Es ſind wieder meiſt Leichtbleſſirte. Viele gehen oder liegen im Garten umher oder ſtehen am Eiſengeländer deſſelben und unterhalten ſich mit dem hier in dichten Gruppen verſammelten halb neugierigen, halb theilnehmenden Publicum. Man ſieht alle Waffengattungen unter ihnen: hechtgraue Jäger mit der häßlichen, aber praktiſchen Klappenmütze der kaiſerlichen Infanterie, dunkelblaue Huſaren mit gelben Schnüren auf den mit Krimmerpelz verbrämten Dolmans, Weißröcke von der Linie, Ungarhoſen, auch eine braune Montur mit niedriger Fellmütze, wohl einer von der öſterreichiſchen reitenden Artillerie; weiterhin zwei rothe preußiſche Huſaren, ſowie ein Dutzend Musketiere, endlich auch einen ſächſiſchen Jäger aus Reudnitz oder Neuſchönefeld und oben am Fenſter die Mütze eines von unſern Reitern.

Die Kaiſerlichen ſehen ſehr wenig nach dem „deutſchen Bruder" aus, den uns unſere Phraſendreher vor Ausbruch des Krieges als Schreckbild entgegenſtellten. Sie ſind Menſchenbrüder und jetzt ſelbſtverſtändlich als ſolche von uns zu behandeln. Aber die Wahrheit zu geſtehen: die meiſten erinnern mit ihrer Geſichtsbildung mehr an Hunnen und Tartaren als an unſer Blut, und nur wenige ſind im Stande, ſich einigermaßen mit der deutſchredenden Neugier außen vor dem Gitter zu verſtändigen. Soweit ſich die Leute im Garten befinden,

ſind ſie vorzüglich an den Händen verletzt. Doch begegnet man auch Hinkenden und einigen verbundenen Köpfen und Geſichtern unter ihnen. Alle Kaiſerlichen, denen ich zuhörte, ſprachen mit Schrecken von der furchtbaren Wirkung des Zündnadelgewehrs und gaben zu, daß ſie maſſenhafte Verluſte erlitten und total geſchlagen worden. Im Uebrigen ſchienen ſie ziemlich vergnügt, nicht mehr mitthun zu müſſen, wogegen mehrere Preußen ungern umgekehrt zu ſein und die Zeit kaum erwarten zu können erklärten, wo ſie wieder zu ihrem Regiment ſtoßen und „wieder draufgehen" dürften — ein Gegenſatz von Entmuthigung und Gehobenheit, der recht bezeichnend für die Lage der Dinge iſt und auch für die Zukunft Gutes hoffen läßt. Einer von den Sachſen hat erzählt, die Oeſterreicher hätten, als ſeine Brigade — wo, wußte Referent nicht — gegen die Preußen vorgerückt, die ſächſiſche Infanterie, vermuthlich wegen ihrer Mützenform, für feindliche gehalten und auf ſie geſchoſſen, und als die Offiziere, um das Mißverſtändniß zu heben, mit weißen Taſchentüchern gewinkt, hätten die Preußen ihrerſeits wieder gemeint, die Sachſen wollten zu ihnen übergehen, dann aber, als ſie von denſelben angegriffen worden, Verrath geſchrien und keinen Pardon geben wollen.

Später nach dem Hoſpital am Exercierplatze, wo ich Doctor N. ſprach. Es ſind circa anderthalb hundert Mann hier, darunter ebenfalls einige Sachſen. Faſt alle nur leicht verwundet, auch blos Erkrankte dabei, namentlich mehrere, die an den Augen leiden. Abgeſehen von einem, der dieſen Morgen trepanirt worden, und dem man einen Knochenſplitter aus dem Gehirn gezogen, ſollen alle außer Gefahr ſein. Im Ganzen haben wir jetzt ungefähr ſechshundert von ihnen in der Stadt, und es heißt, daß heute noch ein Zug angekündigt iſt, für den man in aller Eile das Armenſpittel räumt. Die Barmherzig-

keit und das hülfreiche Gemüth der Leipziger ist neben der bloßen Pflicht überall, wohin man sieht und hört, in Bewegung und Arbeit für sie. In vielen Familien sind die Frauen eifrig mit Bereitung von Verbandstücken und Erfrischungen beschäftigt, Comités treten zusammen zur Unterstützung der Behörden, Geldsammlungen haben begonnen, und selbst kleine Kinder sah ich vor den Häusern Charpie zupfen. Auch unsere Aerzte und die Mediciner der Universität thun rührig und unverdroffen ihre Schuldigkeit.

Auf der Börsenhalle neue erfreuliche Kunde von der Entscheidungsschlacht bei Königgrätz, wie der Kampf bei Sadowa und an der Bistritz jetzt sich nennt. Immer prächtiger und ausgiebiger entfaltet die Hand des Telegraphen den schönen Sieg. Erst achtzehntausend Gefangne und einige fünfzig erbeutete Geschütze, mit dem nächsten Telegramme zwanzigtausend von jenen und hundertundsechzehn von diesen, zuletzt volle hundertundzwanzig eroberte Kanonen treten aus dem sich verziehenden Pulverdampfe und dem Getümmel der Verfolgung heraus. „Ein stolzer Tag in Preußens Heldenbuch, möge er zugleich ein gesegneter für uns draußen sein!"

Noch nicht lange hatte ich mich mit diesem Wunsche in etwas prosaischerer Fassung von Freund Leppoc verabschiedet, als ich an der Promenade K. und W. traf, die sich mit bedenkenerweckender Miene unterhielten. „Was haben Sie denn? Die Schlacht ist doch wirklich gewonnen und glorreicher als wir gestern meinten". — „Ja, schon recht, ungeheurer Sieg, aber wissen Sie das Neueste?" — „Nun?" — „Infolge der Niederlage bei Königgrätz Venetien an Napoleon verschenkt und derselbe ersucht, nach den in seinem Briefe an Drouyn de l'Huys niedergelegten Ansichten den Frieden mit Italien und Preußen zu vermitteln. Wie gefällt Ihnen das?" — „Nicht möglich!" —

„Steht im Moniteur. Da, leſen Sie", womit W. mir eine ſoeben bei der „Deutſchen Allgemeinen" eingegangne Depeſche hinhielt.

Im erſten Augenblicke war ich ſprachlos vor Schreck und Erſtaunen. Nur die ſchwarze Seite des Ereigniſſes präſentirte ſich. In dem Briefe Napoleons ungefähr alles, was wir nicht wollen, und wenig von dem, was wir wollen. Oeſterreich in Deutſchland eine Macht, im Weſten eine engverbundene Gruppe von deutſchen Mittelſtaaten, die einen Rheinbund im Schooße tragen würde, Preußen mit ein paar Annexionen arrondirt, mit denen man nur, wenn ſie nicht Alles ſein ſollten, zufrieden ſein könnte. Das Haus Habsburg bezahlt mit ſeinem letzten Stück Italien die Hülfe des Franzoſenkaiſers, um Deutſchland nicht von der Kette laſſen zu müſſen, die es an ſeine Intereſſen feſſelt, es ſchwächt ſich durch die Abtretung nicht, ſondern ſtärkt ſich für ſeine Aſpirationen im Norden, es kümmert ſich nicht entfernt um die Glieder der Liga, die ſich ihm dort angeſchloſſen, ſondern macht ſeinen Frieden nach ſeinem Intereſſe und Belieben. Kein Verſtändiger konnte das anders erwarten, und doch iſt man überraſcht, geradezu verblüfft vor dieſem Schachzuge der Hofburg.

Aber wie in Preußen? Auf welchem Wege wird Graf Bismarck die neu aufgetauchte Klippe umſchiffen? Wird König Wilhelm feſt bleiben? Victor Emanuel dem Bündniß mit Preußen treu? Iſt dieſes Bündniß überhaupt der Art, daß ein ſolcher Fall direct oder indirect vorgeſehen iſt, und daß der König von Italien den Krieg fortſetzen muß, ſo lange Preußen ihn fortſetzt, wenn er nicht den Ehrennamen des Re Galantuomo verſcherzen will? Haben wir endlich für den ſchlimmſten Fall an Rußland einen Bundesgenoſſen, Polen wegen, und wöge

der ein etwaiges Hinauftreten Frankreichs auf die Wagſchale des zu leicht erfundenen Oeſterreich auf?

Mit ſolchen Fragen und in ſolcher Unſicherheit trennten wir uns, und die ſpäter noch eingegangene Nachricht, daß Gablentz mit ſeinem Auftrag, um Waffenſtillſtand zum Zwecke von Verhandlungen zu erſuchen, vom König rundweg abgewieſen worden, vermochte die gedrückte Stimmung, welche die neue Intrigue hervorgerufen, nicht gänzlich zu beſchwichtigen. Was geſchehen ſollte, glaubte man zu wiſſen, was geſchehen würde, konnte man kaum ahnen. Sorgenvoll wanderten beim Heimgehen die Gedanken hin über die abendlichen Gefilde zu den Königen in unſern Lagern, und rathlos kehrten ſie wieder.

Freitag, 6. Juli. Es wird heller. Man ſieht nun auch die Lichtſeite der neuen Wendung der Dinge, und faſt ſchämt man ſich ſchon der geſtrigen Niedergeſchlagenheit. Ein preußiſches Herz wird anderes empfunden haben, gleich von Anfang an, und Gott Lob! ich komme jetzt auch über den Berg. König Wilhelm iſt, wie ſehr unſere wohl unterrichtet ſein Wollenden in ihrer Aberweisheit auch das Gegentheil prophezeiten, bis jetzt feſten, aufrechten Ganges auf das Ziel zugeſchritten, das auch unſer heißer Wunſch iſt. Die Berechnungen ſeines Miniſters ſind, ſoweit ſie der Laie in politiſcher Mathematik verfolgen kann, eine nach der andern eingetroffen, er wird auch den neuen Factor nicht unberückſichtigt gelaſſen haben. Die Generale, die Intelligenz und die Tapferkeit der Truppen, die Hinterladungsgeſchütze und die Zündnadelflinten Preußens haben mit einer Raſchheit und Vollſtändigkeit, die an Wunder grenzt, niedergeſchmettert und zertrümmert, was vielen als unüberwindliches Hinderniß vor unſern Hoffnungen erſchien. Der preußiſche Staat nicht erſchöpft von der Anſtrengung, die das koſtete, im Gegentheil moraliſch geſtärkt durch den Erfolg, das

Volk mächtig gehoben, der König umstrahlt von der Glorie eines Sieges, wie selbst der große Friedrich ihn so gewaltig nicht erfochten — könnten sie sich an den halben Früchten genügen lassen, die man ihnen in Paris allein lassen zu wollen scheint? Italien wurde in der Hauptsache einig trotz der Abneigung Napoleons gegen die unitarische Idee. Der vorsichtige Kaiser hat dazu gegrollt, aber den Degen in der Scheide behalten. Ist es Ueberhebung, sanguinische Hoffnung, anzunehmen, er werde ihn auch nicht für die Grundsätze seines Briefes ziehen, zumal er hier unzweifelhaft einem Gegner stärker als Italien ins Auge zu blicken hätte. Das preußische Volk wird sich nichts abhandeln, das italienische sich nichts schenken lassen wollen, und ich denke, wir dürfen auf eine feste Antwort aus dem böhmischen und auf eine ehrliche aus dem lombardischen Feldlager hoffen, wenn der französische Unterhändler erscheint. Sie wagen's nicht, die Rothhosen, sich mit dem verfaulten, in allen Gliedern kranken Habsburg zusammenzuthun gegen den Kernstaat der deutschen Nation, und wenn sie's wagen, so ist zu erwarten, daß jeder rechtschaffne Norddeutsche seine Pflicht kennen und wissen wird, wo dann seine Stelle ist. Unter der schwarzweißen Fahne, die dann deutlicher wie je das Symbol der Unbeflecktheit und Untheilbarkeit des vaterländischen Bodens wäre. Wer da weiß, um was es sich dann handelte, und wer eine Muskete regieren kann — ein Hundsfott, wenn er sich nicht, nachdem der König gerufen, zur Einreihung in ein Bataillon stellt, dem diese Fahne voranweht!

(„Daß er eine Muskete regieren kann", so schrieb ich später nüchterner zu dieser Stelle des Tagebuchs, „daß er exercieren und manövrieren kann, wird von Wichtigkeit sein; denn mit der Begeisterung allein gewinnt man heutzutage keine Schlachten mehr".)

Gegen Mittag ſah ich an der Turnhalle Soldatenbettſtellen abladen und Leute von unſerm Gardebataillon — hoffentlich auch künftig das unſere — Haufen von Matratzen und Kopfkiſſen herbeitragen. Das Gebäude wird ebenfalls zu einem Lazarethe eingerichtet und ſoll dreihundert Betten aufnehmen. Es hieß, ſoeben ſei ein neuer Transport von Verwundeten ſignaliſirt, und als ich nach der Verbindungsbahn kam, war er bereits eingetroffen. Waggon auf Waggon entlud ſeine Laſt. Faſt nur Preußen, etwa zweihundert an Zahl, rothe Huſaren, einige Jäger, die das maſſenweiſe Gaſſe bildende Volk für Altenburger hielt, Linieninfanterie vom 50. und 67. Regimente, kamen ſie, von Kameraden aus den Wagen gehoben, truppweiſe und einzeln durch die Menge daher. Die Meiſten gingen und trugen ſogar Flinte, Torniſter und Helm ſelbſt. Einige ſtützten ſich hinkend auf Säbelſcheiden, Ladeſtöcke oder große rohe Knüttel. Etwa ein Dutzend wurden von Packträgern auf niedrigen Wagen, die mit Matratzen belegt waren, fortgebracht, darunter ein großer Feldwebel mit prächtig kriegeriſchem Geſicht, dem ſie am Nachmittag ein Granatſtück oberhalb des Knies herausnahmen. Alle in der Verfaſſung, wie ſie aus der Schlacht gekommen, beſchmutzt, zum Theil von Pulverrauch geſchwärzt, verbogene Helmſpitzen, roſtige Gewehre, aufgeſchlitzte Aermel, noch blutige Bandagen. Nur wenige ſchienen heftige Schmerzen zu haben, manche hatten, obwohl matt von der langen Fahrt, Laune zu ſcherzen. So einer, der ſeine ſchirmloſe Mütze mit dem Federbuſch eines öſterreichiſchen Jägers geſchmückt hatte, und ſo ein anderer, dem neben mir ein Herr Cigarren anbot, und der lächelnd in ſeinen Brotbeutel griff und ein halbes Viertelhundert zur Auswahl als Gegengabe hinreichte.

Auch an rührenden Auftritten fehlte es nicht. Ein ver-

wundeter Stabstrompeter erſchien in dem Zuge, und mit: „He, Karl, da biſt Du ja!“ drückten ihm drei oder vier aus dem Preußiſchen herübergekommene Bauernburſchen die Hände. Eine alte Frau lief auf einen der Musketiere zu und fiel ihm um den Hals. Eine andere wurde von den die Aufſicht führenden Polizeidienern angewieſen, ſich nicht aus der Reihe vorzudrängen. „Warum ſoll ich nicht vortreten?“ antwortete ſie. „Ich erwarte meinen Sohn“. Hübſch klang es, als ein junger Leutnant von unſrer pommerſchen Einquartierung einem verwundeten Gemeinen anbot, ihm Gewehr und Torniſter zu tragen. „Gott ſei Dank, Herr Leutnant“, erwiderte dieſer, „ich kann das ſelber noch“. Weiterhin muß der Offizier ſein Anerbieten wiederholt haben und mit Erfolg; denn H. wollte ihn wirklich mit Muskete und Ranzen auf der Schulter geſehen haben. Viele Andere ließen ſich Armatur und Gepäck von gefälligen Gamins tragen.

Es waren großentheils, wie einer auf Befragen berichtete, Leute aus der Schlacht „vom Dienstag“, alſo von Königgrätz. Die Bleſſuren ſchienen meiſt Hand- und Armwunden zu ſein. Einer hatte ein Tuch um Mund und Naſe gebunden, und der obere Theil des Geſichts war furchtbar verſchwollen und ſchwarzblau. Kaiſerliche zählte ich nur fünf unter dem ganzen Transport.

Nachmittags ein Gang in das Innere des Lazareths im Waiſenhauſe. Die Leute haben viel Beſuch aus der Stadt — mir ſcheint, zuviel. Damen und Herren ſtehen und gehen in den Sälen umher. Ein praktiſch denkender Gentleman vertheilt einen Arm voll Hausſchuhe, ein andrer Hemden, eine beſonders begehrte Waare. Einer präſentirt Cigarren, wieder einer Wein, ein Biedermann aus dem Volke glaubt in einem Krankenzimmer mit fetten Würſten wohlthätig ſein zu dürfen. Die Mehrzahl der im Hauſe ſelbſt befindlichen Verwundeten ſchläft, was ihnen

rücksichtsvoller zu gönnen wäre. Andere unterhalten sich, ziehen die neuen Hemden an oder machen sonst Toilette.

Ein blauer Husar, der ein Quarré hat sprengen helfen, zeigt eine Kugel, die ihm durch die eine Backe gegangen und ihm während der ganzen Schlacht in der andern Kinnlade sitzen geblieben, „ohne daß ich viel mehr davon gemerkt hätte, als wenn mir eins eine richtige Maulschelle gegeben". Ein Kamerad von ihm hatte das ganze Gesicht voll Risse, Beulen und Löcher. Wir fragten, ob er schwer verletzt sei. „Ach nein", antwortete er, so gut es seine Verschwollenheit zuließ, „blos eine Schwadron über mich hinweggegangen". Ein Füsilier erzählte, die Oesterreicher hätten ihn, als sie an ihm, dem Verwundeten, vorbeimarschirt, mit Füßen getreten und andere Blessirte geschlagen. Ein Husar berichtete, die Kaiserlichen hätten ihre eignen Dörfer niedergebrannt, unter andern eins mit lauter schönen schiefergedeckten Gebäuden. Viele beschäftigten sich mit Schreiben an ihre Verwandten. Mehrere äußerten auch jetzt lebhaft den Wunsch, bald wieder mit ins Feld ziehen zu können. Nicht weniger als fünfunddreißig Mann unter den bis jetzt in Leipzig Eingetroffnen ist, wie Doctor Günther mittheilt, der kleine Finger weggeschossen.

Sonnabend, 7. Juli. Habe mich nicht getäuscht in der öffentlichen Meinung Preußens. Die Berliner Journale unisono entschieden und eifrig für weiteres Vorgehen und volle Befriedigung der von Bismarck erhobenen Ansprüche trotz Napoleon. Die italienischen Blätter plaidiren ebenso entschieden für treues Stehen zu Preußen und Abweisung des österreichischerseits vorgeschlagenen Arrangements. In Paris wartet man noch auf Antwort aus den Hauptquartieren der Könige. In Böhmen wird weiter verfolgt und weiter Beute gezählt. 122 Kanonen und 22,000 Mann; reichlich ein Drittel der kaiserlichen Nordarmee

mit Einschluß unsrer sächsischen Vasallen muß jetzt unschädlich gemacht sein. Benedek des Oberbefehls enthoben, der Einzige wohl, der Unmögliches hätte möglich machen können. Um so besser. Die Baiern bei Dermbach oder Geisa im Weimarischen nach heftigem Gefecht zurückgeschlagen. Die Badener verstimmt, manche vermuthlich froh über die Schlacht bei Königgrätz, aus Wetzlar nach Süden abmarschirt. Ich meine, in acht Tagen wird mit der Reichsarmee noch besser aufgeräumt sein als mit der österreichischen, und auf Beseitigung dieser buntscheckigen Gesellschaft in vierzehn Tagen dürfte man, wenn wir uns nicht vor Uebermuth zu hüten hätten, fast wetten.

M. schüttelte noch immer den Kopf über die Pariser Nachrichten von vorgestern und sieht auch im günstigsten Falle einen guten Theil der alten faulen Kleinstaaterei, die rein aufs Fettwerden gerichtete Wirthschaft, die Beamtenkriecherei, das Byzantinerthum des Hofes, den Egoismus und Eigensinn desselben nationalen Fragen gegenüber, den verbissenen Haß gegen Preußen und seine Freunde, die traditionelle Liebhaberei für das am Habsburgerthum und Pfaffenthum krankende Oesterreich durch Ehrenpforten und von Jungfrauen in den Landesfarben und andern Loyalitätsappertinenzien empfangen, wieder einziehen und weiter wuchern. Ich meine, er sieht damit schwärzer, als recht und erlaubt ist. Die nächsten Tage müssen Aufklärung bringen. Es wäre unerträglich, aus ebner, gerader Straße zur Vereinigung mit Preußen, von der Höhe des Berges mit Morgenluft wieder in den alten Sumpf zurückzurollen.

Heute Abend erzählte Z. eine nette Geschichte zur Charakteristik des Kriegsgerüchts. Vor einigen Tagen geht eine Abtheilung unsrer Garnison auf dem baierischen Bahnhofe zu einer Expedition ab, und sofort heißt es in der Nachbarschaft: „Die Baiern sind im Anrücken auf Leipzig". Der Zug, den

unſere Preußen beſtiegen, lenkt in die Verbindungsbahn ein, und nun weiß man: „Die Oeſterreicher ſind in Dresden". Er kommt wieder zurück und fährt in ſüdlicher Richtung ab, und jetzt weiß man wirklich nicht, was die Zündnadeln vorhaben. Sie ſelbſt aber wußten es recht gut. Man hielt bei Kieritſch, marſchirte auf Pegau und confiscirte hier und in der Umgegend etwa fünfzehnhundert Scheffel Hafer, welche die ſächſiſche Regierung dort für ihre Reiterei aufbewahrte, und die irgend ein illoyales Sachſenkind verrathen hat.

Sonntag, 8. Juli. Nachmittags wieder einen Beſuch in den Lazarethen gemacht, für die jetzt ſehr reichliche Spenden, namentlich an feinen Weinen, fließen, und in welchen der Zudrang des Publicums paſſend geordnet und beſchränkt iſt. Eine Anzahl von Verwundeten iſt ſchon bei Familien untergebracht, natürlich auf deren Wunſch und Bitte, und wie ich vernehme, gehen noch fortwährend ſolche Geſuche bei der Direction ein. Die Oeſterreicher und die Sachſen ſind davon ausgeſchloſſen, da ſie als Kriegsgefangene betrachtet werden.

Im Waiſenhausgarten wieder viele uniformirte Spaziergänger, darunter ein Preuße und ein Kaiſerlicher Arm in Arm, und viel Volk am Gitter, um zu fragen, ſich erzählen zu laſſen, Cigarren zu vertheilen und — wenn die Wache nicht hinſieht — die Schnapsflaſche durch die Eiſenſtäbe zu reichen. Ein preußiſcher Blauer von der Linie berichtet, daß die Oeſterreicher in der Schlacht nicht ihre gewöhnliche weiße Montur, ſondern Mäntel getragen, über deren Schöße ſie bei der Flucht häufig gefallen wären. „Sie ſagten ſelbſt", ſo ſetzte er hinzu, „ſie hätten Befehl gehabt, ihre guten Röcke zu ſchonen, um in Berlin damit Parade machen zu können. Aber ich glaube, bald kriegen ſie in Wien eine preußiſche Parade zu ſehen".

Die Wache hatte, da es Abend wurde, die Leute aus dem

Garten ins Haus gerufen, und ich wollte eben gehen, als mich ein Streit zwiſchen jener und einem kaiſerlichen Grenadier feſthielt. „Ich gehe nicht hinauf. Die Preußen ſind noch unten", hörte ich. Die Wache befahl dieſen, ſich ebenfalls ins Haus zu verfügen, und ſie gehorchten, nicht aber der Oeſterreicher. „Wollen Sie jetzt auf ihr Zimmer gehen". — „Ganz gewiß nicht". — „Gleich gehen Sie". — „Fällt mir gar nicht ein". — „So muß ich den Unteroffizier rufen". — „Gut, ſo werde ich auf den warten und hören, was der dazu meint". — Der Soldat ging, ſchien den Geſuchten aber nicht gleich zu finden, und inzwiſchen machte ihm der Grenadier allerhand Grimaſſen und zeigte nach dem Himmel. Er war offenbar betrunken oder nicht klug. Endlich erſchien der Unteroffizier. Aber ſtatt ſich zu fügen, zankte ſich der Trotzkopf mit der Meſſinggranate am Kragen von Neuem mit der Wache, die nun die Geduld verlor. „Ich will gar nichts mehr von Ihnen hören, aber Ihnen ſagen, was Sie ſind. Sie ſind dumm, verſtehen Sie, dumm ſind Sie", womit der Soldat auf ſeine Stirn wies. Der Unteroffizier aber machte kurzen Prozeß. „Sie gehen augenblicklich hinauf", ſagte er in ſcharfem Tone. Noch einmal ſetzte ſich der Grenadier auf die Hinterbeine, er ſähe nicht ein, warum. „Wenn Sie nicht auf der Stelle thun, was ich Ihnen heiße, ſo kommen Sie morgen nach Berlin", drohte der Preuße, und das wirkte. Der Weißrock zog ab, aber nicht, ohne nochmals ſich umzudrehen und gen Himmel zu weiſen. Ob der Burſche dort etwa einen Schutzpatron hat, und ob er etwa dahin zu entwiſchen gedachte?

Später war ich am Turnhallen-Lazareth, wo die Verwundeten, wie es ſchien, nur Preußen, noch vor der Thür ſtanden und ſich mit dem Publicum unterhielten. Ein Musketier erzählte, wie er in Böhmen in mehrern Dörfern gefunden, daß die Oeſterreicher die Bauern verjagt, die Brunnen mit Steinen verſchüttet

und das Geräth und Geſchirr in den Häuſern kurz und klein geſchlagen gehabt. „Wir verfolgten ſie", ſo ſchloß er ſeinen Bericht, „gaben ihnen was ab für ihren Unfug und ſpeiſten dann die armen Bewohner des Ortes, die halb verhungert zurückkamen, von unſerm Brot und Reis". Die Geſchichte von dem angeblichen Verrathe der Sachſen (in obiger Faſſung, wie ich in der Zeitung ſehe, richtig) war hier auch bekannt, aber vom Gerüchte dadurch verſchönert, daß die tückiſchen Sachſen nicht blos mit weißen Tüchern gewinkt, ſondern auch ihre Gewehre hingelegt, ſie, als die Preußen vertrauensvoll ſich genähert, wieder aufgegriffen und gefeuert haben ſollten, „wofür wir ſie dann von fünf Seiten her zuſammenſchoſſen". Auch ein paar Wunder wurden erzählt. Ein preußiſches Infanteriebataillon war einer bedrängten Batterie ſo raſch zu Hülfe geeilt, daß es in einer Stunde zwei Meilen zurückgelegt hatte, und ein Füſilier wollte einen öſterreichiſchen Offizier auf ſechshundert Schritte mitten in die Bruſt getroffen haben. Letzteres kann Augentäuſchung ſein. Renommirt wurde wenig und dann faſt nur von den Leiſtungen des Zündnadelgewehrs, nicht von den eigenen. Zu den Führern das unbedingteſte Vertrauen, das Lob der unteren Offiziere in Aller Munde — eine wahre Muſterarmee.

Auf dem Gebiete der Telegramme Alles nach Wunſch. „France" hat wiſſen wollen, daß aus den Tuilerien nach dem Feldlager am untern Po „die Empfehlung" abgegangen, Venetien nicht anzugreifen, aber nach anderer Nachricht ſcheint glaublicher, daß dorthin nur der ſtille und unſichtbare Wunſch nach ſolcher Zurückhaltung geflogen, und zwar nicht aus den Tuilerien, ſondern aus dem Hotel des k. k. Botſchafters in Paris, und daß beſagter Wunſch vorher auf der Redaction der „France" eingekehrt ſei. Die Meinung, daß Napoleon ſeine Bundesgenoſſen, oder ſagen wir blos, ſeine guten Freunde, anderswo

zu ſuchen habe, als bei einer altersſchwachen und gebrechlichen Macht und deren gleichfalls ſchwachem Anhang, breitet ſich, wie ich aus mancherlei Aeußerungen ſchließen möchte, immer mehr aus, auch unter Leuten, wo man ſie nicht ſucht. Desgleichen der Wunſch, daß Preußen nicht ſtill ſtehen, ſondern ſeinen Vortheil raſch und rückſichtslos weiter verfolgen möge. Unter Andern war auch der wackere kleine Schuhmann dieſer Anſicht. „Drauf auf die Oeſterreichiſchen, ſage ich, drauf auf die Bierbaiern, zuſammengeſchoſſen, todtgeſtochen! Wir müſſen endlich Eins werden", lautete ſein grimmiges Votum, als ich mir heute Abend bei ihm Cigarren für meine verwundeten Pickelhauben beſtellte. Er iſt weder Hofrath noch Profeſſor, ja er hat das Mißgeſchick, nicht einmal Doctor zu ſein. Selbſt in Vereinen und Volksverſammlungen zu den Füßen unſerer politiſchen Gamaliele zu ſitzen und Weisheit zu lernen, hat es ihm an Zeit und Luſt gefehlt. Er iſt ein ſimpler Materialwaarenhändler, der aber ſeine Gedanken hat, und manchmal gar keine üblen, wie mir vorkommt. Nicht ſelten begiebt ſichs jetzt, daß ein kindlich Gemüth in Einfalt übt, was hochfahrender Verſtand nicht gewahr wird, und ich zweifle nicht im Geringſten, daß man bei einigem Nachſuchen ſeitab von der Heerſtraße des Parteitreibens noch manches im Stillen blühende unitariſche Veilchen entdecken würde, das die Siegesſonne Preußens hervorgelockt hat. Die großen vollen, fetten Päonien und Klatſchroſen doctrinärer Selbſtgefälligkeit und Tugendhaftigkeit aber beginnen ſich zu entfärben und zu entblättern. Auch in Preußen geht es, dem Himmel ſei Dank! mit ihnen zu Ende. Die Wahlen zeigen's deutlich: das Reich der politiſchen Juriſterei wird fallen, das Vaterland wieder ſtehen, wohin es gehört — über der Partei.

Montag, 9. Juli. Dieſen Morgen wieder ein ſtarker

Transport von Verwundeten eingetroffen, wie ich höre, über fünfthalb Hundert. Man hat sie zum Theil im Waisenhause, wo noch einige neunzig Betten leer standen, zum Theil in den beiden andern Lazarethen, zum Theil in den „Luftbuden" neben dem Waisenhaus und dem Militärspital am Rosenthale untergebracht. Es sind gegen dreißig Schwerverwundete dabei. Wie es heißt, erwartet man noch mehr von diesen unglücklichen Gästen, und für diese wird die Bürgerschule vor dem Zeitzer Thore in Bereitschaft gesetzt. Unsere Aerzte haben viel zu thun. Die Spenden von Geld und Material fließen reichlich fort, was der Commandant in einem Anschlag dankend anerkennt. Zu wünschen wäre, daß unsere vornehme Damenwelt ihren Eifer für die Blessirten noch mehr in die rechte Bahn lenkte, d. h. wie bisher fleißig Binden, Wäsche, Charpie und Erfrischungen besorgte, aus den Lazarethen aber wegbliebe. Persönliche Erfahrung unter Bekannten und noch mehr Artigkeit nöthigt, anzunehmen, daß menschliche Theilnahme die Haupttriebfeder ist, welche sie an die Krankenbetten führt. Die Wahrheit will aber ganz niedergeschrieben werden, und so darf nicht unverzeichnet bleiben, daß auch andere Beweggründe mitspielen, z. B. Neugier, der Wunsch, in der Attitude der Barmherzigkeit gesehen zu werden, und die Ueberzeugung, daß es nun zum guten Ton gehört, sich mit den Verwundeten direct in Verbindung zu setzen. Dies möchte hingehen, wenn es nicht mehr störte als förderte. „Die Crinolinen sind uns außerhalb des Lazareths sehr werthe Gehülfinnen, drinnen aber im Wege", sagte mir einer der Aerzte. „Eine vornehme Dame am Krankenlager eines verwundeten Kriegers ist ein hübsches Bild für den Maler, aber dem Doctor ist eine derbe und geschulte Wartefrau lieber, und ein Hospital ist kein Theater. Junge Mädchen aber gehören gleich gar nicht hierher. Sie sollten ihr Bedürfniß

nach Emotionen anderswo befriedigen, als da, wo Soldaten die Hemden wechseln".

Draußen auf dem Kriegsschauplatz Alles in erfreulicher Verfassung: Preußen im Osten über Pardubitz hinaus auf dem Wege nach Brünn, behende Preußen im Westen in Brückenau, Baiern zurückweichend, Cialdini über den Po vorgerückt. In etlichen Tagen ist hoffentlich Frankfurt mit preußischer Einquartierung versehen. Wie prächtig doch unsere Kriegsmaschine arbeitet! Und wie zahm bereits das Schreiervolk in Schwaben geworden ist! Hofft da schon ein Stuttgarter Blatt ganz unverfroren, daß nicht auch noch württemberger Blut für Oesterreich — bisher hieß es, für Deutschland — vergossen werde. Der Himmel segne diese endlich aufgehende Erkenntniß und verleihe ihr ein rasches Wachsthum! Bei uns bricht sie immer mehr durch, und meine Ansicht, daß es in Leipzig mehr solche Veilchen wie der kleine Cigarrenmann im Fürstenhause geben müsse, wurde heute von L., der als Gastwirth vieler Menschen Rede hört, bestätigt. „Es ist zum Verwundern", sagte der für seine Person Indifferente, „vor der Schlacht waren meine Gäste alle sächsisch, jetzt sind sie wie auf den Kopf gestellt, und die meisten würden morgen schon preußisch". „Erfolganbeter". Und das ist die „Volksseele" unseres demokratischen Hofraths. Die „Gartenlaube" darf wieder erscheinen. So ist's recht. Bismarck selbst ist, wie Keil mir sagt, für sie eingeschritten.

Dienstag, 10. Juli. Früh brachte Günther ein paar allerliebste Kriegsgeschichten aus dem Lazareth in der Turnhalle mit. Einer der dort liegenden Preußen, glaube ein Husar, bekommt bei Königgrätz einen Hieb über den Kopf, der ihn bewußtlos niedersinken läßt. Als er sich nach einiger Zeit erholt und sich das Blut aus den Augen wischt, ist Alles still um ihn, und nur Todte befinden sich noch in seiner Nähe. Brennender

Durſt quält ihn, und er ſieht ſich eben nach Waſſer um, als ſich neben ihm ein Oeſterreicher erhebt und dem Kameraden einen guten Abend bietet. Der Preuße klagt ihm ſeine Noth, und der Weißrock ſteht ganz auf, geht weg und kommt nach einer Weile mit einer Mütze voll Waſſer wieder. Geſtärkt dankt der Preuße für die Wohlthat und fragt dann, wo der gute Kamerad verwundet ſei. „Verwundet? I bin holt goar nit verwundet. I docht', als d' G'ſchicht losging, was ſollſt di todtſchießen loſſen? Und ſo fiel i holt hin und blieb liegen, bis der G'ſpoaß vorbei war. Itzt oaber bin i dein G'fangner". Und richtig führte der verwundete Preuße den geſunden Oeſterreicher als Gefangnen ab.

Ein Musketier ferner hatte erzählt: „Als unſer Regiment die Kaiſerlichen angreifen ſollte, zeigte ſichs, daß der Feind zu ſtark war, und der Oberſt commandirte: Zurück. Wir aber ſchreien: Die Brandenburger gehen nicht zurück. Hurrah! und drauf geht's, und wir brechen durch, ſchmeißen die Mützen in die Höhe und rufen Victoria". Wäre die Geſchichte wahr und ich König Wilhelm, ſo wüßte ich, was ich thäte. Ritte zu ihnen hin. „Habt's brav gemacht, Leute", ſagte ich. „Aber Disciplin muß ſein. Dahero horcht. Wenn wir heimkommen, ſo wird das Regiment auf eine Viertelſtunde in Arreſt marſchiren, von wegen Inſubordination, aber mit der Fahne. Und wenn ihr wieder herauskommt, ſo werde ich vor der Thür ſtehen und jedem von Euch das eiſerne Kreuz anheften. Verſtanden? Adieu"!

Unter den Oeſterreichern in der Turnhalle ſind auch Leute, die nach Büchern verlangen. So ein Wiener Kind, und ſo ein Anderer, der aber um ein tſchechiſches Buch gebeten hat. Gegen ſiebzig ſind heute als Gefangne und nur Leichtverwundete abgeführt worden, es heißt, nach Magdeburg. Man fährt

fort, für die Zurückbleibenden zu ſammeln und zu ſorgen, und ſie haben jetzt reichlich, was ſie bedürfen.

Heute iſt das 20. Landwehrbataillon in drei Zügen, man ſagt, von Magdeburg kommend, hier durch und nach Böhmen gegangen. Von draußen weitere gute Nachrichten. Die ſchwarze Wolke der Paris-Wiener Intrigue ſteht noch am Horizont, wird aber nur von Aengſtlichen noch mit großer Beſorgniß betrachtet. Sie iſt wenigſtens nicht bedrohlicher geworden, und Cialdini iſt wirklich über den Po. Die Preußen, achttauſend Mann ſtark, in Prag eingetroffen und in Brünn erwartet. Im Weſten die Pickelhauben wieder in Wetzlar, die Baiern im Nebel verſchwunden. Das naſſauiſch-darmheſſiſch-kurheſſiſch-badiſch-ſchwäbiſch-öſterreichiſche Kuddelmuddel quirlt unſchlüſſig hin und her. Die Frankfurter Juden- und Demokratenſchaft in tauſend Aengſten. Von Schleswigs Bürgerſchaft, von Flensburg ſogar dem König Wilhelm zur Schlacht bei Königgrätz gratulirt. Desgleichen — Wunder über Wunder! — von den Kielern. Was wird „Luerfritz" dazu ſagen?

Mittwoch, 11. Juli. Das Kriegsgerücht braut fort im Volke, vorzüglich auf dem Lande. Die Leute ſind rein wie die Kinder. Man hat nichts gegen das Betragen der hieſigen Preußen, man bewundert die Thaten in Böhmen, weil man nicht gut anders kann; aber man hätte doch lieber ſeine grünen Jäger hier, und man ſähe doch viel lieber den Sieg auf der andern Seite. Weshalb, iſt nicht zu ergründen. Für den Hof nur mäßiges Intereſſe, für die Erhaltung des Staates Sachſen etwas mehr — „'s iſt von wegen der hohen Steuer drüben in Preußen" — das meiſte für die Armee, in der man gedient, oder in der man ſeine Söhne und Brüder hat. Wie Knaben, was ſie gern gethan ſähen, Dichtungen für wirklich eingetreten halten und als wirklich eingetreten weiter erzählen, unbekümmert

um Möglichkeit und Unmöglichkeit, ſo auch der kleine Mann in unſern Dörfern draußen vor der Stadt. „Na, wiſſen Sie ſchon"? ſo hörte ich dieſen Vormittag den Kohlgärtner Fritſche zu dem Kellner von den „Mohren" ſagen, der ihm zum Frühſtück die gewohnte Flaſche Wernsgrüner brachte. „Neue Schlacht geweſt, unten in Böhmen. Die Preußen Keile gekriegt. Die Sachſen haben's hauptſächlich gemacht. Acht Stunden haben ſie ſich herumgehauen, und der Preuße ſteht jetzt wieder auf dem Flecke, wo er vor der Geſchichte bei Königgrätz ſtand. Benedek und drei andere Generale ſind in Wien erſchoſſen worden, und die Kaiſerlichen werden jetzt von einem ſächſiſchen Generale commandirt". Der Kellner, ein vorſichtiger und nur in Betreff der Trinkgelder phantaſievoller Charakter, erwiderte nur: „Na, das wäre". — „Ja, und wiſſen Sie ſchon, den Coburger, den haben ſie aus allen Wirthſchaften 'naus geſchmiſſen — ich meine ſein Bild — will der ein Volksmann ſein und geht mit Bismarcken". — „Hm"; verſetzte der Kellner, indem er im Entkorken und Ausſchenken der Flaſche innehielt, „ſoll er denn etwa mit dem katholiſchen Oeſterreicher gehen"? — „Na, das gerade nicht, aber" — hier ſtockte die Weisheit unſeres Dorfbürgers und ſteckte den Kopf in den Korb mit grünem Gemüſe, den ſie vollzupacken beſchäftigt war, aus dem ſie aber nichts weiter hervorbrachte, als: „Sie ſind mir auch ſo Einer". Der Kellner ſchwieg, ſchenkte ſeine Flaſche aus und ging. Er ſchien zuzugeben, daß er auch ſo Einer wäre.

Die Preußen ſind noch einmal in Pegau und Umgegend geweſen und haben noch mehr Stroh und Hafer abgefaßt. Das Volk will wiſſen, der hieſige Commandant hätte die, welche jene Vorräthe angegeben, zur Belohnung auf eine preußiſche Feſtung geſchickt. „Seid Ihr ſo ſchlecht, Eure Regierung zu verrathen", hätte er geſagt, „ſo haben wir uns deſſelben von

Euch zu verſehen; alſo marſch mit Euch nach Spandau". Vermuthlich Mythe, die darin ausgeſprochne moraliſche Anſchauung aber nicht übel.

In Dresden herrſcht nach dem Berichte K.'s, der geſtern dort geweſen, namentlich in Beamtenkreiſen tiefe Entmuthigung. Alles glaubt, wir werden preußiſch. Viele beklagen das Schickſal der königlichen Familie. Noch mehr aber betrübt und ängſtigt man ſich mit dem Gedanken, ſelbſt ſeine bisherige Poſition zu verlieren. „Jeder Calculator erwartet", wie K. meint, „ſeine Entlaſſung aus Amt und Brot, wenn Sachſen zu Preußen kommt". Offenbar Thorheit. Glaube, den Leuten kann geholfen werden in der Hauptſache, und ſie würden dann, wenn der Fall einträte, daß wir unſern Landesvater wechſelten, bald ebenſo gute Preußen werden als vor fünfzig Jahren die ſächſiſchen Thüringer, Meißner und Lauſitzer, die jetzt ſeit lange ſchon zu den getreueſten Unterthanen des Hauſes Hohenzollern und zu den eifrigſten preußiſchen Patrioten gehören.

Viele ſollen ſich mit Napoleon tröſten. „Der läßt's nicht zu, daß Sachſen preußiſch wird", ſagt das Volk. Napoleon Schiedsrichter, Retter! O ſeliges deutſches Turnfeſt von 1863 und o ſeliges Schlachtjubiläum deſſelben Datums, wo ſeid ihr hin mit euren Gefühlen und Gelübden! — „Ja, ja, Sie können's glauben, der Kaiſer hat vor zwei Jahren in Paris zum Prinzen Georg geſagt, er wiſſe wohl, daß ſeinem Großvater (ſoll heißen, Großoheim) um ſeiner Liebe zu Frankreich willen ſchweres Unrecht geſchehen, aber er würde es ſchon wieder gut machen; darauf könnte er ſich verlaſſen". Dieſe Anekdote geht hier, von Dresden importirt, als tröſtendes Geſpenſt um und wird von allen geglaubt, welche Troſt bedürfen. Wie ſich die braven Kannegießer die Sphinx in Paris vorſtellen mögen!

Abends. Nicht alle Bauern denken wie unſer Fritſche.

Heute Nachmittag kehrte ich nach einem Spaziergang durch die Nonne und über die lange Linie zu Connewitz ein. Vier Leute vom Lande ſaßen in der einen Ecke der Schenke und politiſirten. Sie wußten auch von der neuen Schlacht, in welcher die Preußen geſchlagen worden, und ferner, daß dabei Prinz Albert in Gefangenſchaft gerathen, aber von Prinz Georg mit viertauſend ungariſchen Huſaren wieder herausgehauen worden. Mit ihrem ſächſiſchen Patriotismus aber war's ſchwächlich beſtellt. „Wißt Ihr was", ſagte der Eine, „mir iſt's recht, wenn der Preuße unten in Böhmen gewinnt; da kriegen wir den Spektakel und die Laſt nicht hierher". — „Na, mir auch", erwiderte ein Anderer, „was geht uns Oeſterreich an und der Auguſtenburger? Wir wollen in Frieden leben. Und ob ich Preuße werde, iſt mir ganz einerlei. Ich werde meinetwegen Türke, wenn's ſein muß". — „Und warum wir uns für den König todtſchlagen laſſen ſollen, ſehe ich auch nicht ein. Was haben wir von ihm?" fügte der Dritte hinzu. — „Na aber, dann wird ja unſer Militär preußiſch", miſchte ſich der Wirth hinein, indem er einen Blick auf mich warf, in welchem er einen Horcher der Regierungspartei vermuthen mochte. — „Na, ſo laß es preußiſch werden", antwortete der Erſte. „Dann braucht nicht blos der arme Teufel zu dienen, der Miniſtersſohn muß dann auch daran" — ein Raiſonnement, welches zeigt, daß unſere Bauern gar nicht ſo einfältig ſind als manche ausſehen.

Das Manifeſt Franz Joſephs an ſeine Völker, über das geſtern ein Telegramm eingelaufen, ſchmückt ſich wieder mit dem Namen Gottes und ruht auf dem guten Rechte Oeſterreichs. Er will Frieden machen, wenn man von ihm nicht Zugeſtändniſſe verlangt, welche die Macht des Reiches erſchüttern. Von den Bundesgenoſſen „im Reiche draußen" ſcheint nicht die Rede zu ſein, was nicht angenehm für dieſe, aber recht ſehr

angenehm für uns wäre. Und ob die Macht Habsburgs wohl erſchüttert, ob ſie nicht viel mehr in die rechte Bahn gebracht wird, wenn ſie aus dem Verbande mit Deutſchland ſich löſt? Wir im Norden wiſſen die Antwort darauf. Aber in Wien — wir werden ſehen. Gut iſt an dem Aktenſtücke, ſoweit wir's kennen, nur das Eine, daß K. K. Majeſtät in Betreff Allerhöchſt ihrer Truppen nicht auf die Südarmee, ſondern nur auf Rekruten und Freiwillige rechnen zu können ſcheint.

Inzwiſchen ſind die Preußen nicht müſſig geblieben, und die Nadeln mit den blauen Glasköpfen ſind auf den Karten in der Börſenhalle ſeit geſtern wieder um ein erkleckliches Stück weiter nach Süden vorgerückt. Auf dem öſtlichen Kriegstheater bis über Zwittau hinaus, und weiter ſüdöſtlich ſchon bis Weißkirchen; Gelbköpfige im Norden nur noch an fünf einzelnen Punkten, den Feſtungen Königſtein, Leitmeritz, Joſephſtadt, Königgrätz und Pilſen, und in Venetien Cialdini bereits öſtlich vom Feſtungsviereck in Montagnana — eine Schnelligkeit, die Bedenken erregt, da die Kaiſerlichen zu ſchwach geweſen ſein müſſen, um den General anzugreifen und aufzuhalten, was auf bereits erfolgten Abmarſch eines großen Theils der Südarmee nach Norden ſchließen ließe. Die ſchwarze Sturmwolke in Paris ſieht gleichfalls wieder bedenklicher aus. Napoleon mache Ernſt, wolle keine Schwächung Oeſterreichs, Froſſard ſei ins preußiſche Hauptquartier geſandt, bewaffnete Vermittelung Frankreichs anzukündigen, meldet ein Telegramm aus Wien. — Aus Wien — Aehnliches ſchon dageweſen und Erfindung geweſen. Napoleon iſt ſchwerlich ſo raſch entſchloſſen; warten wir den „Moniteur" ab.

Später neues Telegramm angeheftet. Gablenz wieder mit Waffenſtillſtandsanträgen im preußiſchen Hauptquartier erſchienen und wieder abgewieſen. In London hätte das Pariſer

Vermittlungsproject einen üblen Eindruck gemacht. Hm, will wohl nicht viel bedeuten. Man hat ſich bis auf Weiteres abgewöhnt, Englands guten oder böſen Willen in deutſchen Dingen als Factor zu betrachten, mit dem zu rechnen wäre. Wichtiger erſcheint die Proclamation des preußiſchen Obercommandos an die Böhmen. Was? Förderung der nationalen Beſtrebungen der Tſchechen, Andeutung, daß deren Wünſche nach Selbſtändigkeit und Verbindung mit Mähren erfüllt werden ſollen, wie die der Ungarn. Das ſieht ja aus, als ob Preußen über ſeine Eroberungen bereits zu disponiren Miene machte. Sch. hat ſchon lange prophezeit, König Johann bekommt die Wenzelskrone und tritt dafür die ſächſiſche an Preußen ab. Ein guter Tauſch für die Böhmen und für uns und für das Haus Wettin und darum, dünkt mich, keine illoyale Prophezeiung. Im Uebrigen etwa maßvolle und anmuthige Miſchung der Principien von Bundesſtaat und Annexion. Was bundestreu nördlich vom Main annectirt, mindeſtens Südhannover, Kurheſſen, Naſſau und das nördliche Darmheſſen — Schleswig-Holſtein ſelbſtverſtändlich, vielleicht die fränkiſchen Stammländer Brandenburgs und Meiningen noch. Der Reſt bundesſtaatlich mit Preußen verbunden. Die Südweſtdeutſchen ihrem Nachdenken überlaſſen. Das wäre ungefähr, was man in unſern Kreiſen wünſcht und jetzt nicht mehr für ganz unmöglich halten will.

In Chemnitz Tumult geweſen, Pöbel natürlich, und infolge deſſen ein gelinder Belagerungszuſtand erklärt. Recht ſo. Ordnung muß ſein, und Ruhe iſt vorläufig die erſte Bürgerpflicht für die Sachſen.

Donnerstag, 12. Juli. Alle Tage faſt bildet die erregte öffentliche Meinung, beſonders im niedern Volke, ſchauerliche und komiſche Mythen, und beinahe allenthalben hört man in dieſen Kreiſen mit viel Behagen und wenig Verſtand und

Ueberlegung politiſiren. Ein paar hübſche Beiſpiele davon. „Wiſſen Sie, warum der Glyczinski*) von Limburgern weggezogen iſt"? fragt geſtern ein biederer Philiſter den andern bei Kitzing am Biertiſche. — „Nein". — „Sehen Sie, er hat's zu arg gemacht. Verlangt der zwei ganze Etagen, zwei Equipagen und alle Tage Tafel mit ſechs Gedecken". — „Ei, das wäre"! — „Ja, aber Limburger wußte ſich Rath. Excellenz, ſagte er, wie viel Gemeine gehen auf den General?" — Fünfzehn. — „Nun, dann bitte ich um die fünfzehn Gemeinen. Spricht's und dreht ihm den Rücken". — „Hölliſch fixer Kerl, und was für Courage. Ja, ſo muß es kommen". So meine Philiſter. In Wirklichkeit iſt, wie ich erfahre, der Quartierwechſel des Commandanten aus ganz anderen Gründen erfolgt. Herr Limburger bot dem General die dritte Etage ſeines Hauſes zur Wohnung an, und das wurde artig abgelehnt, da es zu hoch und weil die vielen auf der Commandantur verkehrenden Soldaten dem Hauswirth die mit Teppichen belegten Treppen der unteren Stockwerke ruiniren würden.

Gleich neben der Mythe vom Commandanten ſaß ein anderer weiſer Thebaner, der einem Tiſchgenoſſen die italieniſche Frage erläuterte, und dabei hörte ich folgende Aeußerungen: „Der Italiener muß Venedig kriegen. Das iſt richtig. Aber das Feſtungsviereck, das muß der Oeſterreicher behalten; denn das brauchen wir für Deutſchland".

Schon ſeit vorgeſtern vernehme ich, daß hieſige gelind preußiſch Geſinnte eine Erklärung oder Adreſſe vorbereiten, die eine Art Vertrauensvotum für die Berliner Politik wäre. Mögen ſie nicht eher damit hervortreten, als bis ſie einer guten Anzahl Namen von Bedeutung ſicher ſind, und mögen ſie nicht

*) General und preußiſcher Commandant von Leipzig ſeit Beginn der Occupation.

zu matte Empfindung und zu verſchwommene Gedanken äußern. Mit Halbheiten iſt in großer Zeit nichts gethan, und können ſie den Wunſch nach engſter Verbindung Sachſens mit Preußen nicht über die Lippen bringen, ſo mögen ſie die Demonſtration lieber ganz bleiben laſſen. Mit dem ſelig entſchlafenen Bundesſtaatsprogramme des Nationalvereins wird das Kraut nicht mehr fett gemacht. Was man geſtern nur halb hoffte, ſcheint in Preußen beſchloſſene Sache zu ſein. Die „France" will wiſſen, das Berliner Kabinet wolle auf folgenden Grundlagen über den Frieden verhandeln: Oeſterreich aus dem Bunde getreten, die ganze Land- und Seemacht Deutſchlands in Preußens Hände gelegt, desgleichen die diplomatiſche Vertretung, endlich Annexion eines Theiles der occupirten Staaten, worunter nach anderer Nachricht, außer Schleswig-Holſtein meerumſchlungen, Hannover, Kurheſſen, das öſterreichiſche Schleſien und — Sachſen verſtanden wären. Auch die Waffenſtillſtandsbedingungen ſind von dem Bewußtſein der Stärke Preußens und der Unzuverläſſigkeit der Hofburg formulirt: Einräumung der Feſtungen zwiſchen der preußiſchen Grenze und Mähren, Uebergabe der böhmiſchen Eiſenbahnen, Verpflegung der preußiſchen Armee in Böhmen auf Oeſterreichs Koſten, keine Rekrutirung deſſelben während des Waffenſtillſtandes, Verbleiben des kaiſerlichen Nordheeres in ſeiner jetzigen Stellung und des Südheeres auf halbem Wege zwiſchen Wien und dem Feſtungsviereck — das klingt gut, und Napoleon wird dagegen nicht viel geltend machen können.

Auch ſonſt melden die Telegraphen nur Erfreuliches. Im Südoſten glückliches Reitergefecht, im Weſten Manteuffel über die fränkiſche Saale und jetzt in Kiſſingen. Aus dem Norden Abmarſch der Contingente Mecklenburgs und Oldenburgs nach dem Kriegsſchauplatze in Heſſen, Reichsarmee mit

der ſchwarzrothgelben Binde ſich noch im Nebel tummelnd. Roggenbach einen grimmbrennenden Brief an Bismarck geſchrieben, der den badiſchen Staatsmann ganz zu den Unſern ſtellt und Alles von der Einheitspartei mit ſich fortreißen wird, was bisher noch an die Halbheiten des Nationalvereins glaubte. In der That, man kann mit ſeiner Zeit wohl zufrieden ſein. Ich meine, die Mainlinie bekommen wir aus dem gröbſten, und die Süddeutſchen werden auch nicht ewig die Narren bleiben, die ſie — abgeſehen von Leuten wie unſer Mathy — jetzt ſind.

Fünfte Woche.

Freitag, 13. Juli. Unſere Köchin iſt wieder glücklich und verſalzt uns nicht mehr die Suppe. Ihr Granatkanonier, mit König Johanns Macht gezogen in die böhmiſche Schlacht, hatte bisher nicht geſchrieben, ob er geſund geblieben. Heute früh Brief von ihm, etwas ſchmutzig zwar, wie Alles aus Krieg und Lager, mit Bleiſtift, vielleicht auf einem Protzkaſten, ſo unleſerlich wie möglich zuſammengekritzelt und ſehr dürftig an Detail, „da wir hier nichts weiter ſchreiben dürfen", aber doch Sonnenſchein in ein verdüſtertes Lenorengemüth; denn „Dein innigſt geliebder Wilhelm" war am 5. Juli noch „geſunt und am Leben". Wo, durfte er vermuthlich auch nicht genau ſagen. „Aus Böhmen" mußte genügen. Heute würde er den Brief wahrſcheinlich aus Mähren datirt haben. Wilhelm war zweimal mit im Feuer geweſen. Er erzählte: „Am 27. Junie wurde unſere Batterie zuerſt ins Gefegd gezogen, und wir ſtanden 2 Stunden in demſelben, als wir aufmarſchirten, feuerten die Feinde weiter nichts wie Kranaden auf uns, doch keine draf. Das 2. mal war den 3ten Julie, es war aber kein

Gefegd, ſondern eine fermliche Schlacht, wo über 700 Kanonen gegen einander ſchoſſen. Wie mancher brave Sachſe hat hier ſein Leben laßen gemußt. Die Gebrüder Z. waren auch mit dabei, Robert und Auguſt ſint geſund. Ernſt aber iſt ſo wie ich von Kameraden ſeiner Compagnie gehörd habe, in Arm geſchoſſen. Wenn ich wieder zu Hauſe komme, werde ich Dir als erzählen, wie es war".

Auch die bluttriefende Nachricht der Milchfrau vom 22. Juni iſt durch Briefe „aus Böhmen" zu nichts geworden. Andern freilich geht es nicht ſo wohl. Die Sachſen ſcheinen namentlich bei Sadowa, wo ſie die Letzten auf dem Schlachtfelde waren und durch ſtramme Haltung den geſchlagenen Oeſterreichern einen leidlich geordneten Rückzug ermöglichten, ſtarke Verluſte erlitten zu haben. Unter Anderm zeigte geſtern der Sprecher der hieſigen Burſchenſchaft Germania an, daß ein Verbindungsbruder, Kratz, dort gefallen.

Für gewiß verlautet, daß Leipzig demnächſt mehr Einquartierung bekommen wird, und daß auch die Dörfer der Umgegend damit belegt werden ſollen. Man zieht, wie es heißt, hier ein Reſervecorps zuſammen, welchen die kleineren norddeutſchen Contingente angereiht werden ſollen, und zu deſſen Commandeur der Großherzog von Mecklenburg beſtimmt iſt. Für letzteren iſt das Hotel de Pruſſe gemiethet.

Draußen auf den verſchiedenen Kriegsſchauplätzen immer noch faſt Alles nach Wunſche. Preußiſches Hauptquartier wiederum weiter nach Süden verlegt und in dieſem Augenblick ſicher ſchon in der Hauptſtadt Mährens. Die drei Armeen der Preußen haben ſich von Neuem getrennt: die eine nimmt die Richtung auf Olmütz, die andere geht nach Brünn, die dritte nach Iglau. Im Weſten ſollen die Zündnadeln Kiſſingen wieder geräumt haben, was auf Uebermacht der Baiern deuten würde. Bei

Frankfurt immer noch ſeltſames Hinundherfahren der Reichsarmee in Nebel und Wolken. Was noch fehlen mag zum Angriff der angeblichen Achtzigtauſend? Einigkeit? Oder ſind die ſchwarzrothgelben Armbinden noch nicht fertig? Cialdini ſteht bei Padua, die öſterreichiſche Südarmee ſcheint Venetien nur zum Theil geräumt zu haben. Die franzöſiſche Tricolore weht noch nicht, wie geſtern verlautete, in Verona. Eben ſo wenig iſt Prinz Napoleon nach Venedig und die kaiſerliche Mittelmeerflotte nach der Adria abgegangen. Dem Empereur ſollen die preußiſchen Ideen in Betreff des Friedens nicht gefallen, er ſoll ſogar geäußert haben, dieſelben ſeien nicht discutirbar. Woher die Kölniſche das wiſſen mag? Ein Troſt, daß Bismarck den Wahlſpruch des alten Blücher angenommen hat. Vorwärts! Je mehr man erobert, deſto weniger wird man ſchließlich bei Regulirung der Rechnung von ſeinen Eroberungen aufzugeben haben. Die öſterreichiſche Südarmee könnte, wie Sachverſtändige behaupten, vor Ablauf von drei Wochen nicht wohl an der Donau ſein, und dann wird Preußen den dreimalhunderttauſend Kaiſerlichen bei Wien eine gleiche Anzahl von Königlichen entgegenſtellen. Gegen den „Sieger von Cuſtozza" aber wird der Sieger von Königgrätz Rath wiſſen, und das Uebrige wird Herr Dreyſe beſorgen.

Sonnabend, 14. Juli. Früh hörte ich wieder die laute Stimme unſeres Fritſche im Hofe und beeilte mich, von ſeiner Unterhaltung mit dem Nachbar Kohlgärtner zu profitiren. „Ja, dieſe Nacht ſind ſie gekommen, auf zwei Parten. Es ſollen Lübecker ſein und Hamburger, lauter alte Kerls und was für Mützen! Mit Schirmen wie die Kohlenſchaufeln, und Gott, König und Vaterland darauf. Der Preuße muß jetzt ſchon das Letzte zuſammenkratzen, ſeit er neulich wieder 'ne Schlacht verloren hat". — „Welche denn"? — „Nun, die bei Kiſſingen, wo ihn die Baiern

zurückgejagt haben". — „So, wiſſen Sie das ſo gewiß"? — „Steht in der Zeitung, und Beuſt iſt auch in Paris und hat lange mit Napoleon zuſammengeſteckt. Ein paar ſchlaue Trabanten, nun kriegt der Preuße Sachſen gewiß nicht". — „So ſo, na na". — Ja, und haſt Du ſchon die ‚Nachrichten' geleſen die Geſchichte von dem ſächſiſchen Gardereiter, der jetzt in Dresden liegt? Das iſt ein Kerl! Kommen da fünf preußiſche Dragoner auf ihn los. Reißt aber nicht aus, ſondern haut und ſticht um ſich wie der Teufel, und das Pferd macht mit, beißt und ſchmeißt aus. Soll ſich ergeben, thut's aber nicht. Kuchen! ſagt er und haut und ſticht weiter, und wie der Säbel entzweigeht, mit dem Karabiner, bis ein preußiſcher Küraſſieroffizier kommt. Da ergiebt er ſich. Der aber greift in die Taſche: Biſt ein braver Soldat, hier haſt Du 'nen Thaler, trink einmal dafür". Die Geſchichte wird vermuthlich nicht ganz ſo geweſen ſein, wie mein phantaſievoller Morgenbote ſie erzählt, aber man freut ſich doch zu hören, daß unſere Leute ſich wacker ſchlagen, und nur das verdrießt, daß es für keine beſſere Sache geſchieht. Nicht erfreulich klingen Berichte von dem Betragen ſächſiſcher Jäger in Teplitz. Sie ſollen ſich dort höchſt übermüthig und händelſüchtig aufgeführt haben, und ſelbſt Fritſche meinte: „Lieber hundertmal Preußen als Einquartierung wie unſere Völker, wenn ſie jetzt zurückkämen, oder gar Baiern, die Alles zerbrechen und zerſchlagen".

Die „Lübecker und Hamburger" von heute Morgen waren, als ich mir ſie am Nachmittag näher betrachtete, preußiſche Landwehr mit rothen Achſelklappen, auf denen eine Zwölf, Leute aus der Gegend von Frankfurt an der Oder. Die Kohlenſchaufeln an den Mützen vermochte ich nicht zu entdecken. Fritſche wird eine Viſion gehabt haben. Gegen Abend rückte eine Abtheilung mecklenburgiſcher Dragoner ein, tüchtige Leute und

Pferde, die ganz darnach aussehen, als ob sie ihre Schuldigkeit thun würden. Diese Nacht sollen in drei Zügen noch drei Bataillone großherzogliche Infanterie eintreffen. Bisher war die Einquartierung mehr eine Zierde der Stadt. Wenn diese Mecklenburger kommen und da bleiben, wird sie von Vielen als Last empfunden werden. Wir würden dann sieben Bataillone Infanterie hier haben, und schon jetzt sieht es auf manchen Straßen so bunt wie in Potsdam aus. Mir sollen sie keine Last sein. Wer nicht mitkämpfen kann für Preußens Panier, der soll sich freuen, wenigstens dafür steuern zu dürfen.

Auch sonst zeigt der Krieg der Stadt täglich ein ernsteres Gesicht. Weitere Transporte von Verwundeten, darunter heute Abend einer von fast lauter Schwerblessirten. Drei Oesterreicher dabei, die in Betten gehüllt waren, fahl wie Leichen aussahen und wohl nicht wieder aufkommen werden. Einer, der einen furchtbaren Säbelhieb quer über den Kopf hatte, stöhnte laut, wenn der Wagen der Packträger, die ihn fortschafften, an ein Hinderniß stieß. Einem andern, der wie todt auf dem Rücken lag, stand röthlicher Schaum vor den Lippen. Was mögen die Unglücklichen auf der langen Fahrt gelitten haben!

Auswärtige Angelegenheiten noch immer befriedigend. Brief von S. aus Berlin: man will und wird annectiren. Die Zurückwerfung der Preußen Mythengebilde gewesen, die Baiern überall zurückgetrieben, wenn auch nach respectabler Gegenwehr. Die Frankfurter Reichsarmee denkt nicht mehr an Vorgehen nach Norden, nur noch an Vertheidigung der Mainlinie. Starker Exodus des Volkes Gottes aus der Bundesstadt nach der Schweiz und Frankreich. Deutet nicht auf besonderes Vertrauen der Börse zu dem Genie des Prinzen Alexander und zu der Widerstandsfähigkeit des militärischen Mischmaschs, den er befehligt. Unser Heer im Osten dem Feinde immer noch

dicht auf den Ferſen. Preußen über Brünn hinaus, Spitzen der weſtlichen Colonne, ſchweifende Huſaren, vermuthlich ſchon in Znaym, zehn oder zwölf Meilen nördlich von der Stadt mit der Hofburg. Selbſt der alte Fritz iſt niemals ſo tief nach Süden vorgedrungen, und bereits zittert Wien vor einem Sturm unſerer Blauen auf ſeine Schanzen. Manifeſt Kaiſerlich-Königlicher Majeſtät an die Ungarn, etwas kleinlaut, wie mich dünkt. Sollen ſich der Väter erinnern, Moriamur pro rege nostro rufen. Schweigen aber bis jetzt fein ſtille und laſſen die Geſchicke ſich erfüllen. Auch Napoleon macht im „Moniteur" eine freundliche Miene und läßt ſeine Franzoſen wiſſen, daß „ſein Verhältniß zum Preußenkönig immer das allerbeſte geweſen". Geht das ſo fort, ſo hat Preußen in ſieben Wochen mehr erobert als 1763 nach ſieben Jahren, und wir feiern dann wohl auch hier ein fröhliches Annexionsfeſt. Herrn v. Beuſt aber wäre dann das Verdienſt zuzuerkennen, durch ſeine verblendete Steifnackigkeit und ſeine Ränke einer der beſten Verbündeten der unitariſchen Idee geweſen zu ſein, und wir hängen dann ſein Bildniß an das eines gewiſſen coburg-gothaiſchen Geheimraths unmittelbar unter das des Grafen Bismarck, aber, um nicht zu Mißverſtändniſſen Anlaß zu geben, verkehrt.

Sonntag, 15. Juli. Ander Wetter in Fritſche's Ideenkreis. Woher, nicht zu errathen. „Laſſen Sie uns nur erſt Preußen werden", ſo hörte ich ihn dieſen Vormittag unten mit ſeiner Trompeterſtimme predigen, „Sie ſollen ſehen, Alles wird dann gut. Zuerſt werden ſie uns freilich ein Bischen mit den Militärgeſchichten quälen. Aber Steuern kriegen wir nicht ſo viel; denn der Preuße weiß, daß wir jetzt nicht viel gehabt haben, und er darf uns den Unterſchied nicht merken laſſen." Ohne Zweifel iſt Fritſchens Robert, der fleißig in

den Schenken der östlichen Dörfer verkehrt, als Barometer für die dort herrschende Stimmung anzusehen.

Die meisten Ortschaften vor dem Zeitzer Thore sind nach derselben Quelle jetzt mit mecklenburgischem Militär besetzt. Stötteritz hätte tausend Mann, was sicher übertrieben. „Lauter junge Kerle, hübsche, artige Leutchen; haben die ganze Nacht guten Jamaikarum getrunken und Karten gespielt" — was dem Berichterstatter offenbar imponirt hatte.

Mittag kommt Vetter Schwarze aus Wurzen. „Nun, große Dinge inzwischen passirt, nicht?" sage ich. — „Ja, das muß wahr sein, und mit den Kaiserlichen ists nichts, und mit unserm Alten wird's wohl aus sein. Mir ists recht, wenn wir preußisch werden, aber" — „Was aber?" — „Aber die Beamten — bei uns heißt's überall, Alles würde abgesetzt, wenn der Preuße das Land kriegte". Er dachte dabei an seinen Aeltesten auf dem Gerichte. Ich berichtigte seine Vorstellungen und bat ihn, die Berichtigung zu Hause weiter zu geben, was er versprach. Kann Preußen mit dem Annexionsgedanken hier deutlicher hervortreten, und giebt man den Beamten Beruhigung wegen ihrer persönlichen Stellung, so wird sehr bald von üblem Willen nicht viel mehr die Rede sein. An den Hof knüpft in der Provinz sicher nur Wenige eine warme Empfindung. Wo sollte sie auch herkommen? In Preußen ist das was Anderes.

Abends brachte ich den Vetter auf den Bahnhof, wo Alles schwarz von Menschen war. Als ich auf dem Rückwege über den Plauenschen Platz ging, kam ein weiteres Bataillon vom zwölften Landwehrregiment von der Berliner Bahn die Gerbergasse herauf getrommelt und gepfiffen. Ein ganz eigner alterthümlich kriegerischer Klang, diese schrillen Pickelflöten, bei dem ich, Gott weiß, warum, immer an Spartaner denken muß, und bei dem das Wetterleuchten der Läufe und Bayonnette über

der dunkelblauen Kriegswolke doppelt grimmig flimmert. Auf der Magdeburger Bahn war den drei mecklenburgiſchen Infanteriebataillonen von geſtern Abend und voriger Nacht Artillerie gefolgt, die aber gleich den Dragonern nicht in die Stadt, ſondern auf die Dörfer im Südweſten gelegt worden iſt, ſodaß wir in Leipzig ſelbſt bis jetzt nur Preußen und nicht ſieben, ſondern nur fünf Bataillone ſowie etwas Kavallerie, im Ganzen ungefähr viertauſend Mann Einquartierung haben.

Die Zahl der Verwundeten in unſern Spitälern iſt ebenfalls geſtiegen, es ſollen deren jetzt gegen dreizehnhundert hier liegen. Als ich an den Bahnhöfen war, wurden mehrere Schwerbleſſirte in Siechkörben von Soldaten und Packträgern über die Promenade getragen. Einer hat, als er aus dem Waggon gehoben worden, die Umſtehenden flehentlich gebeten, ihm ein paar Eimer kaltes Waſſer über den furchtbar geſchwollenen Schenkel zu gießen, was auch — vielleicht nicht zu ſeinem Heil — geſchehen iſt. Einen Andern haben ſie als Leiche im Coupé gefunden. Immer düſterer zeigt auch uns Friedensmenſchen der alte Kriegsgott ſein Geſicht. Noch hat die Stadt ſeine Stimme nicht gehört. Werden auch wir ſie noch vernehmen? Ich glaube nicht. Bei Wien und Frankfurt iſt's, wo die Geſchicke Deutſchlands entſchieden werden.

Abends. Wieder ein größerer Sieg der Preußen, vielleicht ein entſcheidender, telegraphirt, dießmal im Südweſten. Aſchaffenburg genommen, Baiern, wie es ſcheint, vereinigt mit Oeſterreichern und Darmſtädtern zurückgetrieben, Bundestag mit Gänſefüßchen auf und davon gewatſchelt nach Augsburg. Schwarzrothgelber Talisman alſo wirklich nichts gegen die Zündnadeln geholfen, und Reichsarmee wirklich die alte Reißausarmee. Sollte mich nicht wundern, wenn ſie nun bald die Flinte ins Korn würfe.

Wie hat man ſich zu hüten, nicht übermüthig zu werden und den Tag vor dem Abende zu loben! Nur bei Trautenau, Auſchwitz und Langenſalza ein paar geringfügige, bald wieder gut gemachte Schlappen. Sonſt Sieger und Sieger und immer wieder Sieger — in der That, unſer Befreiungsheer ſcheint unwiderſtehlich, und ſelbſt eine Niederlage an der Donau würde ihm ſchwerlich viel von der durch eine ſolche beiſpielloſe Reihenfolge von glücklich geführten Schlägen geweckten Zuverſicht nehmen können. Mit einer derartigen Niederlage iſts aber wohl noch in weitem Felde. Das k. k. Kriegsminiſterium packt, um nach Peſt, die Preßleitung packt, um nach Graz, andere Behörden packen, um nach andern Orten überzuſiedeln, läßt ſich die Augsburgerin von einem ihrer Preßjüdchen aus Wien ſchreiben, und wenn dieſer kluge Politicus ſich in ſeiner Angſt unter Anderem damit tröſtet, daß Befehl gegeben ſei, die im Wiener Arſenale lagernden Gewehre unverzüglich in Hinterladerbüchſen zu verwandeln, ſo weiß man wirklich nicht, was man mehr belächeln ſoll, den Wunderglauben an die Langmuth der Preußen, die darauf warten müßten, oder die Vorſtellung, daß ein k. k. Befehl das Mirakel zu Stande bringen könnte, die Kuhfüße im Arſenal im Handumdrehen zu Schießzeug zu machen, das dem preußiſchen ebenbürtig wäre. Indeß darf man Dergleichen den Wienern nicht zu hoch anrechnen. Iſt's doch das Volk der Stadt Groß-Abdera, aus der vor ein paar Jahren das ebenſo erhabene als erheiternde Wort erklang: „Ich finde, das Deficit hat aufzuhören".

Montag, 16. Juli. Hans brachte heute das Gerücht mit aus der Stadt, daß die ganze Reichsarmee bei Aſchaffenburg geſchlagen worden und in eiliger Flucht nach Schwaben hinauf begriffen ſei. Verluſt an Menſchen und Kanonen ungeheuer. Aſchaffenburg niedergebrannt. Wohl Uebertreibung.

Nachmittags marſchirte unſer Gardebataillon die Straße nach Dresden hinaus. Man ſagt, nach Taucha, und um Platz zu machen für noch ein Bataillon Landwehr. Ich bin überzeugt, daß ihnen kein Tadel oder Vorwurf folgt, und daß Viele den ſcheidenden Kriegern eine freundliche Erinnerung bewahren werden.

Unter der Landwehr vom zwölften Regiment befinden ſich Propheten. Einer der Leute — er war aus Ortrand — weiſſagte heute meinem Cigarrenmanne. „Sechſe für zwei Silbergroſchen. Wollte ſagen, Neugroſchen. Schadet aber nichts; denn in ein paar Monaten heißt's hier in Sachſen auch Silbergroſchen". — „Da werden Sie Recht haben", erwiderte der Kaufmann. „Wenigſtens haben Andere von Ihrem Regiment in ähnlichen Dingen die Wahrheit prophezeit. Es ſind Tuchmacher aus Lübben", fuhr er, zu mir gewendet, fort, „die bei mir zur Meſſe wohnen. Letzte Oſtern ſagten ſie, geben Sie Acht, Herr Schuhmann, dieſen Sommer noch kommen wir wieder nach Leipzig, aber in zweierlei Tuch mit blanken Knöpfen, und richtig, da ſind ſie jetzt in der blauen Jacke mit rothem Kragen".

Bezeichnender Unterſchied zwiſchen der preußiſchen und der öſterreichiſchen Armee. Wie hier Soldaten als alte Bekannte kamen, ſo neulich in Stettin oder Küſtrin ein paar kaiſerliche Weißröcke. Die Differenz war nur, daß jene als Eroberer, dieſe als Gefangne ſich präſentirten, und daß jene eigentlich ehrbare Tuchweber, dieſe — die Geſchichte unſerm Sch. von ſeinem Bruder geſchrieben — ihrem bürgerlichen Berufe nach fahrende Leute, Bärenführer waren.

Das in dieſen Tagen verbreitete Gerücht, die Preußen bereiteten eine Beſchießung des Königſteins vor, beſtätigt ſich nicht — glücklicher Weiſe! Das Grüne Gewölbe fort, und nun auch noch die Feſtung in Ruinen geſchoſſen, das wäre zu viel

Herzeleid für unſere Spießbürger zwiſchen Feldſchlößchen und Kammerdieners. Es fehlte dann nur noch, daß man das große Vogelſchießen verböte, das dritte der einzigen Dinge auf Erden, für die ſie ſich außer der „Herrſchaft" und Excellenz von Beuſt zu begeiſtern vermochten.

Abends durchs Zeitungsfenſter in die Welt hinaus geſehen, und überall im Weſten und Südoſten die Sterne Preußens helleuchtend und in günſtiger Conſtellation. In Mähren die blauen Musketiere, Huſaren und Kanonen in raſchem Vordringen, ein Trupp ſchon im Oberöſterreichiſchen. Die Kaiſerin von einem Bittgang zu den Ungarn unverrichteter Sache nach Wien zurück. Will's noch einmal verſuchen, vermuthlich à la Maria Thereſia mit den Kinderchen an der Hand. Die gehoffte Inſurrection der getreuen Magyaren ſoll Görgey commandiren. Wie weit es doch mit dem alten ſtolzen Hauſe Habsburg gekommen iſt ſeit Olmütz, ſeit dem Fürſtentage von Dreiundſechzig! Hochgebietend, hochſtrebend dem Ziele nahe, dann widerwillig von Bismarck ins Schlepptau genommen und gelöſt von altherkömmlicher Verbindung, gebückt in den Bund zurückgekehrt und mit ihm niedergeworfen. Zuletzt bitten gegangen bei Napoleon, bei den mißhandelten Ungarn, bei Görgey, dem Rebellengeneral, und Alles nichts geholfen. Der große Beuſt in Paris ohne Erfolg abgefahren. Die Italiener ſetzen den Krieg fort. Der eine Flügel der Reichsarmee zerſprengt, jedenfalls gründlich geſchlagen. Fürwahr, ſelbſt der Ungenügſamſte könnte vom Schickſale nicht mehr verlangen. Ich wage es aber auf alle Gefahr hin und wünſche, daß das preußiſche Volk den feſten Willen und Entſchluß kundgebe, was es mit ſeinem Blut erobert, wenigſtens ſo weit es nördlich von Erzgebirge und Main gelegen, zu behalten. Mit dem alten Nationalvereinsprogramm iſt uns nicht gedient, und die Führer des

Vereins ſind unzweifelhaft charmante Volksverſammlungspräſidenten, ſcheinen aber nicht zu begreifen, daß die Dinge nach einem Kriege anders angeſehen ſein wollen, als vor einem ſolchen. Oder ſtellen ſich die Herren von der ewigen und unausbleiblichen Reſolution etwa vor, daß die Helden von Nachod und Trautenau, Gitſchin und Königgrätz geſtorben ſein ſollen für ihre juriſtiſche Fiction, für den halbſchürigen Bundesſtaat, in welchem die faule Welfenwirthſchaft, der ganze Haß gegen die wahre deutſche Einheit und das ganze Ränkeſpiel von Beuſt und Genoſſen gegen Preußen conſervirt wäre? Es giebt keinen „berechtigten Particularismus", und die preußiſchen Zeitungen ſollten es ſich bei Zeiten angelegen ſein laſſen, dieſer Täuſchung wie andern Hirngeſpinnſten unſrer liberalen Doctrinäre ein Ende zu machen und der Regierung, wenn ſie, wie zu erwarten, bis zur Grenze des Möglichen annectiren will, aus dem Volke ein lautes millionenſtimmiges „So ſei es!" zu ſchaffen.

Dienstag, 17. Juli. Geſtern wieder eine Anzahl Leicht- und Schwerverwundete angekommen, aber nur, um auf der Bahn nach Weißenfels weiterzugehen. Die Stadt wimmelt von Uniformen, namentlich auch von mecklenburgiſchen, von Gardiſten, Jägern, Artilleriſten und Dragonern. Auch die Vorſtädte haben jetzt großentheils Einquartierung, und in Reudnitz iſt preußiſche Garde eingerückt. Das Volk häufiger mit den Mecklenburgern im Verkehr und Geſpräch geſehen als mit den Preußen — ſicher nicht blos, weil jene was Neues ſind.

Draußen wieder ein glückliches Gefecht der Pickelhauben mit den Kaiſerlichen und den Sachſen bei Olmütz und ſechzehn Geſchütze erbeutet. Wie uns die letzten Tage verwöhnt haben, daß wir darin nichts Beſonderes ſehen! Die Oeſterreicher ſetzen ihre Retirade in Mähren fort, ſie ſollen nach Preßburg wollen. Wenn das ſo weiter geht, haben wir ſie in acht Tagen in

Peterwardein unten und vor Ende des Monats in der Türkei. Endlich hat sich Prinz Alexanders Amalgam wirklich bei unsern Leuten Schläge geholt und sogar zweimal: bei Laufach der Angriff von Seiten der darmhessischen Division und die Hiebe von der Brigade Wrangel, bei Aschaffenburg ein österreichisch-kurhessisch-baierisches Trifolium von den Zündnadeln zerstört, fünfzehnhundert Weißröcke gefangen, ein kaiserlicher General, der dieß durch sein Genie dem rasch vordringenden Vogel v. Falkenstein ermöglicht hat. Die Königliche Hoheit von Darmstadt nach München echappirt, natürlich die Schatulle in der Kutsche. Was das läuft! Nächstens wird auch der nassauische Großrittergutsbesitzer von unsern Blauen depossedirt sein, und morgen hoffe ich die Freude zu erleben, daß Frankfurt preußische Garnison zu begrüßen hat. In der That, unsre Sache schreitet mit Siebenmeilenstiefeln vorwärts, soviel Tage, soviel Siege! Ceterum censeo: es muß so viel als irgend thunlich, annectirt werden.

Mittwoch, 18. Juli. Früh einen Gang nach Connewitz gemacht, wo eine mecklenburgische Batterie exercirte. Prächtige Pferde vor den Geschützen, die Kanoniere wie die ganze Infanterie in Mützen ausgerückt, die Trainsoldaten tragen wollene Blousen, Alles sehr praktisch und solid. Es heißt, wenn unser Reservecorps, zu dem gestern noch zwei Bataillone Garde gestoßen sein sollen, und zu welchem heute noch eins erwartet wird, vollzählig wäre, so würde es nach Süden aufbrechen, um über Hof einen Stoß ins Herz von Franken zu thun, wohin sich schon von Hildburghausen aus preußische Truppen in Bewegung zu setzen anfingen. Wie traurig bist Du zerstoben, hellblaues Baiernphantom unsrer Volksmythe!

Telegraph heute nur das Eine von Interesse gebracht, daß die k. k. Südarmee mit einem ihrer Corps im Anzuge auf

Wien, daß aber Cialdini eifrig dabei, dem Reſte den Weg zu verlegen. Zu der Nachricht, daß Frankfurt von den Preußen beſetzt worden, ſagt man jetzt nur noch: Geſegnete Mahlzeit!

Schaudererregend und kaum denkbar, daß ſo rapides Siegen unſrer blauen Soldaten mit nichts Beſſerem enden ſollte, als mit dem ſchwarzrothgoldnen Bundesſtaat derer, die den Pelz waſchen wollen, ohne ihn naß zu machen. Neunmal lieber, wenn nur die Wahl wäre zwiſchen dieſer großen Halbheit und einem ſchwarzweißen Einheitsſtaate — Preußen = 19½, Sachſen = 2⅛, Hannover = 1⅞, Kurheſſen = ¾, Schleswig-Holſtein = 1, Naſſau, Frankfurt und noch ein paar Kleinigkeiten = ½ Million, Summa ſechsundzwanzig Millionen tüchtiger, auf gut arrondirtem Terrain beiſammenwohnender Norddeutſcher — neunundneunzig Mal lieber ein ſolches Großpreußen zum Anfang vom Ende, als den ſüddeutſchen Idealismus, den ſüddeutſchen Dünkel und den ſüddeutſchen Preußenhaß jetzt ſchon in unſere Zukunftsrechnung aufgenommen. Aufgeſchoben iſt nicht aufgehoben. Daher nochmaliges Ceterum censeo: es muß ſo gründlich, als es die Gegenwart zuläßt, annectirt werden. Ich habe gute Hoffnung, daß man in Berlin auf Seiten der Maßgebenden, wenn abgerechnet wird, gleicher Meinung ſein und ſich nicht an die doctrinären Velleitäten der guten Freunde kehren wird, die das Recht der Eroberung nicht mehr anerkennen wollen.

Sechſte Woche.

Donnerstag, 19. Juli. Die neu eingetroffenen Pommern vom 9. Linienregiment ſind wieder zur größeren Hälfte Leute von auffallend langer und kräftiger Statur. Ob ſolchen Rieſen immer eine beſonders gutartige und ſanfte Gemüthsart inne-

wohnt, weiß ich nicht zu ſagen. Nach dieſen zu urtheilen, müßte es die Regel ſein. Wie dankbar und wie beſcheiden und anſpruchslos betrugen ſich die beiden hochgewachſenen Zündnadelmänner, die wir geſtern als Einquartierung erhielten, für jede Aufmerkſamkeit, die ihnen erwieſen wurde, und welche eine manierliche, faſt möchte ich ſagen, vornehme Haltung zeigten ſie den Hausgenoſſen gegenüber, obwohl der eine nur ein Schuhmacher aus einer Kleinſtadt, der andere ein Bauersſohn war, und daſſelbe Lob hörte ich auch von andern Quartiergebern den ihnen Zugetheilten geben. Nirgends ſcheinen ungebührliche Zumuthungen, Dreiſtigkeiten, Aufſchneidereien und Windbeuteleien vorgekommen zu ſein, wie ſie der Volksglaube ſich bis auf den Krieg mit dem Auftreten jedes Preußen gegen Nichtpreußen ewig und untheilbar verbunden vorſtellte. Wir tranken ſelbſtverſtändlich mit ihnen ein rechtſchaffenes Glas Wein auf die ſiegreiche Armee und ihren König, der auch unſer König werden muß. Vivat!

Am Vormittag drunten im Hofe wieder das Kriegsgerücht bei der Arbeit. Der Brotmann erzählte dem Sandmann: die Preußen ſind von den Oeſterreichern und Sachſen geſchlagen und in eiliger Flucht nach Prag. Dem Prinzen Friedrich Karl haben ſie den Arm abgeſchoſſen — natürlich war der gute Zieler ein ſächſiſcher Kanonier. Ein dritter Mann aus dem Volke kommt dazu nnd beſtätigt die Sache, als ob er dabei zugeſehen. Geſtern hätte auf dem Königſtein den ganzen Tag eine große weiß und grüne Flagge geweht, auch hätte es in der Zeitung geſtanden. Ich bin überzeugt, daß derartige Fabeln zum guten Theile von Dresden her und von hieſigen Anhängern der alten Wirthſchaft abſichtlich erfunden und unter die Menge geſtreut ſind, um deren Bewunderung des preußiſchen Sieges-

laufes zu ſchwächen und die damit verbundene Einkehr in vernünftiges politiſches Denken möglichſt zu hindern.

Nachmittags der Auguſtusplatz ein recht buntes und vielbewegtes militäriſches Bild. Um alle Ecken kommt es getrommelt und gepfiffen: Landwehr in Käppis, Linie in Pickelhauben, Mecklenburger in Mützen. Aus der Grimmaiſchen Straße bewegt ſich ein neu eingetroffenes pommerſches Bataillon nach der Poſt hin, vom Roßplatze her bringen Landwehrleute einen Transport geheilter Verwundeter von den Kaiſerlichen als Gefangne nach der Eiſenbahn, überall auf den Gaſſen blaues, rothes und weißes Tuch, allenthalben hört man in der Ferne dumpfes Trommeln, und wo man es nicht hört, glaubt man es zu hören.

Zeitungsnachrichten auch heute gut. Die Preußen in Lundenburg und Stockerau. In der Hofburg iſt das Barometer ſo weit herunter, daß man von Volksbewaffnung ſpricht — ein Plan, zu deſſen Ausführung die Apoſtoliſche Majeſtät Herrn Kolb von der Neuen Frankfurterin kommen laſſen könnte, der ſeit Jahren darauf gedrungen hat, und der jetzt von den Preußen unfreiwilligen Urlaub erhalten haben wird. Von den Badenern iſt es ganz ſtill geworden, von der Streitmacht des Königs am Neſenbach verlautet auch nichts mehr, von den Naſſauern nur, daß ihr Herzog ſich wie der Darmſtädter rechtzeitig ins Trockne gebracht hat, man ſagt, vorläufig nach Mannheim. König Johann ſoll, wie Freunde von Scherz berichten, nach der Schweiz ſein, um das Bürgerrecht in einem der Urkantone nachzuſuchen. Nach Andern wäre er in Peſt, alſo auf dem Wege nach der Türkei. Wenn wir Friedrich von Schleswig-Holſtein mitrechnen dürften, ſo hätten wir nun ſchon ein halb Dutzend unſerer angeſtammten Landesväter durch den Krieg eingebüßt, und wenn Wittelsbach und Schwaben ſich

nicht ſputen, Frieden zu machen, ſo werden ſie ebenfalls ans Einpacken ihrer Koffer denken müſſen. Ihre Hoffnung in Paris läßt ſie gegen das Sprichwort zu Schande werden. Der „Moniteur" ſagt jetzt mit dürren Worten, der Kaiſer hätte weder je an bewaffnete Vermittelung im Streite zwiſchen Oeſterreich und Preußen, noch daran gedacht, Italien zum Abſchluſſe eines Waffenſtillſtandes ohne Preußens Einwilligung zu nöthigen, und der „Staatsanzeiger" bringt jetzt den Paragraphen des Vertrags zwiſchen dem Berliner und dem Florentiner Kabinet, in welchem die beiden Regierungen ſich verpflichten, einſeitig weder einen Waffenſtillſtand noch Frieden zu ſchließen. Das Uniſicationswerk wird alſo fortgehen, es wäre denn, daß die öſterreichiſche Landwehr, die ſie jetzt in Wien zu bilden im Sinne haben, ſich dazwiſchen ſtellte. Dann wirds bedenklich.

Freitag, 20. Juli. Früh zwiſchen vier und fünf Uhr großes Trommeln und Blaſen auf den Straßen. Unſere Einquartierung geht fort, desgleichen ein beträchtlicher Theil der übrigen hier liegenden Truppen. Das 9. pommerſche Regiment marſchirte zuerſt aus, dann folgten lange Züge anderer Preußen und ein Bataillon Mecklenburger. Auch von den Orten der Umgegend ſoll heute das Militär aufgebrochen ſein. Alles hätte, wie Hans verſichert, die Helme zurückgelaſſen und wäre nur in Mützen ausgerückt. Die Truppen, die ich bei uns vorüberziehen ſah, waren durchgehends in beſter Stimmung. Die Garde ſang das Preußenlied, andere Bataillone andere patriotiſche Geſänge. Sie zogen ſämmtlich auf den Thonberg zu, wohin weiter, war früh mit Sicherheit nicht zu erfahren, unſere Einquartierung wollte wiſſen, nach Glogau, andere behaupteten nach Grimma, ein Hauptmann hatte verlauten laſſen, nach Hof, was mir das Glaublichſte zu ſein ſcheint, obwohl

der nächſte Weg dahin nicht die Chauſſee nach Grimma, ſondern die bairiſche Eiſenbahn iſt.

Die Stimmung im hieſigen Volke, ein ſtetes Auf und Nieder, ſcheint wieder einmal ſtark herunter zu ſein. Das Baierngeſpenſt iſt jetzt wohl zu weit unter den ſüdlichen Horizont verſcheucht, um ſelbſt unſern Viſionären noch ſichtbar zu ſein. Der große Sieg der Sachſen und Oeſterreicher über die Preußen, der geſtern zum dritten Male ſeit Königgrätz hatte tröſten ſollen, iſt auch ſpurlos verraucht. „Mein Sohn ſchreibt mir", ſagt Schuhmacher Brehme ſoeben, „daß er ſchon dreimal mit dabei geweſen iſt, und allemal hätten ſie verlieren müſſen. Es wäre Zeit, daß man ſie heimgehen ließe". Die Köchin aber iſt jetzt zu der Anſicht gelangt, daß ihr Granatkanonier am Beſten verſorgt wäre, wenn er gefangen genommen würde — eine Meinung, die unſer guter altmodiſcher Hausdoctor, vor drei Wochen ziemlich loyal, wenn auch mit Phlegma, jetzt ſtark preußiſch, auf die geſammte ſächſiſche Armee ausdehnen möchte. „Der König braucht nicht mitzukommen", ſetzte er ſchelmiſch blinzelnd hinzu.

Abends erfahren, daß geſtern noch verſchiedene Bataillone, darunter ein altenburgiſches, von Erfurt hier angekommen und durchgerückt, und daß dieſelben ebenſo wie die heute Morgen abmarſchirten Truppen zunächſt nach Zwickau, dann nach Hof oder Eger beſtimmt ſind.

Im Süden iſt nun ſpäteſtens in kommender Woche eine neue große Schlacht zu erwarten. Wenn unſere Preußen ſiegen, wird ſie die letzte dieſes Krieges ſein. Der neue Oberbefehlshaber der Oeſterreicher und ihres ſächſiſchen Appendixes, Erzherzog Albrecht, hat einen Tagesbefehl an das alliirte Heer erlaſſen, der nichts gelernt und nur die Logik vergeſſen hat. Die Soldaten ſollen „mit heißem Verlangen, ein unverdientes

Mißgeſchick zu rächen, ſich nach der Gelegenheit ſehnen, dem Uebermuthe des Feindes ein Ende zu machen". Phraſen! Die Preußen ſind eher alles Andere als übermüthig, und die Sehnſucht der Armee, ſicherlich die der ſächſiſchen, geht ſchwerlich auf Rache, ſondern aller Wahrſcheinlichkeit zufolge nach Hauſe. „Laßt uns unerſchütterlich vertrauen auf Gott, der die gerechte Sache beſchützt". Wie herkömmlich. „Auf unſere Monarchen, welche von uns die Wahrung der Wohlfahrt ihrer Völker erwarten". Wirklich nichts weiter? Und was heißt hier Wohlfahrt? „Laßt uns vertrauen auf die eigene Kraft, die ſich mit jeder neuen Aufgabe neu belebt". Dachte ſich die Kaiſerliche Hoheit hierbei wirklich etwas? Uns Laien in der Ferne ſcheint, Vertrauen auf die Florisdorfer Schanzen wäre ſolider, als Vertrauen auf die Kraft, die ſich hinter Nachod bei Skalitz, hinter Trautenau bei Königinhof, hinter Podol bei Münchengrätz, hinter Münchengrätz bei Gitſchin und nach allen dieſen Niederlagen noch einmal bei Königgrätz neu belebte, aber immer nur, um ſofort wieder in Ohnmacht zu fallen. Zum Schluſſe ſollen die Truppen „getroſt zum Entſcheidungskampfe ſchreiten mit dem alten Ruf: Es lebe der Kaiſer"! Das iſt doch einmal Farbe bekannt nach ſo vielen Phraſen. Daß Franz Joſeph der Kaiſer von heute bleibt, der unter der Hand Deutſchland beherrſcht und benutzt, dafür kämpft auch ihr Sachſen in der Meinung der Oeſterreicher. Weiter hat es keinen Zweck. Wir hier in Leipzig danken für gütige Belehrung, nur war ſie für uns eigentlich nicht von Nöthen.

Sonnabend, 21. Juli. Man bereitet für nächſten Dienstag ein großartiges Concert im Schützenhauſe vor, bei welchem Theaterkapelle und Gewandhausorcheſter mitwirken werden, um die Kaſſe zu füllen, die in den Schooß der Verwaltung der internationalen Lazarethe Leipzigs geleert werden

ſoll. Andere Muſikchöre haben ſich bereits anderwärts für ähnliche Zwecke hören laſſen. Lobenswerth von ihnen. Aber daß ſchon ſolche Zugmittel nöthig ſind! Wie weit haben wir Deutſchen doch noch bis zu den Amerikanern? Auch das zeigt den Unterſchied zwiſchen Großſtaat und Kleinſtaat. Das Gewaltigſte geſchieht hier wie dort, aber die Aufopferung geht dort auf Flügeln, hier auf Krücken ans Werk. Kleinſtädtiſch bedarf der Menſch im Kleinſtaat, gewöhnt, Alles kleinlich aufzufaſſen, nach wenigen Wochen ſchon Unterſtützung ſeiner Freigebigkeit durch Gemüthlichkeiten, die mit dem großen Leben nichts zu ſchaffen haben, durch Concerte, Kegelſchubskaſſen, Sammlungen bei den letzten Gläſern fröhlicher Kindtaufsſchmäuſe u. dergl.

Man ſammelt auch für die Familien unſerer ſächſiſchen Einberufenen, und wir könnten uns freuen, daß hier ziemlich reiche Spenden einlaufen, wenn nur bei den Aufrufen und Rechenſchaftsberichten dem Sammler nicht bisweilen das lange Ohr des ſpezifiſch ſächſiſchen Patriotismus aus dem Mantel der Mildthätigkeit herausführe.

In den Zeitungen dieſen Nachmittag nichts Neues von ungewöhnlichem Intereſſe, als daß der linke Flügel der Preußen vor Wien am Ufer der March auf Preßburg hin operirt, daß Herwarth v. Bittenfeld, ſelbſt Wiener Nachrichten zufolge, hart an der Donau bei Tuln ſteht, und daß v. d. Mülbe mit einem ſtarken Corps über Budweis auf Linz marſchirt. Der Kampf an der Donau würde demzufolge ungefähr auf ebenſo weitgeſtreckter Linie entbrennen wie vor drei Wochen die erſten Kriegsfeuer in Böhmen.

Das ſächſiſche Hülfscorps der Hofburg iſt ſeit einigen Tagen in Wien und lagert theils auf der Schmelz, theils im Prater. Nach der Augsburgerin wären die Leute in „einer faſt über-

müthigen Laune" angekommen. Das Papier iſt darüber nicht roth geworden, und ſo wird es wohl wahr ſein. Dann aber war es ohne Zweifel der ungewohnte öſterreichiſche Wein, der den Uebermuth zu Wege brachte. Ein kleines Heer, das binnen ſechs Tagen bei aller Tapferkeit ſechs Mal geſchlagen worden, und welches in einem Feldzuge von nicht ganz ſechs Wochen von achtundzwanzigtauſend auf zwanzigtauſend Mann herunter gekommen iſt, pflegt nüchternen Muthes nicht an maßlos guter Laune zu leiden.

Italien bleibt treu, aber langſam und, wie mir vorkommt, recht ſchwächlich. Nutzte uns mit ſeiner großen Armee bis jetzt kaum mehr als den Kaiſerlichen der Soldatenlärm des Bundesrumpfs im Südweſten. Vielleicht wirds nun beſſer. Die Landarmee ſcheint ſich theilweiſe an die Belagerung Mantuas zu machen, theilweiſe den Siegern von Cuſtozza den Abmarſch nach den nördlicheren Provinzen des Hauſes Habsburg verſperren zu wollen. Auch die Flotte iſt endlich in Bewegung gekommen, und zwar iſt es auf die Beſitznahme der Inſel Liſſa abgeſehen, was auf einen Plan zur Landung von Truppen in Dalmatien oder Kroatien ſchließen läßt.

Abends ſpät noch neue Friedensnachrichten. Es wäre gut, wenn man auch von unſerm Standpunkte ſagen könnte: Friedenshoffnungen. Nach dem „Moniteur" hat die öſterreichiſche Regierung in Paris angezeigt, daß ſie den Vorſchlag Preußens, ſich fünf Tage hindurch jeder Feindſeligkeit zu enthalten, annehme, und daß ſie in dieſer Zeit die Gutheißung oder Verwerfung der Friedenspräliminarien von ihrer Seite mittheilen werde. Hier ſcheint die Depeſche ſich nicht genau auszudrücken. Waffenſtillſtand ohne vorläufige Zuſtimmung zu den Hauptforderungen des Siegers galt bisher für unmöglich. Uebrigens Annehmen oder Ablehnen — für beide Fälle iſt,

meine ich, geſorgt. Wird angenommen, ſo dürfen wir uns hier in Sachſen damit tröſten, daß die preußiſche Diplomatie, welche dann den Frieden zu vollenden hat, nicht in den Händen eines Hardenberg, ſondern in denen eines Bismarck liegt, der gewiß nicht zu wenig fordern und zu viel nachlaſſen wird. Wird abgelehnt, ſo werden das gute Auge Moltkes und die Erfindung Dreyſes weiter ihre Schuldigkeit gegen den zweiköpfigen Adler an der Wiener Vogelſtange thun, und wir Unitarier werden dann noch viel weniger zu fürchten haben, daß unſere Hoffnungen nur zur kleineren Hälfte erfüllt werden.

Sonntag, 22. Juli. Früh in Zwenkau, wo die Stimmung etwa wie in Wurzen. Nur der Cigarrenmacher und Seinesgleichen brennt für Sachſen, und auch der nur für die Armee, nicht für den König, von dem man auch hier faſt nirgends reden hört.

Nachmittags in die Stadt. Es waren für heute wieder Truppen angeſagt, und man ſprach von dreitauſend Mann. Gegen vier Uhr war davon in den ſüdlichen Theilen Leipzigs nichts zu ſehen, man traf überhaupt nur auf wenig Soldaten, die meiſt dem zweiten Landwehr- und dem zwölften Infanterieregimente angehörten. Dagegen war der ganze Plauenſche Platz blau von preußiſchen Uniformen und metallen von Helm- und Bayonnettſpitzen. Es waren circa tauſend Mann vom ſechsundzwanzigſten Regiment, und das ſiebenundzwanzigſte ſowie das ſechsundſechzigſte ſind ebenfalls ſchon angelangt. Ich höre von einem Unteroffizier, daß ſie auf eine Depeſche warten, die entſcheiden ſoll, ob ſie vorläufig bleiben oder ſofort nach Dresden weitergehen. Später ſehe ich, daß ſie geblieben ſind, und ſo hätten wir denn heute Abend wieder fünf Bataillone Infanterie, vier Zündnadel- und ein Miniébataillon, als Garniſon.

Auf der Börſenhalle Depeſche aus Paris, von geſtern und „aus ſicherſter Quelle". Oeſterreich willigt ein, aus dem deutſchen

Bunde zu ſcheiden und eine Neubildung deſſelben ohne ſeine Theilnahme anzuerkennen. Nun das wäre doch etwas; es muß aber beſſer kommen, wenn es uns gefallen ſoll. Mit der Neubildung des Bundes können wir warten, auch mit dem Parlamente eilt es wenigſtens mir nicht. Vorher, dünkt mich, muß mit gewiſſen Trümmern aufgeräumt, die Landkarte neu geordnet werden, worein das Parlament nichts zu reden hat. Oder ſoll die dumme Phraſe vom Selbſtbeſtimmungsrechte des Volkes auch hier ſich wieder breit machen dürfen? Schleswig-Holſtein, Hannover, Kurheſſen, faſt ganz Darmheſſen, desgleichen Naſſau, Frankfurt, Meiningen und ein Stück von Nordbaiern, endlich das Königreich Sachſen ſind in dem gerechteſten aller Kriege von Preußen erobert worden. Werden Bismarck und König Wilhelm alles das oder auch nur einen erheblichen Theil davon aus Gründen des Gefühls, aus Großmuth, aus Rückſicht auf die Verblendung des particulariſtiſchen Pöbels in dieſen Staaten, aus Schonung alter Häuſer, aus Hochachtung vor den Bürgermeiſterperücken, die jetzt vom Schlachtenſturm in den Staub der Straße geweht ſind, aus Reſpect vor der Bundesſtaatsdoctrin des Nationalvereins, oder um die immer wieder annoncirte Waare der moraliſchen Eroberungen dafür einzutauſchen, wieder an die bisherigen Großrittergutsbeſitzer herausgeben? Freiwillig? Der große Friedrich würde ſich im Grabe umdrehen. Nur gezwungen alſo, mit Hülfe Napoleons gezwungen. Aber Napoleon hat ſchwerlich ein Intereſſe daran, den norddeutſchen Mittelſtaaten das Leben zu erhalten, und hätte er eins, ſo ginge es ihm ſicher nicht über gutes Einvernehmen mit Preußen. Daher erneutes Ceterum censeo: annectiren, was in Nord- und Mitteldeutſchland ſich „bundestreu" erwieſen. Kann man Naſſau, das nördliche Darmheſſen und Frankfurt ſowie Anſpach und

Bayreuth, die alten Hohenzollernſchen Lande, dazu haben,*) deſto beſſer. Preußen hat lange genug geſäet, es muß einmal ernten, um wieder ſäen zu können.

Was ich mir als erſte Maßregel der Sieger in Frankfurt erwartete, iſt eingetreten. Sechs plus fünfundzwanzig Millionen Gulden Beiſteuer zum Kriege der Stadt auferlegt, das Wörtchen „frei" vor ihr bis auf Weiteres kaſſirt. Vae victis! ſagte Herr v. Varnbühler. Hätte nur gemeint, zehn plus zwanzig Millionen wären eine rundere Summe. Sonſt finde ich die Contribution in Anbetracht des vielen Fettes, welches Frankfurt ſich in dem bisherigen Bundesſumpf angemäſtet, nicht unbillig. Die preußiſche Mainarmee ſchon zum größeren Theile ſüdlich von dort — ohne Ruhe und Raſt frißt und arbeitet ſich das Verderben tiefer hinunter in das Land der „Kriſcher" an Mittelrhein und Neckar, und die „Weinknochen" halten es nicht auf. Reichsarmee von Neuem ins Ungewiſſe verſchwunden. Ruht vermuthlich irgendwo in einem idylliſchen Thale von ihren Thaten aus. Daß man doch mit dieſer ſüdweſtdeutſchen Ecke und ihrem wahnwitzigen Dünkel nicht eher Frieden ſchlöſſe, als bis ſie all ihr Schießzeug, Kanonen, Musketen und Piſtolen nach Berlin abgeliefert, und die Fahnen und Standarten gleichermaßen. Nur eine ſehr eindringliche Lection wird hier wirken, nur ein Teufel treibt den andern aus. Die Franken ſind wackere Leute, die Kurheſſen nur durch Mißgeſchick in ſchlechte Geſellſchaft gerathen, die meiſten Naſſauer ſähen ihren Herzog lieber bei dem preußiſchen Heere und vermuthlich noch lieber auf einer preußiſchen Feſtung, auch die Badner ſollten — „um etlicher Gerechten willen" — nach Möglichkeit geſchont werden. Die Uebrigen, vorzüglich die „Deutſcheſten der Deutſchen" im Schwabenlande,

*) Ich bemerke, daß Bismarck an letztere, ſowie überhaupt an Theilungen niemals gedacht, vielmehr davon abgerathen hat.

dahin, wohin sie gehören, sub jugum, eine mächtige Geldstrafe wegen Mißbrauchs von Schießgewehr und unbefugter Ausübung von Regierungshandlungen in Hohenzollern, Quos ego und dann ihrem Nachdenken überlassen.

(Spätere Randglosse. Ei, ei, was für hitzige und grobe Phantasien! Der politisch Denkende ist nicht rachsüchtig. Er straft nicht, sondern betreibt seinen Vortheil, und der besteht hier nicht darin, daß man Deutsche durch Deutsche mißhandeln und schänden läßt.)

Die Herren Italiener gefallen mir als Soldaten immer weniger. Sie scheinen nur da zu sein, um sich von den Kaiserlichen schlagen zu lassen, um durch ihre Niederlagen unsere Siege wenigstens in ihren moralischen Wirkungen zu schwächen. Es kommt aus Wien, wenn ein Telegramm meldet, daß die italienische Flotte bei Lissa von der schwächeren österreichischen geschlagen und verjagt worden, und wenn es sich offiziell nennt, so brauchte es deshalb doch nicht wahr zu sein, wenn es nicht so viele Details enthielte. Es wird daher im Wesentlichen richtig sein, und wir sind um eine Illusion ärmer. Wir dachten bis jetzt, unsere Alliirten leisteten wenigstens zur See mehr als ihre Gegner. Aergerlich, aber um so glorreicher, wenn Preußen so den Kampf mit Oesterreich und ganz Süddeutschland fast so gut wie allein bestanden haben wird.

Montag, 23. Juli. In Ermangelung von Lust zu Besserem vergegenwärtigte ich mir heute Morgen durch Zeichnung einer Karte die Gestalt, die Preußen im Frieden gewinnen sollte und wahrscheinlich gewinnen wird, wenn es seine militärischen Eroberungen diplomatisch gut vertheidigt. Es ist nicht allzuviel, und die Taille bleibt an einigen Stellen, z. B. zwischen dem Striche, wo Preußen an das südliche Mecklenburg grenzt, und der Grenze bei Zeitz und Naumburg, dünn genug. Aber

es ist doch ein schöner Fortschritt, und namentlich thut dem Auge die stattliche Breite zwischen der Königsau und dem untern Maine wohl, wo ich mir die Grenzlinie von Mainz über Frankfurt (mit Annexion beider Städte) gezogen und dann etwas südlich über Hanau, darauf von Fulda, zuletzt von Meiningen auf Suhl zu strebend denke. Wie ein nach Mehr ausgestreckter Arm ungefähr sieht Bayreuth und Anspach aus, welches sich schmal an das sächsisch gewesene Voigtland anschließt und fast bis nach Heilbronn und Ingolstadt hinabreicht. Die vielen und zum Theil nicht kleinen Enclaven im Norden stören etwas und lassen volles Behagen nicht aufkommen, müssen aber ehrlich und im Bewußtsein ihrer Unschädlichkeit ertragen werden.

Hm, da hielt ich meine Karte schon für ein Bild der Wirklichkeit. Wie doch auch in ruhigen Gemüthern der deutsche Sanguiniker und Träumer steckt, und wie herb oft sein Erwachen ist, wenn er am Schönsten geträumt hat! Ich war kaum fertig mit meiner Zeichnung, als Sch. hereinkam, augenscheinlich aufgeregt, verdrießlich, entrüstet. „Da schlag' eins doch ein Rad"! begann er. „Nichts sollen sie haben für all das Blut und all den Sieg als das langweilige Schleswig-Holstein oben, das sie schon besitzen, und eine Verbindung zwischen ihren östlichen und westlichen Landestheilen, etwa das Göttingensche und ein Stück Hessen. Von allem Uebrigen nicht die Rede, am Wenigsten von Sachsen. Sie, liebster Freund, kriegen die ganze alte Wirthschaft wieder, daneben eine Art von norddeutschem Bundesstaat mit großem Redeübungsverein, der sich Parlament nennen wird. Die Italiener, die etwa so viel wie nichts geleistet, die nichts als zwei Niederlagen erlitten haben, bekommen, was sie begehren, wir (Fritz Sch. ist geborner Preuße) nicht den vierten Theil dessen, was wir brauchen und sauer verdient haben. Es ist zum Auswachsen".

Ich tröstete den betrübten Mann, obschon mir selber nicht wohl zu Muthe war. Woher er das Alles wisse? — „Soll in der ‚Provinzial-Correspondenz' stehen". — Das wäre schlimm genug, doch könnte ichs noch nicht recht glauben, es wäre doch fast undenkbar nach alledem, was vorgegangen.

Da kam ein Packträger, der uns eine neue Extrabeilage der Brockhausischen anbot, und das Erste, worauf meine Augen fallen, ist die Pariser Depesche: „Ein Anschlag an der Börse besagt, Oesterreich hat die Friedenspräliminarien angenommen". Jetzt begann auch ich zu glauben, was Sch. so sehr verstimmt hatte. Es scheint aus zu sein mit einem großen Theil unsrer Hoffnungen, wenn nicht noch eine günstigere Wendung eintritt. Das einzige Erfreuliche an der ganzen Extrabeilage war eine Nachricht aus Leer: „In den bedeutenderen Städten und den meisten Landbezirken Ostfrieslands werden Adressen für Vereinigung mit Preußen vorbereitet". Wenn das weiter um sich griffe! Bei uns in Sachsen ist leider daran nicht wohl zu denken. Wir bekommen den König Johann wieder, den lächelnden Beust und — im Verhältniß zu Frankfurt — etwa fünfzig Millionen Kriegsschulden. Herz, was willst Du mehr?

Dienstag, 24. Juli. Früh bringt der Doctor die Nachricht: in Chemnitz großer Aufstand der Arbeiter und Abmarsch eines Theils der Leipziger Garnison dahin. Denke, es wird nicht so schlimm sein, und man wird die aufsässige Masse bald zu Paaren treiben und gehörig abstrafen.

Um zwei Uhr ging ein Zug mit grünen Anhaltinern, die während der Fahrt „Vivat Preußen" gerufen haben sollen, von der Magdeburger oder Berliner über die Verbindungsbahn nach der Baierischen und bald darauf nach Süden ab. Schon vorige Nacht sollen, wie es heißt, tausend Mann derselben durchpassirt sein. Glückliche Leute, wenn es in Baiern

noch zu kämpfen gilt! Denn ſchon geſtern wurde gemeldet, daß die ſüdſtaatlichen Miniſter ſich in München zuſammengeſetzt haben, ſehr wahrſcheinlich, um zu berathen, wie auf anſtändige Weiſe und mit möglichſt wenig Schaden und Einbuße von Preußen Friede zu erlangen. Morgenſtern von Bamberg, wo biſt Du hin verſunken?

Abends erfuhr man, daß in Chemnitz allerdings Unruhen ſtattgefunden haben, aber nicht aus politiſchen Gründen. Militär wäre keins dahin abgegangen, dagegen das vorgeſtern hier eingetroffene Bataillon der Sechsundzwanziger nach Dresden.

Sehr erfreut wird namentlich unſere Kaufleute die Aufhebung der von militäriſcher Seite angeordneten Beſchränkung des Poſtverkehrs haben, die heute bekannt wird. Wir können die Wiener und Frankfurter Zeitungen wieder haben, letztere freilich nur, ſoweit ſie noch exiſtiren, und die bisherige obligatoriſche dreitägige Lagerungsfriſt aller nach Feindesland, insbeſondere nach Oeſterreich gerichteten Briefe iſt beſeitigt. Auch die Sperrung gewiſſer Routen für den Poſtbetrieb wird nun wohl bald ein Ende nehmen und ſo Alles allgemach in das alte bequeme Geleis zurückkehren. Alles? Ich meine den Poſtverkehr. Daß das Andere nicht dahin zurückkehrt, wird — ich war geſtern wohl kleinmüthiger als zu rechtfertigen — der Himmel verhüten und der Graf Bismarck.

Zuletzt noch die angenehme Notiz, daß unſer Reſervecorps in Hof angelangt iſt und dort circa ſechzig Baiern gefangen genommen hat. Werden ſich beim Seidel verſpätet haben. Ein guter Anfang, und bald mehr davon.

Mittwoch, 25. Juli. Expellas furca, tamen usque recurret! Treib's mit dem Bayonnet hinaus, trotzdem kommt's wieder Dir ins Haus. Ich meine, die Treffen in Franken wären hinreichend geweſen, unſerm Dorfvolke das Baiern-

geſpenſt aus dem Kopfe zu verſcheuchen. Aber wie man ſich täuſchen kann! Die Leute haben nun einmal ihr Herz an den blauen Popanz gehangen. Ein dunkles Gefühl, daß Baiern der einzige Mittelſtaat, der wie eine Macht ausſieht, mag dahin wirken, und richtig, heute Morgen ruft Kohlgärtner Fritſches Stentorſtimme unten dem vorübergehenden Scheerenſchleifer und Siebmacher zu: „Heda, wiſſen Sie's ſchon: Preußen ordentliche Dreſche gekriegt" — er ſcheint alſo wieder einmal umgeſchlagen — „Die Baiern haben's ihnen gegeben, wie es riecht und ſchmeckt, Ihr ganzes Brot weggenommen. Dreitauſend Mecklenburger auf der Stelle übergegangen. In Chemnitz haben ſie den Kanonendonner deutlich gehört". — Ich mußte an mich halten, um ihm nicht hinabzurufen: „Nun laſſen Sie vernünftige Chriſtenmenſchen mit Ihrem verwünſchten Biereſel endlich in Frieden"! Als ich Nachmittags die Zeitung bekam, war nicht das Mindeſte darin, was ſich als Kern des Gerüchts hätte deuten laſſen, im Gegentheil, die angenehme Nachricht, daß Herr v. d. Pfordten mit ſeinen Bemühungen um einen Waffenſtillſtand bei den Preußen abgefahren. Alſo doch Marſch nach München und Stuttgart und gründliche Abſtrafung der „Bundestreue", vielleicht Reunion Anſpachs und Bayreuths?

Geſtern hat's große Verſammlung unſerer Leiſen und Halben vom Nationalverein, trockne Pelzwäſche und Zurechtmachung des Bundesſtaatsideals gegeben. Herr Profeſſor Biedermann natürlich Vorſitzender und Hauptſtimmführer, es geht gar nicht anders. Muß durchaus mit dabei ſein, „wirken", die Weltgeſchichte käme ſonſt nicht vom Flecke. Es iſt überaus komiſch, großen Menſchen und Dingen dieſe eiteln, immer geſchäftigen Reſolutionsdrechsler zwiſchen den Beinen durchlaufen und der Welt ihre Philiſterpolitik anbieten zu ſehen, wo die Kanonen noch nicht einmal ausgeredet haben. Daß dieſe Partei noch immer nicht ahnt,

wie ihr doctrinärer Schnack durch den Krieg ins alte Eisen gelegt worden ist, und daß man sich beim Frieden um alles Andere eher als um ihre tugendhaften Wünsche kümmern wird, ist freilich nicht zu verwundern. Verblendung aus übergroßem Selbstgefühl ist ja immer ein Grundzug dieser aus superklugem Professorenthum und aufgeblasenem höheren Spießbürgerthum zusammengeflossnen Gesellschaft gewesen.

Siebente Woche.

Donnerstag, 26. Juli. Heute kam O. von Dresden zum Besuch. Dort befinden sich jetzt nicht mehr als etwa fünftausend Preußen. Die Schanzen auf der altstädter Seite sind fertig. Sie bilden einen Halbkreis nach Südosten, Süden und Südwesten und sind fünf an Zahl, jede für zehn bis zwölf Geschütze eingerichtet. Eine liegt beim Lämmchen am Wege nach Blasewitz, eine zweite nördlich vom Großen Garten, links von der Straße nach Pirna, eine dritte am Ende des Großen Gartens, eine vierte bei Räcknitz, die fünfte und letzte endlich in der Gegend des Schusterhauses. Ein eignes Leben soll an dem Tage, wo Herwarth v. Bittenfelds Hauptarmee Dresden verließ, um über Hohenstein und Neustadt nach Böhmen zu gehen, in der Prager Vorstadt geherrscht haben. O. erzählt, daß die zurückgebliebenen Preußen mit aller Bestimmtheit einen Angriff der Sachsen und Oesterreicher auf Dresden erwartet, und daß dieselben Befehl gehabt, die Position auf Tod und Leben zu vertheidigen. Ein Hauptpunkt wäre dabei das Taubstummeninstitut vor dem Falkenschlage gewesen. Hier hätte der Director, wie er O. selbst berichtet, die Offiziere des Hauptquartiers ihre Testamente machen sehen. Drei katholische Geistliche wären

den ganzen einen Tag beſchäftigt geweſen, die Beichte der Soldaten zu hören. Der Director hätte ein ganzes Käſtchen voll Ringe gehabt, die ihm Offiziere und Gemeine für den Fall, daß ſie den Kampf nicht überlebten, zur Beſorgung an die Adreſſen übergeben, welche auf daran befeſtigten Zettelchen geſtanden. Jeden Augenblick wäre das ganze Inſtitut bereit geweſen, in die Keller zu flüchten. Jene Thermopylenſtimmung hatte volle vierundzwanzig Stunden die Leute in Spannung erhalten. Dann erſt hatte man Gewißheit bekommen, daß die Feinde nicht daran dachten, nach Norden vorzudringen.

Oeſterreich hat, wie der „Moniteur" meldet, die Friedensgrundlagen, welche ſeinen Austritt aus dem Bunde einſchließen, nun endgültig angenommen, und bei Wien herrſcht Waffenruhe, deren Eintritt leider einen neuen Sieg der Preußen bei Preßburg, die Beſetzung dieſer Stadt und die Gefangennahme einer öſterreichiſchen Brigade mitten in glücklicher Entwickelung abgebrochen hat. Dagegen haben die Italiener noch Zeit gehabt, endlich eine kleine hübſche Victorie zu gewinnen. Medici mit einem Theile der Garibaldiſchen Freiwilligen hat die Kaiſerlichen bei Borgo im Valſugano geſchlagen und marſchirt auf Trient. Auch der preußiſche Siegeszug im Südweſten hat ſeinen flotten Fortgang. Die Schwarzrothgelben von Manteuffel bei Biſchofsheim und Werbach geklopft, Mainarmee bereits auf badiſchem Boden, Frankfurt weiter gezüchtigt nach Verdienſt, Souveränetät bis auf Weiteres — hoffentlich für alle Zeit — ausgeſtrichen, hoher Senat zu einfachem ſtädtiſchen Magiſtrat, hoher geſetzgebender Körper zu gewöhnlicher Stadtverordnetenverſammlung degradirt, der republikaniſche Kram mit herzoglich naſſauiſchem und großherzoglich darmheſſiſchem in einen Topf geworfen. Der Krug geht ſo lange zu Waſſer, bis er bricht.

Auch bei uns ſcheint man etwas energiſcher auftreten zu

wollen. Wenigſtens meldet die „Norddeutſche Allgemeine Zeitung" wegen Renitenz eines Theiles der Beamten und Hartnäckigkeit des Commandanten auf dem Königſtein ſei in der Regelung der ſächſiſchen Verhältniſſe eine durchgreifende Aenderung zu erwarten. Geht wohl vorzüglich auf die Landescommiſſion, mit der man ſich preußiſcherſeits von Anfang an gar nicht hätte einlaſſen ſollen.

Freitag, 27. Juli. Dieſen Morgen mit M. geſprochen, der das Hauptquartier der zweiten Reſervearmee nach Hof begleitet hat. In Reichenbach nette kleine Geſchichte paſſirt. Die reußiſche Karoline hatte, als ſie Preußens ernſtliche Ungnade gemerkt (das Ländchen iſt jetzt von Altenburgern beſetzt), ſich ohne Verzug möglichſt klein gemacht, ihre Armee desarmirt, ihr die Röcke ausgezogen und ſie nach Hauſe geſchickt — kurz: ungefähr Vogel Strauß mit dem Kopf im Buſch geſpielt. Dennoch mußte die gute Dame erleben, daß man ſie nach Kriegsrecht behandelte und ihr wenigſtens einen Gefangnen abnahm. Das ging aber ſo zu. Ein wißbegieriger Feldwebel vom reußiſchen Bataillon wünſcht die Mecklenburger nach Baiern gehen zu ſehen und begiebt ſich zu dieſem Zwecke auf den Reichenbacher Bahnhof. Sein böſer Genius räth ihm, dort in Uniform zu erſcheinen. Als der Zug mit dem Großherzog und ſeinem Stabe ankommt, bemerkt ein Adjutant den ihm unbekannten Rock, fragt und wird belehrt: „Ein reußiſcher Feldwebel". „Hm", denkt er, „dächte mit der Macht wären wir im Kriege", und meldet die Sache der Königlichen Hoheit. Dieſe läßt ſich den Mann kommen, und nach einigem Hin- und Herreden wird derſelbe benachrichtigt, daß er Gefangner ſei und in dem Zuge mit weiter müſſe. So dampft er wirklich mit bis Hof, wo man ihn endlich entläßt und mit einem der nächſten Züge wieder nach Reichenbach zurückbringt. Wer

den Schaden hat, darf für den Spott nicht ſorgen. Auf dem Reichenbacher Bahnhof hatte ſich das an unſerm Feldwebel bewährt, und ſo bat er, ihn weiter bis nach Werdau mitzunehmen, wo er ſich bei Nacht heim begeben wolle, was ihm denn auch zugeſtanden wurde.

Nachmittags Telegramm aus Paris: Am 26. Juli Friedenspräliminarien in Nikolsburg unterzeichnet, Waffenruhe in Waffenſtillſtand verwandelt, Preußen bleibt bis zum Frieden in Böhmen und Mähren ſtehen. Oeſterreich, ſo heißt es, ebenfalls aus Paris, hält an zwei Punkten feſt: ungeſchmälerter Beſtand des Reiches und Rückkehr des Königs von Sachſen in ſeine Staaten. Ich meine, über das Letztere wird es mit ſich reden laſſen. Ein gutes Stück des Königreichs wird, denke ich, den Preußen verbleiben. Mindeſtens Leipzig mit Umgebung, ohnehin, wie die Dresdener ſagen, ein unechter Stein in der Krone des Hauſes Wettin, und wahrſcheinlich die Lauſitz.

Aus Süddeutſchland die Nachricht, daß Edelsheim ſeine Entlaſſung hat — ob genommen oder bekommen, iſt nicht geſagt, auch im Grunde nicht von weltgeſchichtlicher Bedeutung. In München hält, wie ein Telegramm mit wichtiger Miene meldet, Herr v. d. Pfordten unerſchütterlich an der alten bairiſchen Maxime feſt, daß Baiern keinem Bunde angehören kann, in dem ſich nur eine der beiden Großmächte befindet. So ſo, na na. Wenn Excellenz nicht mag, ſo wird ſie ja wohl nicht mögen. Und unerſchütterlich. Es könnte einem Angſt werden. Aber in München, Herr Miniſter, ſprechen wir uns über die Sache noch einmal. Inzwiſchen, verehrte, unerſchütterliche Excellenz, haben Sie die Gefälligkeit, ſich die guten Freunde in Frankfurt zu betrachten und an ihnen zu erkennen, daß auch heutzutage noch manchmal Hochmuth vor dem Falle kommt.

Sonnabend, 28. Juli. Die Stadt leert ſich allmählich

wieder von Soldaten, und viel seltener schon wie in den letzten acht Tagen begegnet man noch auf den Straßen der zweierlei Tuch mit Metallknöpfen tragenden Menschheit. Gestern haben uns die Sechsundsechziger auf der Dresdener Bahn verlassen und heute Morgen sind ihnen die Siebenundzwanziger in derselben Richtung, wie man hört, zu Fuße gefolgt. Das bisher in Privatquartieren untergebrachte Bataillon des zwölften Landwehrregiments hat nun in die Militärkaserne in der Pleißenburg verlegt werden können.

Man begegnet jetzt ziemlich häufig aus preußischer Gefangenschaft zurückgekehrten sächsischen Soldaten. Ruhm und starkes Selbstgefühl bringen sie nicht mit, vielleicht aber haben sie sich während des Feldzugs einen Begriff davon erworben, was es heißt, dem Hause Habsburg zu dienen. Nach den Verlustlisten, die jetzt veröffentlicht sind, hat die sächsische Armee im Ganzen an Todten 13 Offiziere und 132 Unteroffiziere und Gemeine, an Verwundeten 39 Offiziere und 979 Mann von den beiden andern Klassen, endlich an Vermißten (größtentheils wohl Gefangnen) 2 Offiziere und 1225 andere Soldaten eingebüßt — eine starke Hekatombe für die Hausgötter der Dynastien Habsburg und Wettin, die aber auch — mag es sich so oder anders gestalten — aller Wahrscheinlichkeit nach die letzte sein wird. Aus Wien schreibt man der Augsburgerin, daß zwischen der sächsischen und der österreichischen Mannschaft durchaus kein kameradschaftliches Verhältniß besteht — was bei der halbbarbarischen Natur und dem Sprachenbabel der letzteren nicht verwundert — und daß die Offiziere der einen die der andern nicht mehr salutiren. Wie? Hätte man sächsischerseits etwa die durch den Krieg und die nähere Bekanntschaft mit den Schattenseiten der k. k. Soldatesca gewonnene Ansicht von letzterer, die einer unsrer Offiziere in diesen Tagen in einem

Brief an seine Familie mit Worten stärkster Abneigung ausdrückte, nicht ganz verbergen können? Oder hätte man österreichischerseits den Sachsen zu deutlich merken lassen, daß man sie als sich untergeordnet betrachte. Ich vermuthe, beides wird der Fall gewesen sein, und wie angenehm muß das Schicksal sein, sich monatelang — denn auf baldige Rückkehr der Leute in die Heimath ist kaum zu rechnen — geringschätzig von Alliirten begegnen zu lassen, die man selbst geringschätzt!

Im Südwesten Alles nach Wunsch. Mecklenburg und Manteuffel rücken wacker vor. Letzterer hat den Baiern wieder ein paar für die Preußen günstige Gefechte geliefert. Der Hof am Nesenbach bringt schon sein Silberzeug nach der Schweiz in Sicherheit. Garstiges Ferſengeld geben diese süddeutschen Großsprecher, die, Baiern und Reichsarmee zusammengezählt, mindestens mit hunderttausend Mann an sich gewiß ganz tüchtiger Truppen, den zwei- bis fünfundvierzigtausend Preußen Manteuffels und ihren kleinen Hülfsheeren aus Oldenburg u. s. w. gegenüberstehen. In einem der vorhergehenden Treffen ist der Hauptmann Königer von den Darmstädtern gefallen. Als patriotisch denkender und ziemlich stark preußisch gesinnter Militärschriftsteller wird er von hiesigen Politikern von der Farbe des Nationalvereins als tragisches Opfer des Conflicts zwischen Fahneneid und politischem Gewissen betrachtet und lebhaft beklagt, und ich habe nichts gegen die Lehre, die man daraus ziehen hört. — — —

Sonntag, 29. Juli. Das spezifisch sächsische patriotische Kriegsgerücht lebt und arbeitet noch immer mit allen Kräften. Gestern berichtete es: Die Preußen von den Sachsen bei Wien geschlagen, ihr Kronprinz gefangen, sein Herr Vater hat ihn reclamirt, im Weigerungsfalle mit einem Bombardement Dresdens gedroht und von König Johann die Antwort erhalten: Dann

ſchießen wir ihn todt. Heute ſind die Mecklenburger, wie Fritſche's Kohlgärtner ſich erzählen, von den Baiern ſchreckbar in die Pfanne gehauen worden, von der preußiſchen Compagnie, die in Anger einquartiert war, ſind nur vier Mann noch am Leben. Wo die Kataſtrophe die Unglücklichen ereilt hat, weiß Berichterſtatter nicht, „aber wahr iſt's, Vollbedingen ſein Landwehrmann hat's geſchrieben". Die Zeitung und der Telegraph melden uns nichts davon — „die Preußen laſſen ſie's nicht ſagen", meint das Volk — ſie berichten, wie wir's nachgerade gewohnt ſind, nur Erfreuliches: der Großherzog von Mecklenburg mit den Truppen des zweiten Armeecorps wohlbehalten in Bayreuth eingerückt, Manteuffel von der andern Seite vor Würzburg erſchienen, welches von ſeinen Batterien beherrſcht wird und zu kapituliren begehrt, vorher wieder ein paar nette kleine Siege der Zündnadeln bei Helmſtedt und Uettingen, wobei der Prinz Ludwig einen Denkzettel bekommen. Meiningen zur Erkenntniß gekommen und nun auch aus dem Bunde getreten. Zu ſpät, Sereniſſime, Bund exiſtirt ſeit ſechs Wochen nicht mehr, Liga, die ſich als ſolcher geberdete, hat ſich ſchon reſolvirt, Preußen gute Worte zu geben, aber die Ruthe exiſtirt, die auch für Hoheiten und Durchlauchten gebunden iſt, nicht blos für unartige Republiken, wie wir hoffen wollen.

In Nikolsburg alſo am 26. die Friedensbaſis von den öſterreichiſchen Unterhändlern — vermuthlich mit ſaurer Miene — wirklich unterzeichnet. Das Habsburgiſche Nationenconglomerat ſcheidet aus Deutſchland aus, beläſtigt und bedroht es nicht mehr mit ſeinem Egoismus, knüpft es nicht mehr an ſeine Geſchicke, ſtört nicht mehr die nun raſch wachſende Einheit des Nordens, tritt ſeine Rechte an Schleswig-Holſtein an König Wilhelm ab und zahlt einen Theil der Koſten des Krieges, der die Hofburg gedemüthigt und dahin geſchoben,

wohin sie gehört. Sehr erquickend, dieser Abschluß des Streites! Ebenfalls recht wohlthuend, daß der Flügeladjutant, den der nun betteln gehende Hochmuth Welfs des Letzten nach Nikolsburg zu Unterhandlungen geschickt, kurz und rund abgewiesen worden. Mag sich auf Flaschen ziehen und in Spiritus setzen lassen, dieser Hochmuth, und dann ins Welfenmuseum mit ihm neben die ehrwürdige Welfenhose „bis ans Ende der Tage". Mit gefallener Größe hätte man billig Mitleid, gefallene Geschwollenheit ist ein Casus, der lachen macht, wie der zerplatzte Frosch, der sich aufblies.

Auch in Betreff der übrigen nord- und mitteldeutschen Satelliten des Wiener Gestirns zeigt das Zeitungsfernrohr günstigere Aspecten als neulich von Sch. gemeldet wurden. Man giebt allerdings nicht viel auf die Berichte der Presse, indeß stimmen sie diesmal im Wesentlichen überein, und so könnte man trauen. Darnach aber stände es mit der Rectification der preußischen Grenzen ungefähr folgendermaßen. Wie nicht blos das südliche, sondern das ganze Hannover preußische Provinz wird, so auch das Land des erlauchten gefangnen Kurhutes in Stettin, die ganze Domäne des gnädigsten Protectors der Wiesbadener Spielhölle, der Norden von Darmhessen und unser werthes Frankfurt. Dazu in Nordbaiern Proclamation angeschlagen, in welcher man unter Anderm den Wink liest, daß der Name Bayreuth in Preußen von alten Erinnerungen her guten Klang habe, was Herrn v. d. Pfordten Stoff zum Nachdenken geben wird, zumal wenn, wie zu hoffen, bald weiter südwestlich eine zweite Proclamation erfolgt, die den Namen Anspach nicht minder guten Klang haben läßt. So käme es doch schließlich in wesentlichen Stücken auf meine Karte hinaus, und Graf Bismarck verstünde nicht blos, was wir längst wußten, Preußens Interessen besser, als seine Gegner zugeben

wollten, ſondern wäre auch in der Lage, ſich beſſer nach dieſem Verſtändniß einzurichten, als ſelbſt ſeine Verehrer bis jetzt zu hoffen wagten. So könnte man es mit dem Bundesſtaate wagen.

Nur was aus unſerm Sachſen nach dieſen Zeitungsberichten werden ſoll, ſtört die Freude. Ich ſehe einen Palmſonntag particulariſtiſcher Loyalität heranziehen aus der Ferne, Rautenzweige auf den Weg geſtreut, Ehrenpforten erbaut von Peterswaldau bis vor's Georgenthor, weiß und grüne Jungfrauen, weiß und grüne Fahnen, Kanonendonner und Glockengeläute. Reden und Gedichte feiern den endlichen Triumph des „guten Rechts" und lächeln durch Thränen über die vergangene „ſchwere Prüfung". Allgemeine Rührung über die Wiederkehr der alten Gemüthlichkeit. Mir wird ganz grün und weiß vor den Augen und übel um den Magen. Ich ſchmecke Galle im Munde und rieche die parfumirte Fäulniß wieder, die Beuſt um ſich zu verbreiten pflegte. Ein anderes Bild; man hat ſich zu hüten, denn die Cholera geht in Leipzig um.

In Dresden die „Reform" von den Preußen unterdrückt. Ganz in der Ordnung, war eine von den kleinen Aasfliegen, die aus der Verrottung der öffentlichen Meinung unter Beuſt's Regiment aufſtiegen und die unſaubere Natur auch jetzt in reiner Luft nicht verleugnen konnten. Der Königſtein auf eingeholte Erlaubniß ſächſiſcher Majeſtät in partibus zahm geworden. Soll fortan nicht mehr Zwing-Uri für Eiſenbahn und Elbſchifffahrt ſpielen. Hübſch von ihm. Verſpreche ihm zur Belohnung für Sinneswechſel bald eine Beſatzung von ſchmucken preußiſchen Kanonieren und Musketieren.

Abends die Welt draußen revidirt und unſere Sache bei guter Geſundheit und gedeihlichem Fortſchritt gefunden wie

nun ſeit Wochen. In Baden großer und hocherfreulicher Umſchwung: Edelsheim die Thür gewieſen, Mathy, rein preußiſch, nichts von Nationalvereins-Halbheiten, energiſch, feurige Seele unter ruhiger Aeußerlichkeit, faſt fanatiſch und despotiſch, ganz der Mann, um gründlich aufzuräumen und Ordnung zu ſtiften, Premierminiſter des aufathmenden Großherzogs, Jolly Inneres, das klingt nach etwas und läßt viel vergeſſen, viel erwarten. Wenn man nur damit auch das Volk mit ſeinen ſchwarzen Schleichern und ſeinen rothen Schreiern umgeſtalten könnte! Varnbüler und Dalwigk Bittgang nach dem preußiſchen Hauptquartier angetreten, wo Collega Pfordten ſich Waffenſtillſtand vom 2. Auguſt an ausgewirkt. Haben ſich den Prinzen Wilhelm von Württemberg mitgenommen, wie ich annehme, um hofmäßiger behandelt zu werden, als dieſe Afterſtaatsmänner nach ihrem Auftreten gegen Preußen und die unitariſche Idee von Rechtswegen verdienten. Prinz Friedrich Wilhelm von Heſſen ſoll in Paris unter den Fittichen des kaiſerlichen Adlers Schutz für ſein bedrohtes kurheſſiſches Erbrecht ſuchen. Stände ihm gut zu Geſicht und iſt nicht unwahrſcheinlich. Thät desgleichen, wenn mir recht iſt, ſchon in der Frage der Elbherzogthümer. Aber der Adler wird mit kühlem Lächeln vor dem petitionirenden Sperlinge die Achſeln zucken und höflich bedauern, für diesmal nicht helfen zu können. Könnte hinzufügen, wozu gerade das alte Rittergütchen. Hoheit hätte ja ſonſt zu leben wie die andern vom Kriege beſchädigten gnädigen, gnädigſten und allergnädigſten Herrſchaften.

Im Südoſten hat die Garniſon von Thereſienſtadt am 29., alſo drei Tage nach dem Waffenſtillſtand, die dortige Strombrücke geſprengt — unverſtändlich, wozu noch der Lärm, das Stück hat ausgeſpielt. Sonſt nichts Bemerkenswerthes von da als Belagerungszuſtand in Wien, vor dem die „Oſtdeutſche

Post" ihre patriotische Orgel stillstehen läßt, und schroffer Bescheid des übelgelaunten Kaisers auf eine liberal gefärbte Adresse des Wiener Gemeinderathes.

Im Südwesten Mecklenburger und unsere letzte preußische Einquartierung ein munteres Gefecht mit den Himmelblauen König Otto's bestanden, ein Bataillon seines Leibregiments zersprengt, ein paar Hundert Gefangene gemacht. Ihr fürstlicher Führer hat von dem Regierungsbezirk Oberfranken im Namen des Königs von Preußen „Besitz genommen", ein Ausdruck, der, wenn ich mich recht erinnere, bisher bei Occupationen nicht Stil war und vielleicht wieder in München zu denken geben wird. Manteuffel beschießt die Citadelle von Würzburg, die — was in Baiern ungefähr selbstverständlich — nicht in vertheidigungsfähigem Zustand ist. Wenn sich das so weiter spinnt, so wird man bis zum zweiten August am Main eine recht stattliche Basis zu ersprießlichen Unterhandlungen in Betreff der althohenzollernschen Stammlande in Franken haben, „deren Namen sich in Preußen von alten Erinnerungen her guten Klanges erfreuen", und in denen wohl auch die Bevölkerung dem glaubensverwandten Königshause im Norden noch Sympathien bewahrt.

Dienstag, 31. Juli. Diesen Morgen Besuch von R. aus Dresden gehabt, der eine nette Anekdote von da mitbrachte. Er hatte auf der Terrasse einen entlassenen Verwundeten von der sächsischen Armee getroffen, der sehr übel auf die österreichischen Kameraden zu sprechen gewesen. Die Verpflegung in Böhmen hätte sie hungern lassen, und statt Quartiere zu bekommen, hätten sie, auch wo es solche gegeben, in Nacht und Nebel unter freiem Himmel campiren müssen. Bei Königsgrätz blessirt, wäre er mit Andern zu Wagen nach einer österreichischen Ambulance gebracht worden, und dabei hätten ihm

die guten Freunde aus Böhmen ſeinen Torniſter wegpractizirt. Nirgends wäre Ordnung und Ehrlichkeit geweſen. „Da machtens Ihnen die Preußen, von denen wir hernachens gefangen wurden, ganz anders. Wenn Einer ſeinen Torniſter abgab, da klebten ſie ihm eine Nummer drauf, und ebenſo eine bekam der Mann, und wenn er dann ſeine Sachen wieder haben wollte, brauchte er blos ſeinen Zettel mit der Nummer vorzuweiſen. Mauſen aber wie die Böhmaken — nein, das kommt bei den Preußen nicht vor". Ein Weißundgrüner hatte eingeworfen, ſo ſchlimm könnte es doch bei den Kaiſerlichen nicht ſtehen, Erzähler ſähe ja ganz voll und munter aus. Er war aber von dieſem mit dem Beſcheid abgefertigt worden, das müſſe er beſſer wiſſen, und was ſein gutes Ausſehen beträfe, ſo hätte er das der preußiſchen Gefangenſchaft zu verdanken.

Auch hier wird über die Oeſterreicher geklagt. „Es waren unter den Verwundeten ordentliche Leute", erzählte Doctor N., „aber noch mehr unordentliche. Früh ſchon verlangten ſie Spirituoſen, und ihre Begriffe von Mein und Dein befanden ſich in bedauerlicher Gährung. Namentlich trat das ihnen gelieferte Bettzeug Wanderungen an, die es auf unrechte Wege, z. B. vor die Thür und in die Hände dienſtfertiger Dritter brachten, welche dafür die Flaſche füllten". N. hatte das aus eigner Beobachtung und von Collegen. Von einem Preußen das zu denken, wäre kaum möglich, von einem dieſer Tſchechen und Hannaken findet man's natürlich. Wie der Herr, ſo das Geſchirr, d. h.: „Wer je in einen Zweig der k. k. Militärverwaltung hineingeblickt hat", ſchrieb uns vor einiger Zeit ein ehemaliger öſterreichiſcher Offizier, „der weiß, was da auch manchen vornehmen Leuten an den Fingern hängen bleibt", und „Wien iſt ein abfaulender Düngerhaufen", ſagte einmal

ſehr unhöflich, aber vermuthlich ſehr wahr der Feldmarſchall-Leutnant v. Welden.

Auch unter den ſächſiſchen Patrioten der höheren Stände lebt der Aberglaube an das Baierngeſpenſt und läßt es große Dinge verrichten. Bei Roßbrunn hat es, wie einem hieſigen Buchhändler geſchrieben worden, den Preußen übel mitgeſpielt und ihnen nicht weniger als ſechzehn Kanonen abgenommen, was gewiſſe alte Herren in der Harmonie ſehr erbaut.

Wie jener kurheſſiſche Prinz in Paris, ſo hätte der Welfenkönig in London Schutz und Hülfe nachgeſucht, von Her Majestys Miniſtern aber den Beſcheid erhalten, daß ſie froh wären, die hannoverſche Streitigkeit endlich einmal im Begriff zu ſehen, begraben zu werden. Denke, die Antwort wird artiger lauten, aber ungefähr auf daſſelbe hinauslaufen, was das Gerücht ſie ſo kurz angebunden ſagen läßt.

Am 5. Auguſt wird König Wilhelm in Berlin den Landtag eröffnen. Es wird gut ausſehen, wenn die greiſe Majeſtät mit dem Lorbeer des Sieges im heiligen Kriege vor die Elihu Burrits der Fortſchrittspartei tritt, die ſich ihrer jämmerlichen Friedenspredigten vom Mai jetzt doch wohl ſchämen werden. Sieg ihm und ſeinem großen Miniſter auch hier — Sieg und Verſöhnung!

Heute Abend wieder große Verſammlung unſerer gelind und ſachte Preußiſchen. Wollen ſich zu einer Partei zuſammen thun, Programme, Reſolutionen und dergleichen hübſche Sächelchen leiſten, ſich in der aufgehenden Sonne des Parlaments guten Morgen ſagen. Was Ordentliches, eine Erklärung, die Hand und Fuß hat, wird dabei nicht herauskommen. Dazu fehlt den Führern der Glaube und der Muth. Schaal und fahl, und viel Geſchrei und wenig Wolle.

Ergötzlich zu hören iſt, wie die Stimmung unter unſern

Politikern vom Patriotiſchen Verein ſich erhitzt. „Eher die Republik als preußiſche Hegemonie!“ ließ ſich geſtern der Kapellmeiſter vernehmen, der dieſes Orcheſter dirigirt. Der Herr Doctor war bisher ebenſo ſtramm als Royaliſt wie als Particulariſt. In der That, es geſchehen Zeichen und Wunder an unſern Extremen, und da es mit der Republik wohl nicht gehen wird, ſo ſteht zu hoffen, daß ſie ihr anderes Pferd umſatteln und lieber die Annexion als die Hegemonie gut heißen werden.

Achte Woche.

Mittwoch, 1. Auguſt. Der Krieg ſchläft allmählich auf ſeinen Grabhügeln und Trophäen ein, und der Friede wagt ſich wieder hervor. Der Strom aufregender Nachrichten, der in den letztverfloſſenen ſieben ungeheuren Wochen vor unſern Augen vorüberrauſchte, iſt zum ſchmalen Bächlein geworden, und bald wird es nur noch tröpfeln. Mittlerweile iſt es intereſſant, wenn auch nicht immer erfreulich, zu ſehen, wie die Friedensſaaten, die der Fuß des Kriegsgottes niedergetreten, ſich zugleich mit dem Unkraut zwiſchen ihren Halmen langſam wieder aufrichten. Die Durchmärſche ſind ſeltener geworden. Schon kehren Landwehren in die Heimath zurück, um ſtatt der Muskete die Senſe zu ſchultern. Die Lazarethe fangen an, ſich zu leeren, von der fünften Bürgerſchule und ebenſo von der Turnhalle iſt die weiße Fahne mit dem rothen Kreuze verſchwunden, und die Stadt verpflegt und heilt nur noch etwa ſechshundert Verwundete. Der Fabrikant denkt wieder ans Arbeiten, der Kaufmann ſpeculirt wieder, die Actien ſteigen, und der Philiſter freut ſich der bevorſtehenden Bekanntmachung, nach welcher die Ziehungen der königlich ſächſiſchen Landeslotterie

demnächſt wieder aufgenommen werden ſollen. Der Particularismus, ziemlich geduckt bisher, macht ſich gerade und tritt auf die Zehen, um zu erſpähen, ob etwas an dem Gerüchte, welches den ſächſiſchen Völkerhirten in den nächſten Tagen ſchon zu ſeiner Heerde zurückkehren läßt. „Wer ein Siebenſchläfer wäre, daß man die Zuſtände nicht zu ſehen brauchte, welche die nächſten Jahre bringen werden, ohne daß wir ſie ändern können", ſagt unſer braver verzweifelnder M. Ich denke, man thut beſſer, wachzubleiben und, wie gering unſer Einfluß auf den Gang der Dinge auch ſei, für eine Aenderung thätig zu ſein.

Auch der Buchhandel wagt ſich wieder ans Geſchäft, zunächſt, wie es ſcheint, nur an Ausbeutung des Krieges durch Sichtung und Verarbeitung deſſen, was die Zeitungen im Sommer dieſes Wendejahres von den Preußenzügen nach der Donau und dem Main berichtet haben. Eine ganze Reihe ſolcher Compilationen ſind bereits in den erſten Lieferungen erſchienen, andere angekündigt. Die Nachfrage nach dieſen Producten einer Zeit, wo die Quellen noch dürftig und trübe fließen, die Leidenſchaften noch verblenden, ſoll bei einigen ganz außerordentlich lebhaft ſein. In den letzten Wochen ſtand es auch auf dieſem Gebiete der Gewerbsthätigkeit unſrer Stadt übel. Die Beſtellungen der Sortimenter wurden ſchwächer und blieben zuletzt faſt ganz aus, die Berge von Bücherballen, die in den Packräumen der Commiſſionäre an den Hauptverſandtagen abgeladen worden, waren nicht mehr zu ſehen. Die zweiräderigen Handkarren, mit denen die Markthelfer ſie von den Verlegern abholten, ſtanden ſtill in den Winkeln; denn was noch verlangt wurde, konnte man auf den Armen fortbringen. Beinahe nur Kriegskarten wurden noch verlangt, wobei auch Veraltetes, z. B. Blätter, auf denen Mailand noch öſterreichiſch war, auf den Markt kam und unbeſehen Käufer fand. Als Preußen ge-

ſiegt, ließen lyriſche Zwitſcherlinge ihre Emotionen gedruckt vom Stapel laufen. Es war aber kein Arndt und kein Körner darunter, und eben ſo wenig hat die Muſik, die gleichermaßen „nicht umhin konnte", etwas Beſonderes geleiſtet.

Donnerstag, 2. Auguſt. Heute alſo Waffenſtillſtand und wahrſcheinlich Ende des Kriegs auch am Main. Möge ihm hier ein beſſerer Friede folgen, als er uns werden zu ſollen ſcheint. Die Braunſchweiger, die heute die Stadt paſſirt haben ſollen, um den Preußen und Oldenburgern in Franken den baieriſchen Löwen zähmen zu helfen, hätten ſich nicht mehr zu bemühen brauchen. Es hat ſich ohne ſie gemacht, daß der Löwe zum Krebſe wurde. Wenn man zurückblickt! Wie das dunkelblau hinunter wimmelte vom Thüringer Walde an die Werra und hinüber über die Rhön an die fränkiſche Saale und wieder über Gebirge, vorwärts, vorwärts, unaufhaltſam mit der ſchwarzweißen Fahne gegen die buntſcheckige Uebermacht, nach rechts hin geſtoßen, nach links hin geſchlagen, verdrängt, zerſprengt — Hurrah, ich bin ein Preuße, kennt ihr meine Farben! Was ſie liefen bei Laufach, die Darmſtädter vor den Zündnadeln, was ſie ſchafften, daß ſie fortkamen von Aſchaffenburg die kaiſerlichen Weißröcke mit der italieniſchen Zunge und der deutſchen (jetzt deutſchgeweſenen) Armbinde! Was ſie zitterten in Frankfurt, als das Gericht über ſie kam, und wie ſie wieder liefen und ihr Schießzeug wegwarfen, die Schwabenhelden bei Tauberbiſchofsheim"! „Eins, zwei, drei", ſangen unſere Pickelhauben beim Einzug in die Bundesſtadt am Main, „wir ſind die Fünfundfünfziger, wir ſchießen mit Blei". Sie haben mit Blei geſchoſſen und das Schwarze getroffen, die wackern Jungen Vogels v. Falkenſtein. Künftig aber Feuerſpritzen ſtatt der Kanonen und Musketen gegen die Generale der Prahler aus dieſen Ecken.

(Spätere Randgloſſe. Uebermuth und Unbilligkeit! Die Deutſchen ſind überall gleich tapfer. Das Material war auch dort tüchtig, nur die rechte Form und die gute Führung fehlten. Sie kamen hinzu, und die Geſchlagnen vom Main und der Tauber wurden an der Maas und der Marne zu Siegern.)

Freitag, 3. Auguſt. Nichts als erfreuliche Kunde von draußen, aus Südweſten wie aus Südoſten. In Baden Mannheim und Heidelberg von preußiſcher Landwehr beſetzt, und Markgraf Wilhelm mit ſeinen Truppen aus dem Taubergebiet nach Hauſe marſchirt. Dagegen hätte Württemberg noch nicht nachgeben wollen. Zweifle daran. Iſts wahr, ſo ſtärke ihm der Gott, der Pharao verblendete, ſeinen Muth und ſteife ihm den Nacken. Hochmuth und Hartnäckigkeit waren bisher die beſten Mitarbeiter am Bau der deutſchen Einheit. Auch unſere ſächſiſche Majeſtät in Schönbrunn ſoll entrüſtet ſein über Preußens hegemoniſtiſche Zumuthungen. Wenn der alte Herr nicht nachgäbe! Wir würden dann noch eine Weile in der Schwebe bleiben, und es wäre noch ein guter Ausgang möglich. Preußen könnte ſich wie in Schleswig-Holſtein auch in Sachſen vielleicht erſitzen, was wir ihm in unſerm Intereſſe wünſchen.

Die Nachricht, daß Rabenhorſt der Armee im Exil öſterreichiſche Käppis aufſetzen wollte, iſt wohl Erfindung, wenn auch bei dem Charakter des Herrn Kriegsminiſters nicht undenkbar.

In Augsburg iſts, wie man lieſt, recht ſtill um den grünen Tiſch geworden, an dem man in den letzten Wochen das rein komiſche Nachſpiel zu der Tragikomödie des deutſchen Bundestags aufführte. Unter Vortritt des Repräſentanten Englands haben alle fremden Geſandten ihre Zuſchauerloge verlaſſen, nur der ruſſiſche iſt geblieben, vermuthlich, damit es nicht an

einem Todtengräber fehle, wenn das Lebenslämpchen endlich ganz ausgeht.

Abends vom kleinen F. die angenehme Notiz bekommen, daß gestern auf dem hiesigen Hauptsteueramte sämmtliche Functionäre unter preußische Oberleitung gestellt worden sind, und daß in Dresden das Gleiche stattgefunden hat. Auch die Salzverwaltung hat preußische Oberaufsicht erhalten. Ein kleiner Anfang und ein mäßiger Trost, aber doch ein Anfang und ein Trost.

In unsern Lazarethen soll es jetzt nicht recht erfreulich aussehen. Von den hier befindlichen Soldaten starben in jeder der letzten drei Wochen durchschnittlich acht, und viele der Verwundeten befinden sich nach dem dreizehnten Tage, dem „Wendetage", wie Doctor Günther sagt, trotz bester Versorgung und Abwartung in bedenklichem Zustande, weil sie nicht zu rechter Zeit in die rechten Hände gekommen sind. Die große Mehrzahl allerdings wird binnen Kurzem den als geheilt Entlassenen folgen; aber nicht wenige sind, die kaum Hoffnung darauf haben. Als ich diesen Nachmittag an der Johanniskirche vorbei nach der innern Stadt ging, wurde wieder ein Oesterreicher nach dem Friedhofe gebracht. Er war, wie ich hörte, an Arm und Fuß zugleich blessirt gewesen, und man hatte ihn vor zehn Tagen noch im Garten des Waisenhauses in einem Handwagen herumfahren sehen. Gegen achtzig Kameraden, an Stöcken und Krücken hinter dem Sarge herhinkend, meist Weißröcke, auch einige Preußen, gaben ihm das letzte Geleit — ein recht wehmüthig stimmender Anblick.

Sonnabend, 4. August. Sollte man's für möglich halten! Zwei Tage schon Waffenstillstand bei Würzburg und Nürnberg, und noch immer tanzt vor dem Dresdener Thor in hartnäckiger Bauernphantasie das baierische Irrlicht und treibt grausamen

Unfug. „Der Preuße geſchlagen, wiſſen Sie's ſchon, und tüchtig. Der Mecklenburger auch. Ganze Kompagnien glatt weggeſchoſſen, nur vier Mann übrig geblieben. Hauptkerle dieſe Baiern, Mordskerle“! Es ſcheint die hübſche kleine Affaire zwiſchen Bayreuth und Nürnberg zu ſein, wo die mecklenburger Dragoner ein Bataillon des baieriſchen Leibregiments zerſprengten und ihm ſeine Fahne entführten. Dabei mögen vier der Angreifer geblieben ſein, und das wird ſich in Ohr und Mund der Dorfmythe in „nur vier übrig geblieben“ verwandelt haben. Ganz natürlicher Prozeß. Es bleibt aber doch immer eine eigene Beobachtung, daß die guten Leute ſich vor Allem in der Monomanie von den ſiegreichen Baiern erfreuen und erbauen.

Die „Kölniſche Zeitung“ will wiſſen, daß auch uns in Sachſen eine ſtarke Kriegscontribution auferlegt werden ſoll. Ein paſſender Beitrag zu den Koſten der Befreiung Deutſchlands von Oeſterreich wäre nicht unbillig; daß wir uns aber damit gewiſſermaßen von der Einverleibung in Preußen löſen und die Wiederkehr der alten Wirthſchaft erkaufen ſollen, iſt bitter.

In Hannover particulariſtiſche Agitation gegen die Parlamentswahlen und gegen die Annexion. Wird aufhören, ſobald den Leuten deutlich gemacht iſt, daß es bereits zwölf geſchlagen. Rußland ſcheint im Stillen auf einen Congreß hinzuarbeiten, der Preußen die Früchte ſeines Siegs verkümmern ſoll. Bismarck ſoll abgelehnt haben, vor Vollzug der Territorialveränderungen und Errichtung des norddeutſchen Bundesſtaates auf Verhandlungen über einen Congreß ſich einzulaſſen, und er hätte dabei England und Frankreich auf ſeiner Seite. Fürſt Gortſchakoff wird ſich alſo beruhigen müſſen, falls er wirklich Unruhe über Preußens Wachsthum empfunden und geäußert hat.

Morgen erwarten die Bekannten in der preußiſchen Chron-

rede Erklärungen über die Annexionen und ſonſtigen politiſchen Neugeſtaltungen im deutſchen Norden. Erlaube mir daran zu zweifeln, da die Sache von einem Genius ausgeht, der zwar immer mit dem Aplomb des Eingeweihten und Wohlunterrichteten auftritt, bisher aber meiſt ſchlecht informirt war. Auch iſt ja der Friede noch nicht ſo weit gediehen, daß ſeine Reſultate ſchon vom Throne herab verkündigt werden könnten. Im Gegentheile, ich meine, Graf Bismarcks Arbeit fängt jetzt erſt recht an, und ich denke, er wird uns beſſere Tage verſchaffen, als wir ſie jetzt erwarten, zumal da, wie S. ſchreibt, der preußiſche Landtag, nun auch in ſeiner Majorität verſtändiger geworden, in Betreff Sachſens hinter ihm ſteht.

Sonntag, 5. Auguſt. Berliner Thronrede von gutem Klange, ſehr verſöhnlich in der innern Frage, Bedeutung von Paragraph 99 anerkannt, Indemnitätsgeſuch in Ausſicht geſtellt, ſonſt farblos. Nichts von beſtimmten Annexionen. Die Grenzen des Staates ſollen erweitert werden. Das iſt Alles, und wir hier zu Lande ſtehen noch immer vor dem Vorhange.

Inzwiſchen war hier etwas im Werke. Entſchieden Preußiſchgeſinnte dachten an eine Adreſſe an König Wilhelm, welche in kurzen, aber deutlichen und rückſichtsloſen Sätzen die Einverleibung Sachſens in Preußen für das beſte Ende der gegenwärtigen Wirren erklären und um dieſelbe bitten ſollte. Einer unſrer erſten Kaufleute, desgleichen andere angeſehene Bürger und Einwohner wollten ſich an die Spitzen ſtellen. Jetzt aber ſcheint die Abſicht aufgegeben, da man nicht auf genug Namen rechnen kann. Die Mehrzahl der Preußiſchen ſchwört noch auf die Doctrin des Nationalvereins, und wenn es auch nicht an ſolchen fehlt, die eine kurze, glatte, runde Annexion einem langſamen, koſtſpieligen und von allerlei Widerwärtigkeiten begleiteten Abſorbirtwerden vorziehen, wie

es die Bundesstaatsidee in Gestalt der Februarforderungen von 1865 herbeiführen würde, so mangelt der Majorität derselben die Entschlossenheit, ihre Ueberzeugung offen und ungescheut zu bekennen.

Montag, 16. August. Gestern ist Graf Hohenthal, der vor einiger Zeit nach Schönbrunn berufen wurde, um (da Beust natürlich unmöglich geworden) Instructionen zu Unterhandlungen wegen eines Vertrags zwischen Sachsen und Preußen in Betreff der Stellung des ersteren zu einem norddeutschen Bunde zu empfangen, von dort wieder hier durch und über Dresden nach Berlin gereist. Die Tour nach Oesterreich war für ihn nicht ohne Beschwerde und selbst nicht ohne Gefahren, da er den Weg durch das Land der wilden Bajuwaren gewählt hatte. In der Richtung auf Regensburg eine Strecke über Hof hinausgekommen, wurde er — so erzählt Sch. „aus allerbester Quelle" — von Kriegern dieses Stammes nach seiner Legitimation gefragt. Die von ihm gegebene Aufklärung über seine Person und seinen Auftrag genügte nicht; denn die Frager waren auf dem Kriegspfade, also nach bajuwarischer Sitte betrunken. Man bringt ihn vor den Häuptling, der aber gleichfalls auf dem Kriegspfade, folglich gleichfalls betrunken ist. Ein anderer Anführer wird herbeigeholt, vergebens; denn er befindet sich ebenfalls in dem Zustande, wo man mehr Alkohol als Verstand im Kopfe hat. Umsonst versucht der Graf noch einmal sich mit den Wilden zu verständigen. Er sei bereit, seine Papiere zu zeigen und sich als Gesandten auszuweisen. — Ja, wer das glauben könnte; viel wahrscheinlicher, daß er ein preußischer Spion. — Er wolle seine Koffer öffnen und seine Uniform anlegen. — Auch kein Beweis, daß er kein Kundschafter; man wisse, die sächsischen Farben seien weiß und schwarz, die aber könne Jeder anlegen. — Kurz und gut: der Graf wird als Spion

behandelt, hat von Glück zu ſagen, daß man ihn nicht mit Stricken bindet, und wird als Gefangner per Bahn weiter transportirt, wobei ihn grimmige Civilbajuwaren zu zerreißen drohen, ſo daß der ihn begleitende Häuptling gegen ſie — die ſelbſtverſtändlich gleichermaßen bezecht ſind — den Tomahawk ſchwingen muß. Erſt in Regensburg klärt ſich die Sache auf, indem hier ein Oberſt, mit dem Grafen von früher bekannt, und zwar auch auf dem Kriegspfade, aber gegen die Volksſitte unbenebelt, Verſtand dazu mitbringt.

Wie viele ſolche Hiſtorien mögen ſich im Laufe des Krieges im Bajuwarenlande zugetragen haben, und wie anmuthig klangen die Geſchichten aus Schleuſingen, wo die Wilden mit dem Krug in der Hand auf Biertonnen Schildwach ſaßen, und aus Kaltennordheim, wo ſie den „ketzeriſchen" Bauern Tiſche und Bänke zerſchlugen und ihnen ihre Lutherbilder beſudelten!

Dienstag, 7. Auguſt. Bekanntmachung im Tageblatt: Die Lotterie wird wirklich wieder fortgeſetzt, und ſchon in dieſem Monate ſollen ſich die Looſe wieder drehen. Hätten wir eine Spielbank im Lande, ſo wäre ſie vermuthlich auch ſchon wieder im Gange. Bereits iſt Profeſſor Biedermann auf die Polizei citirt und „bedeutet" oder gar beſtraft worden, weil er eine Verſammlung unſerer ſanftgehenden Preußenfreunde in der Centralhalle veranſtaltet, ohne ſich genau an die hinſichtlich ſolcher Zuſammenkünfte beſtehenden Vorſchriften zu halten. Erbaulicheres iſt ohne Zweifel im Anzuge.

Der Auguſtenburger, der, ſo lange geſchoſſen wurde, in irgend eine Couliſſe verſchwunden war, iſt jetzt auf einen Augenblick wieder ſichtbar geworden und hat durch ſeinen Miniſter Samwer bei dem Augsburger „Bundestage", der immer noch athmet, gegen Einverleibung ſeines Rittergutes

Schleswig-Holstein nochmals kräftig Einsprache gethan. Zäh und consequent wie immer. Aber wie sich die Excellenzen, die den Protest in Empfang nahmen, bei dieser Haupt- und Staatsaction angesehen haben mögen!

Preußen hat erklärt, daß es das Verhalten Italiens während der letzten Monate als ein sehr würdiges betrachten müsse und die Verbindungen mit demselben auch im Frieden fortbestehen zu sehen wünsche. Ganz in der Ordnung, Oesterreich und wohl auch einer andern zweifelhaften Macht gegenüber. Unsere Interessen und die italienischen collidiren nirgends, und wenn auf die militärische Unterstützung von Seiten des guten Freundes im Süden gegenwärtig nicht viel zu rechnen ist, so wird sich das in Zukunft besser gestalten, und in den nächsten Jahren giebt es schwerlich andere Feldzüge als auf diplomatischem Felde.

Mittwoch, 8. August. Draußen vor dem Fenster in der großen Welt nichts Neues von Bedeutung. Dagegen im Hause Treitschkes Schrift: „Die Zukunft der norddeutschen Mittelstaaten", eine rechte Fortsetzung des Kriegs gegen die Feinde unseres Glaubens, scharf und glänzend wie ein Schwert, wuchtig und warm von edler Flamme. Ganz anderer Ton und ganz andere Farbe als die unsrer liberalen Hektiker. Nichts von dem „Dürfte" und „Möchte" dieser Seelen aus blauer Milch und Blümchenskaffee. Ganz anders wie deren Singsang klingt es an unser Herz und unsern Verstand, wenn er sagt:

„Diese drei Dynastien sind reif, überreif für die verwirkte Vernichtung, ihre Wiedereinsetzung wäre eine Gefahr für die Sicherheit des neuen deutschen Bundes, eine Versündigung an der Sittlichkeit der Nation. Die drei Länder sind erobert in gerechtem Kriege; denn niemals ward langmüthige Macht

von prahleriſcher Ohnmacht verachtender herausgefordert". — „Mit der Beſeitigung der kleinen Kronen vollzieht ſich nur ein Akt der hiſtoriſchen Nothwendigkeit. Wer aus der Vergangenheit aller Nationen Europas noch immer nicht gelernt hat, daß die Kleinſtaaterei in gereiften Kulturvölkern keine Stätte hat, und daß der Zug der Geſchichte auf das Zuſammenballen großer nationaler Maſſen weiſt, dem müſſen nach den Erfahrungen dieſer reichen Wochen endlich die Augen ſich öffnen. Die Hülle heuchleriſcher Phraſen, womit man ſo lange die Geheimniſſe des mittelſtaatlichen Lebens verdeckte, iſt durch das Schwert hinweggeriſſen, und darunter tritt zu Tage — eitel Fäulniß und Moder". — „Die Mittelſtaaten ſind wohl im Stande, ein gewiſſes ſchläfriges Behagen im Volke zu erregen, doch nicht eine wagende Hingebung, opferfreudige Staatsgeſinnung". — Vortrefflich iſt folgende Stelle: „Die Einverleibung in den preußiſchen Staat wird für alle geſunden arbeitenden Klaſſen des Volkes ein reiner Gewinn ſein. Darunter leiden werden nur die unmittelbaren Umgebungen der kleinen Höfe, der kleinere unfähige Theil des Beamtenthums, der arme Adel, der in den zahlreichen Sinekuren der Kleinſtaaten willkommene Verſorgung für ſeine unbrauchbaren Söhne fand, endlich — last, not least — die Eitelkeit und Rechthaberei des Profeſſorenthums. Es iſt ein Jammer, welcher armſelige Dünkel an den kleinſtaatlichen Univerſitäten aufgewuchert iſt, wie dieſe Hochſchulen, berufen, dem ganzen Vaterlande hochſinnig zu dienen, zu Brutſtätten des erbärmlichſten Particularismus geworden ſind. Dem echten Leipziger Profeſſor iſt der Gedanke unfaßbar, daß er aufhören ſoll, eine Perle im ſächſiſchen Rautenkranze zu ſein. Unbemerkt rauſchen die brutalen Thatſachen der Geſchichte an dem geſchloſſenen Auge des Doctrinärs vorüber; wenn ſie ihm grauſam ſeine Cirkel ſtören, ſo wird er

verdrießlich und fühlt sich persönlich beleidigt". — „Sachsen ist ein Staat, Preußen ist ein Staat, folglich müssen sie zusammen einen Bundesstaat bilden. Erst wenn gewisse unwiderlegliche staatsrechtliche Paragraphen ein Gemeingut aller Deutschen geworden sind, wird sich auf friedlichem Wege, durch rechtlich-sittliche Mittel Deutschlands Verfassung neu gestalten. — Nein, schauet sie mit hellen Augen an, die wundervolle Wirklichkeit, wie sie strahlt in jugendlicher Lebenskraft, und laßt euch nicht bethören durch die Afterweisheit der Doctrinäre".

In der That, goldene Worte überall und ein hochsinniger feuriger Geist. Und wie wird er wirken auf unsere Gebildeten? Die einen werden sich der schönen aus voller Brust kommenden Sprache freuen und sie mit Pathos genießen wie man einen edlen Wein genießt. Die andern werden ein säuerliches Lob für ihn haben, es ihm aber still und laut übel nehmen, daß er die Wahrheit gesagt. Thun wird von den Herren kaum einer etwas, man müßte denn fleißiges „Wirken" für die eigene Erwählung in das Parlament Thun nennen, welches jetzt einigen von unsern zünftigen Politikern die ganze Existenz in Anspruch zu nehmen scheint.

Neunte Woche.

Donnerstag, 9. August. Der Himmel draußen wieder wolkiger. Italien scheint mit Rücksicht auf die Freischaaren, die außer heroischen Attituden nichts geleistet haben, und auf die Stimmung der Armee, die sich auch keiner großen Erfolge zu rühmen hat, sich mit Venetien nicht zufrieden geben zu wollen und auf der Abtretung auch Wälschtirols zu bestehen. Oesterreich wieder soll nun Venetien nur gegen eine Geldentschädigung herausgeben wollen. Drei kaiserliche Armeecorps und ein halbes

ſtünden bereits wieder in Tirol und weiter ſüdlich. Auch Preußen gegenüber wäre die Hofburg noch nicht zu dem rechten Grade von Ueberlegung und Selbſterkenntniß gelangt, um einzuſehen, daß ſie wohlfeilen Kaufs aus einem bedenklichen Handel entkommen. Es giebt wohl diesſeits der Nikolsburger Demarcationslinie niemand, der ſich ſehr vor dem Tomahawk fürchten würde, welchen ſie in Wien wieder auszugraben geneigt ſein können. Und nähmen die Sachſen dann — wie ſicher — abermals Theil am Kampfe, ſo wären wir Unitarier hier zu Lande wohl mit einem Mal aller Sorge ledig. Wieder wäre es die Hartnäckigkeit der Gegner, die neben dem Genie Bismarcks und Moltkes und neben der Tapferkeit und der Intelligenz des preußiſchen Heeres das Beſte für die Erfüllung unſerer Wünſche gethan hätte.

Inzwiſchen hat die Beſchlagnahme des Rugeſchen „Manifeſtes an die deutſche Nation“ zur Folge gehabt, daß man die Anſprache des ewigen Jünglings wenigſtens lieſt, was vorher von Vielen nicht gerade für unbedingt zum Heile der Seele erforderlich gehalten wurde. Noch beſſer hat, wie es ſcheint, auf den verſtändigen Theil unſeres Publicums die Verfolgung der Broſchüre Treitſchkes gewirkt, die offenbar von Dresden her angeregt worden und mißlungen iſt, und ich höre, daß es im Werke, ſich darüber bei unſerer Commandantur zu beſchweren. Ob das zu Stande kommen wird, iſt freilich die Frage, und ob es etwas helfen würde, muß ich bezweifeln. Wunderlich genug aber ſind Zuſtände, wo unter den Augen einer preußiſchen Regierung und Beſatzung Beamte einer preußenfeindlichen Macht preußenfreundlichen Sympathien als „hochverrätheriſchen“ den Mund zuzuhalten wagen dürfen — wunderlich, gar nicht erbaulich und dringend der Abhülfe bedürftig.

Auch in Dresden hebt, wie man von verſchiedenen Seiten

her vernimmt, der Particularismus recht keck wieder den Kopf, freut ſich ſchon ſchwarz auf weiß, nun bald die unbehaglichen Preußen los zu werden, und erſtirbt ſchon von Neuem in den Zeitungen in den allerunterthänigſten Gefühlen gegen die Allerhöchſten Herrſchaften. Nur die verzweifelnde Stimmung der guten Freunde in Wien und die häßlichen Schanzen, die das ſchöne Elbflorenz nun auch auf der Neuſtädter Seite umgürten, ſtören die wieder aufgethaute Gemüthlichkeit der Hofräthe und Hoflieferanten. Jene Stimmung malen ſogar halbamtliche Blätter zu großem Erſtaunen der Leſewelt mit den ſchwärzeſten Farben. Die Schanzen aber, die vorläufig der beſte Troſt für uns Preisgegebene ſind, ſollen ſie, meine ich, „laſſen ſtahn und keinen Dank dazu haben“. Sie werden vor der Hand eine genügende Garantie dafür ſein, daß unſer Herrgott nicht geſonnen, die Bäume auch fürderhin in den Himmel wachſen zu laſſen.

Sehr erfreulich für uns lautet die Notiz aus Berlin, daß Graf Münſter, der Mann mit dem für preußiſche Ohren fatalen Namen, ſeinen Auftrag, die verrätheriſchen Welfen wieder auf den Thron hinaufzubitten, unvollzogen im Koffer hat mit heimnehmen müſſen. Nicht einmal vor ſich gelaſſen hat ihn der König. Auch die particulariſtiſchen Agitationen im Philiſterium an der Leine beginnt man endlich zu hemmen. Sobald die Einverleibung erfolgt iſt, wird das ſtiller werden. Nur die Ungewißheit läßt die Leute noch ſo laut lamentiren. Zur Noth kann man mit Vogel von Falkenſtein als Gouverneur nachhelfen, der die widerborſtigen Jütenbärte ſo glatt und nachgiebig zu machen verſtand. In Mecklenburg ſollen's die Ritter mißbilligen, daß ihr Großherzog in Baiern gegen das, „was wir lieben“, zu Felde zieht. Das Parlament wird dieſer Ge-

ſellſchaft und ihrer Liebhaberei für das Mittelalter wohl Schweigen auferlegen.

Trotz der Wolken in Italien und an der Donau wird der Himmel im Ganzen täglich heiterer. Heute noch einige Durchmärſche, von Oſten nach Weſten und von Norden nach Süden. Sonſt Alles friedlich, namentlich auf dem Gebiete von Handel und Wandel. Laut der neueſten Bekanntmachung des hieſigen Oberpoſtamtes unterliegt die Correſpondenz faſt nach keiner Richtung der Windroſe noch einer Beſchränkung, und auch die bairiſche Bahn ſüdlich von Hof iſt wieder in Betrieb geſetzt, vielen Leipzigern gewiß eine beſonders willkommene Nachricht, nicht ſo ſehr wegen der geiſtigen Schätze, welche uns die Bahn näher rückte, als wegen der Getränke, die man in Kulmbach, Nürnberg und München braut und bei Papa Kitzing, bei Baarmann und bei dem Türken im Kaffeebaum verzapft.

Freitag, 10. Auguſt. Es iſt Zeit, ſich endlich aus dem Zuſtande gelaſſner Verzweiflung und träger, nur zum Spott aufgelegter Verdroſſenheit, in den uns die Wendung der ſächſiſchen Angelegenheit verſenkte, herauszuheben, den Divan des Mißmuthes zu verlaſſen und wieder ordentlich auf die Füße zu treten. Mit Gram und Neid, wie berechtigt ſie ſind, mit thatloſem Haſſen wird nichts geändert, und das bloße Hoffen auf Gewalten außer uns oder gar auf den Zufall ziert nicht und nützt nicht. Sehen wir uns die gegenwärtige Sachlage einmal ſtatt mit dem Rücken lieber ernſthaft mit den Augen an, und prüfen wir, wie mit der Halbheit, in die wir gegen unſern Wunſch und Willen hier zu gerathen im Begriffe ſind, bis auf Weiteres auszukommen ſein könnte. Vielleicht ſieht die Sache doch nicht ſo verzweifelt aus, als ſie zuerſt erſchien.

Nach den jetzt vorliegenden Grundzügen des Friedens wird nichts vom Königreiche Sachſen preußiſch. Dagegen verzichtet

Oeſterreich auf alle Einrede in die Forderungen, welche Preußen an den König Johann in Betreff der nunmehrigen Einordnung ſeines Landes in den Norddeutſchen Bund und in Betreff der Zahlung eines Theils der Kriegskoſten zu ſtellen belieben wird. Ueber dieſe Punkte wird bereits verhandelt. Man wird ſächſiſcherſeits möglichſt wenig zugeſtehen wollen, Preußen dagegen wird von der Nothwendigkeit getrieben werden, viel zu verlangen und darunter ſehr Unbequemes.

Was ſollte Berlin fordern? Zunächſt alles, was es von den Gliedern des Bundes beanſprucht, welche den Bundesverfaſſungsentwurf vom 10. Juni angenommen haben. Das wäre erſtens Unterordnung unter die Leitung und Aufſicht der Bundesgewalt — d. h. zu Deutſch Preußens, des Staates, der nach ſeiner Vergrößerung durch Hannover, Heſſen, Frankfurt und Schleswig-Holſtein etwa fünfmal ſo mächtig als die Geſammtheit der übrigen den Bund bildenden Staaten Nord- und Mitteldeutſchlands ſein und auch im Parlament die entſchiedenſte Majorität haben wird — hinſichtlich aller Dinge, die zur Zoll- und Handelsgeſetzgebung und zu den Fragen über Maß, Gewicht und Münze, Papiergeld, Banken, Erfindungspatente, Schutz des geiſtigen Eigenthums, Freizügigkeit, Gewerbebetrieb und Auswanderung gehören. Ferner Centraliſation des Conſularweſens, Oberaufſicht Preußens über Eiſenbahnen, Telegraphen und Poſtanſtalten, Einheit der Civilprozeßordnung und des Concursverfahrens. Endlich oberſte Leitung der Diplomatie, Oberbefehl über das Heer des Bundes und das Recht, Krieg zu erklären und Frieden zu ſchließen.

König Johann hat dieſe Forderungen in der elften Stunde der alten Zeit abgelehnt. Er kann nicht erwarten, daß man ſie in der erſten Stunde der neuen einfach wiederholen, ſich mit ihnen begnügen wird. Man wird ihm jetzt wahrſcheinlich

weniger bequeme und von ſeiner Machtvollkommenheit weniger übrig laſſende Bedingungen ſtellen, und zwar wohl folgende:

Sachſen darf kein eignes Heer mehr haben, auch nicht den Schein davon. Nicht blos Oberfeldherr, wie nach dem verſchmähten Angebot vom 14. Juni, ſondern Kriegsherr der ſächſiſchen Soldaten muß der König von Preußen werden. Ihm iſt der Fahneneid zu leiſten, und er allein ernennt die Offiziere, die dieſe Bataillone und Schwadronen künftig führen werden, vom General bis zum Leutnant herab. Die Leute dürfen in Bezug auf ihre Pflicht nicht entfernt im Unklaren gelaſſen werden, ſie müſſen genau wiſſen, wem ſie zu gehorchen haben. In dieſer Fundamentalfrage, dieſem Cardinalpunkte der ganzen Neugeſtaltung iſt keine Conceſſion an die Wünſche des Dresdener — vorläufig noch Schönbrunner — Hofes möglich.

Empfehlen wird ſich ſodann vielleicht ſofortige Verlegung der aus Oeſterreich zurückkehrenden ſächſiſchen Truppen, ſoweit ſie nicht ausgedient haben, in preußiſche Garniſonen zur Abkühlung der unter ihnen etwa noch vorhandenen Sympathien für die Kaiſerlichen, zur Verdunſtung der ihnen anerzogenen Antipathien gegen Preußen, zur Vermeidung von Anſteckung des hieſigen Volkes mit dieſen Empfindungen, dann zur Umbildung der Truppentheile und zu geeigneter Angliederung an das preußiſche Heer, andrerſeits aber Belaſſung preußiſcher Garniſonen in den Hauptorten und den ſtrategiſch wichtigen Poſitionen Sachſens. Endlich ſcheint ſich von ſelbſt zu verſtehen, daß Dresden, während des Krieges in eine Feſtung gegen Oeſterreich verwandelt, dieſe Eigenſchaft behält. Oeſterreich kann und wird ſich, wenn es klug verfährt, in nicht ſehr langer Zeit erholen, nicht blos von ſeinen Verluſten, ſondern auch von ſeinem Schrecken und ſeiner Demüthigung. Der Norddeutſche Bund wird von ihm, wie wir es kennen, ſtets mehr oder minder

bedroht ſein und ihm keine Blöße zeigen dürfen, ohne ſie bei erſter Gelegenheit benutzt zu ſehen. Berlin braucht ſomit eine Feſtung auf dem nächſten Wege zwiſchen ſich und ſeinem Erbfeinde, und dieſer nächſte Weg führt über die ſächſiſche Königsſtadt.

. In unſerer Zeit ſind Eiſenbahnen und Telegraphen ſo wichtig für die Kriegführung, daß man ſie in Kriegszeiten geradezu dem Material der Armee und ihr Perſonal den techniſchen Waffen beizuzählen hat. Die Locomotivenführer ſind dann etwa höhere Trainſoldaten, der Blitz der Telegraphen nur eine ſchnellreitende Ordonnanz oder Stafette. Aehnliches gilt von der Poſt, die ſtets zu den erſten Dingen gehört, deren ſich die Occupation eines Landes bemächtigt. Der Friede muß alles das in die Hand der oberſten Bundesgewalt, in die Hand des Hegemons Preußen legen, wenn er ein ſicherer, wenn ein künftiger Krieg gut für Norddeutſchland vorbereitet und den Gegnern möglichſt erſchwert ſein ſoll. Sachſen gegenüber ganz beſonders, ebenſo aber auch wahrſcheinlich den übrigen Ländern des Bundes kann daher Preußen die im Bundesverfaſſungsentwurfe vom Juni geforderte Leitung und Oberaufſicht über dieſe Verkehrsanſtalten nur ſo verſtanden haben, daß damit ſchon im Frieden Material und Perſonal derſelben den politiſchen Intereſſen Preußens als des Mittelpunktes und Hauptgliedes der Conföderation dienſtbar werden. Wie der König von Sachſen alſo künftig kein Kriegsminiſterium zu ernennen, keine Offizierspatente mehr zu vergeben haben würde, ſo würde ihm auch das Recht genommen ſein, ſich irgendwie in die Angelegenheiten des Verkehrs zu miſchen. Auch hier ſcheint die Nothwendigkeit Zugeſtändniſſe und Milderungen zu verbieten. Auch müßten die betreffenden Beamten dem Hegemon des Bundes, alſo dem Könige von Preußen, Treue und Gehorſam ſchwören. Der

Reinertrag der hierher gehörigen Staatsbahnen und sonstigen staatlichen Beförderungsmittel könnte dem einzelnen Staate überlassen werden.

Nach dem Gesagten würde dem Könige Johann von seiner bisherigen Machtfülle ein ziemlich dürftiger Rest verbleiben. Die Befugniß, Gesandte zu bestellen und zu empfangen, ausgestrichen, die Armee unter preußischer Fahne und Führung, der größere Theil des Budgets der Bestimmung durch die Gesetzgebung Sachsens entzogen, die Eisenbahnen bis auf ihren Nettoertrag preußisch, die Telegraphen preußisch, die Postanstalten preußisch, die Zollgesetzgebung und ein beträchtlicher Theil der Legislation auf dem Gebiete des Rechts nur antheilsweise, durch das Parlament, noch sächsisch — wirklich, die Perlen unsrer Krone, die unausgebrochen bleiben, sind zu zählen. Der König wird sich, wie bisher, einen Hof halten, aber die Uniformen und Ordenssterne der Gesandten und Generale werden da fehlen, er wird das ganze Abc der Rathstitel noch vertheilen, Cour halten nach den fünf oder sechs Mandarinenklassen der Hofrangordnung, einen Cultus- und Unterrichts-, einen Justiz- und einen Minister des Innern ernennen, man wird in seinem Namen Recht sprechen, er wird endlich Professoren und Schullehrer berufen und beaufsichtigen lassen. Das wäre ungefähr alles, worüber er noch zu gebieten haben, und wozu er in den Augen des Volkes noch da sein würde.

Es ist nicht sehr wahrscheinlich, aber immerhin möglich, daß man in Schönbrunn dem Zwange der Thatsachen in der Hoffnung, sich ihm einmal wieder entziehen zu können, nachgiebt und auf die angeführten Bedingungen hin sich dem in der Gründung begriffenen neuen Bunde anschließt. Dann werden die Getreuen und Pietätvollen den zurückkehrenden Monarchen etwa mit den wehmüthigen Gefühlen und Geberden empfangen, mit

denen ſie jetzt die infolge ſeines Widerſtandes gegen die nationale Idee zu Krüppeln geſchoſſenen Soldaten ſeines Heeres begrüßen. Die Kühlen und Nüchternen aber werden anders empfinden. Mit Neid wird man hinüberblicken über die Grenzen, wo das preußiſche Volk friſch aufblüht in dem neuen größeren Staate. Mit Groll wird man Vergleiche anſtellen zwiſchen ſich, den um halber Selbſtändigkeit des Hofes willen durch Kriegskoſten Schwerbelaſteten, und den durch den Erfolg des Kampfes Erleichterten, Gehobenen und in fröhlicher Fülle politiſch und materiell Gedeihenden drüben. Mit Verdruß endlich wird, nachdem die Stimmung des erſten Empfanges verflogen, ſelbſt der Dresdener den invaliden Anſtrich des Hofes und ſeiner Herrſchaften empfinden. Die alte Leutſeligkeit, das Beglücken der Einzelnen durch herablaſſende Beſuche und theilnahmvolle Erkundigung nach dem Gange von Amt und Geſchäft wird dagegen wenig helfen. Auch in die Armee wird ein anderer Geiſt einziehen und ſich durch Urlauber und Entlaſſene dem ganzen Volke mittheilen. Die der preußiſchen Krone — formell der Bundesgewalt — dienenden Beamten werden ſich für eine höhere Klaſſe halten, als die von der ſächſiſchen Regierung angeſtellten Collegen. Es müßte wunderbar zugehen, wenn viele Jahre ins Land gingen, bevor man einſähe, daß ein ſolcher Zwitterzuſtand nicht fortdauern kann.

Setzen wir aber den wahrſcheinlicheren Fall, der König Johann geht auf ſolche Bedingungen nicht ein, weigert ſich, unter denſelben dem Bunde der Norddeutſchen Staaten beizutreten, wohl, dann wird ihn Preußen vermuthlich nicht direkt dazu nöthigen. Wollte es das, ſo würde es ſich nicht mit ihm auf Verhandlungen eingelaſſen haben, es hätte ihm dann einfach dictirt: es wird eingetreten, und bevor das nicht in unſrer Weiſe, nach unſern Forderungen geſchieht, verbleibt das Land

unter preußiſcher Verwaltung. Wir können warten, wie wir's in Holſtein konnten. Unſere Königliche Majeſtät mag mit ihrer Armee vielleicht auch noch eine Weile warten können, an der Donau, wie am Po nach 1859 die Herzogliche Durchlaucht der Modeneſen wartete, bis die mitgenommene Kaſſe es nicht mehr erlauben wollte. Auch das wäre alſo denkbar, iſt aber jetzt kaum mehr zu glauben. Wahrſcheinlich wird Preußen im Hinblick auf die Verwendung Oeſterreichs und Frankreichs (ſpäterer Zuſatz: von letzterer war nur in der Preſſe, nicht in der Wirklichkeit die Rede) für die Reſtauration der Wettiner Dynaſtie den König dem Bunde, wenn er durchaus nicht will, fern bleiben laſſen und nur die Feſtung Dresden beſetzt halten und verſtärken. Dann aber werden er und ſein Land auch dem nur noch factiſch, nicht rechtlich mehr beſtehenden Zollverein fernbleiben müſſen, und was das heißt, weiß in Leipzig, in den Fabrikdiſtricten des unteren Erzgebirges und wohl auch in Dresden jeder Ladendiener. Sachſen iſt, was es im letzten Menſchenalter gewerblich und commerziell geworden, wenn wir von der Intelligenz und dem Fleiße ſeiner Bewohner abſehen, lediglich durch den Zollverein geworden. Keines deutſchen Mittelſtaates Wohlfahrt hängt mehr von dieſem ab als die Sachſens. Wiedererrichtung der Zollſchranken an unſern Grenzen bedeutet: Tod der Leipziger Meſſe, Auswanderung aller größeren Kaufleute aus den beiden Hauptſtädten nach Berlin, Verſiegen der Arbeit in den Fabrikdiſtricten, die ein Fünftel des ſächſiſchen Volkes umfaſſen, die großen Manufactur-Etabliſſements in Chemnitz, Glauchau, Meerane, Krimmitſchau, Zittau, Plauen verödet und in Armenſpittel verwandel, Gras auf den Straßen dieſer Städte, Ebbe in den Staatskaſſen, Verzweiflung, Verbitterung, Noth und Mangel, der Same zu einer Revolution überall, und das alles ſchon wenige Jahre nach dem Aus-

ſchluſſe. Ich glaube das ſächſiſche Volk könnte dazu beitragen, daß ihm erſpart bliebe, dieſe Schule der Erkenntniß durchzumachen.

(Spätere Randgloſſe. Die politiſche Logik eines Parteimannes erlaubte ihm hier nicht, an den dritten Fall zu denken, der vielleicht nahe lag, den Fall nämlich, daß der Staatsmann, in deſſen Händen die Verhandlungen über den Frieden und die Zukunft Sachſens lägen, mildere Bedingungen als die hier vorausgeſetzten für zuläſſig halten und ſich mit ihnen begnügen konnte.)

Sonnabend, 11. Auguſt. Es rührt ſich doch etwas mehr, als ich vorausſetzte, wenigſtens in Leipzig, und unſere Halben und Sanften ſind doch ein wenig ganzer und derber, als mir ſcheinen wollte. Geſtern war ich in einer ihrer Verſammlungen, die diesmal nicht vertraulich war, da die Polizeidirection ſich erlaubt hatte, einen ihrer Horcher in den Saal zu poſtiren. Trotzdem ſprach man ziemlich von der Leber weg und ließ noch beſſere Gedanken und Abſichten im Hintergrunde merken.

Einer der Faiſeurs zwar, Mitglied des Nationalvereinsvorſtandes, ſchien durch den Krieg wenig gelernt zu haben und noch ganz in dem Gerede der Zeit vor der großen Fluth befangen, ſodaß man vor ihm der „Norddeutſchen Allgemeinen" Recht geben mußte, die noch mehr Klärung der Begriffe verlangte, bevor man an Einberufung des Parlaments denken könnte. Aber es nahm ſich doch recht erfreulich aus, als dieſer Redner wiederholt von einer „Reichsgewalt" ſprach, der Sachſen ſich in militäriſcher und diplomatiſcher Beziehung unterzuordnen habe, und ſofort andere Mitglieder der Verſammlung unter lautem Beifall und ſpäterer einſtimmiger Gutheißung der Uebrigen dieſen Nebelbegriff mit dem klareren, ſolideren und

realeren Namen „Preußen“ vertauſcht wiſſen wollten. Es wurde ferner der übliche Mißbrauch mit dem Worte Volk getrieben, nach welchem hundert oder ein paar hundert politiſirende Herren ſchlankweg ſich geberden, als ob ſie die Nation zu vertreten beauftragt wären. Doch fehlte es auch hier nicht an Widerſpruch und Warnung.

In der Hauptſache war es ein recht hübſcher Redeübungsclub mit den üblichen Requiſiten und wohl noch was mehr: die Geſichter würdevoll, wie es ſich für Mitarbeiter am Werke der Einigung deutſcher Nation ziemt, die Reden fließend und meiſt klar, wenn auch nicht beſonders tief, manche der vorgebrachten Gedanken verſtändig und praktiſch, womit ich den von obigem Nationalvereinsmanne angekündigten Vorſatz, demnächſt in Glauchau eine „Landesverſammlung“ (ſollte heißen: Verſammlung der Reſte des Nationalvereins und der ſächſiſchen Fortſchrittspartei) ohne vorher feſtgeſtelltes Programm anzuſtiften, nicht gemeint haben will. Sehr praktiſch dagegen war die von einem andern Mitgliede der Verſammlung ausgehende Hinweiſung darauf, daß durch geeignete Flugſchriften für Aufklärung der Maſſe geſorgt werden müſſe, und die daran geknüpfte Anzeige, daß unbekannte Wohlthäter einen Preis von zweihundert Thalern auf eine populäre Broſchüre ausgeſetzt, welche im Anſchluß an die Frage des Eintritts Sachſens in die norddeutſche Union die unausbleiblichen Folgen des mit einer Verweigerung dieſes Eintritts unzweifelhaft verbundenen Ausſchluſſes des Königreiches aus dem Zollverein darſtelle. Prüfung der eingehenden Arbeiten und Vertheilung des Preiſes ſollte der Ausſchuß der Verſammlung übernehmen. Eine ſolche Schrift, die mit guter Kenntniß der Thatſachen das Geſchick, dieſelben paſſend und ſchlagend zu gruppiren, und die Gabe, faßlich zu reden, verbände, könnte viel wirken. Aber Eile thut

dabei noth; denn das Volk verſinkt täglich mehr wieder in die alte Stumpfheit.

Sonntag, 12. Auguſt. Während es im Süden wieder hell wird, die italieniſche Kriegswolke ſich verzieht, ballt ſich im Weſten von Neuem Gewölk. Napoleon, ſo meldet nicht blos Reuter, hätte ſich beſonnen, er müßte, wenn Preußen ſich erheblich vergrößerte, ſeiner Länge auch eine Elle zuſetzen und zwar von den Rheinlanden. Wirklich Gewölk? Vermuthlich nur Meilerrauch, Ziegelhütte, Dampfwagen oder ſonſt ein paſſageres Wölkchen. Napoleon iſt natürlich nicht der edle Uneigennützige, den ſich manche von unſern guten Freunden aus der Schreckgeſtalt des Decembermannes zurecht gemacht haben. Welcher Politiker wäre das! Aber ſein Eigennutz iſt überlegſam. Er iſt alt geworden und liebt die Glücksſpiele, die großen Wagniſſe nicht mehr; er hält es mit dem Erreichbaren und läßt ſich von ſeinem Verſtande ſagen, daß von preußiſchem Gebiete ohne das größte Wagniß für ihn kaum etwas zu haben iſt. Er kann ſondirt haben, wird aber ſeine Anträge kaum in Forderungen verwandeln. Ich meine daher, daß man die Entrüſtung, die man über franzöſiſche Einmiſchung in unſer norddeutſches Einigungs- und Annexionswerk loszuſchießen hätte, vor der Hand noch im Rohre behalten kann. Für unſere ſächſiſchen Patrioten allerdings ſind die Rothhoſen ſchon auf dem Marſche, und daß ſie unwiderſtehlich ſind, leidet ihnen trotz der Lehre von Sadowa keinen Zweifel. „Die Oeſterreicher, ja, aber die Franzoſen, das iſt doch ganz was Anderes“. Wir andern aber wollen uns bis auf Weiteres mit der Erinnerung begnügen, daß die Siege von Roßbach und Leuthen faſt als Zwillinge geboren wurden.

Aus Dresden die Nachricht, daß der preußiſche Civilcommiſſär das Verbot der Treitſchkeſchen Flugſchrift aufzuheben

gedenkt. Meldung des „Dresdener Journals", das es wissen kann. Wird gute Wirkung thun, die Schwachen ermuthigen und die Böswilligen inne werden lassen, wer dermalen noch Herr im Lande ist. Mittlerweile wird die prächtige Broschüre aus Eisen und Gold viel gelesen, wie ich sehe, auch von Kleinbürgern, und nur von unsern Leisetretern als zu schroff nicht recht goutirt. Mehr von solchen Simsonsfüchsen in die Saaten Beust's gejagt, die erst zu Asche werden müssen, bevor man den Boden neu besäen und auf eine befriedigende Ernte hoffen kann. Mit dem Parlament können wir noch warten und wird in Berlin ohne Zweifel gewartet werden. Das „Volk" unsrer „Volkspolitiker" hat zu der großen militärischen Revolution Graf Bismarcks nur indirect mitgewirkt, das Volk in den Mittelstaaten gar nicht. Jetzt möchten die Herren ernten, wo sie nicht gesäet haben, die nationalen Errungenschaften für ihre liberale Krähwinkelei ausbeuten, der Wirklichkeit wieder ihre Phantasien beimengen, den engen Zusammenschluß, die straffe Unterordnung unter ein Oberhaupt wieder durch Einschmuggelung von Nationalvereins-Vorschlägen gelind particularistischen Charakters lockern und illusorisch machen. Diese Gefahr wäre nächst gewissen legitimistischen Intriguen, die auf Schonung und wenigstens halbe Rehabilitirung der verjagten Potentaten abzielen und sich, wie man erfährt, der Protection sehr hochstehender Damen zu erfreuen haben, die größte für uns, aber man darf wohl hoffen, daß man ihr wie jener auf der Berliner Wilhelmsstraße zu begegnen wissen wird. Nichts von Parlament, bevor nicht annectirt ist. Was von Selfgovernment zu wünschen ist, kann später vereinbart und gewährt werden. Was der Liberalismus mit Recht beanspruchen kann, wird ihm nicht vorenthalten bleiben. So lange es noch der Erreichung möglichst dichter und fester Gruppirung der

Norddeutschen um ihr Berliner Centrum gilt, hat der Liberale mit seinem Begehren zu schweigen. Ein rein parlamentarisches Regiment eignet sich nicht für einen Staat, der im Interesse der Nation Militärstaat sein, zu weiterem Erobern gerüstet sein muß. Was die moralischen Eroberungen, die man so eifrig empfahl, bedeuten, haben wir gesehen: Entstehen des Nationalvereins, fünfundzwanzigtausend Köpfe voll Phrasen für ein Deutschland mit preußischer Spitze, dann, als die Spitze den Herren nicht zu Willen war, sich nicht das Selbstbestimmungsrecht, d. h. den Particularismus, als Windfahne annageln lassen wollte, allmähliges Lockerwerden jener Phrasen, hierauf rapiderer Zerfall des Phantasiebaues, Weichen aus allen Fugen, Wanken und Schwanken, zuletzt ein kläglicher Trümmerfall. In der That, man sollte davon etwas gelernt haben, man sollte bescheidener geworden sein.

Montag, 13. August. Gestern Nachmittag und heute Ausflug aufs Land und durch einige kleine Städte und Flecken, nach Grimma, Trebsen, Mutzschen, Wermsdorf und Dahlen. Zweck, einmal andere Luft zu schmecken als die der hiesigen Kreise, wirkliches Volk zu hören, zu recognosciren, sich zu informiren. Resultat nicht günstig für Parlamentswahlen. Die große Masse auf dem Lande völlig indifferent und ganz in der Hand der Beamten und Pastoren, die zum Theil wirklich von romantischer Anhänglichkeit an die Dynastie, zum Theil von der Furcht vor dem strammen, viel Arbeit fordernden, die bisherige schläfrige Gemüthlichkeit in der Führung der Geschäfte bedrohenden Preußenthum, zum Theil auch von der Angst, anzustoßen, sich zu compromittiren und der lauernden Reaction ins Garn zu gerathen, bestimmt werden. In den kleinen Städten ebenfalls die alte Apathie und dazwischen einige demokratische Fanatiker voll Aberglauben und Unverstand, in den

Mythen lebend, welche die kaninchenhaft fruchtbare Erfindungsgabe unſrer Preußenfeinde in den letzten Wochen zur Paralyſirung der Wirkung der preußiſchen Erfolge in die Welt geſetzt hat, voll Hoffnung auf unveränderte Wiederkehr der alten Zuſtände, daneben ein paar, ſagen wir ein halb Dutzend Klügere, die entweder ſchon früher, meiſt aus materiellen Gründen, für Preußiſchwerden waren oder durch die Occupation belehrt worden ſind, daß es kein Unglück ſein würde. Einige Energie legen nur die Gegner Preußens an den Tag, vorzüglich durch Renommiren und Schimpfen. Die Preußiſchgeſinnten, ſofern ſie es erſt neuerdings geworden, ſind meiſt durch die Entdeckung bekehrt, daß die Preußen „ſolche hübſche gebildete Leutchen ſind", alſo auf echt ſächſiſchem gemüthlichen Wege. Vorher ſcheint man die Nachbarn aus dem Norden für eine Art Menſchenfreſſer gehalten zu haben oder doch für ſchlimme Räuber. Auf der kurzen Tour ſtieß ich auf mehrere Beiſpiele, wo nach dieſer düſtern Vorſtellung verfahren worden: in einem Dorfe bei Grimma hatten die Bauern auf die Nachricht vom Einmarſche der Pickelhauben in Wurzen ihr ſämmtliches Vieh in den Wald geſchafft, in einem andern hatte man ſein Geld und ſeine Werthſachen vergraben u. dergl.

Gar nicht erfreulich iſt der Ton der kleinen Blätter, die faſt ohne Ausnahme in den Händen der Beuſtſchen Politik waren, die jetzt voll ſchlechtverhaltenes ſpezifiſches Sachſenthum ſind, und deren Bornirtheit von nicht geringem Einfluß auf die Volksſtimmung ſein wird, wenn die Wahlen zum Parlamente kommen. Alles, was den Durchbruch zu verſtändiger Betrachtung der Sachlage erſchwert, wird hier abgedruckt, die Einmiſchung Frankreichs, die particulariſtiſche Agitation im Hannoverſchen, der abgeſchmackte Brief des Herrn v. Weſtphalen müſſen zum Beſten dienen. Gedichte von Dorfpaſtoren,

Schulmeistern oder kleinen Beamten, die über das Exil des guten Königs wimmern und dessen baldige Wiederkehr ersehnen, thun, indem sie sich an das Herz des Lesers wenden, ein Uebriges. Hier müßte Wandel geschafft werden, wenn es in den untern Schichten der Bevölkerung tagen soll. Die kleine Presse ist für allgemeine Volkswahlen, wie sie Graf Bismarck ins Auge gefaßt hat, unendlich viel wichtiger als die große. Macht man hier nicht Ordnung, so werden alle Bemühungen um die Aufklärung und Aufrüttelung der von Beust und seinen Helfershelfern systematisch verdorbenen Meinung dieser Kreise wahrscheinlich nur sehr mäßige Ergebnisse liefern.

Mit Volksversammlungen kommen wir hier nicht zum Ziele. Dieselben sind eine Erfindung der großen Städte, die sich in der Provinz, schon der großen Entfernungen wegen, welche die Meisten von dem Orte der Zusammenkunft trennen, wohl niemals recht einbürgern wird, und sie laufen überhaupt zum guten Theil auf Schein und Spiel hinaus. Die beabsichtigte Landesversammlung in Glauchau wird schwerlich viel Besseres leisten. Eine Anzahl Wohlgesinnter aus jener Stadt, aus Merane und Crimmitschau, aus Chemnitz und Leipzig werden sich zusammenfinden. Auch die Dresdener Freundchen werden ein paar Vertreter dorthin senden, nicht zur Verbesserung der Qualität des Ganzen. Es wird die alte Bühne mit ein paar neuen Acteurs, das alte Stück mit einigen neuen Stellen sein. Man wird ein Dutzend mehr oder minder wohlgesetzte Reden genießen, im Stil des Nationalvereins und nach dem Grundsatze multi, non multum verwässernde Compromisse schließen, eine Reihe weiser und wohl abgewogner Resolutionen fassen und sich dann mit dem Bewußtsein nach Hause begeben, daß die gute Sache und das sächsische Vaterland nun gerettet wären.

Die Hauptrolle werden vermuthlich ſtrebſame Advocaten und etliche andere ſtets redefertige Herren mit großen Phraſenbackentaſchen ſpielen, die ſich mit dem Parlamente nicht gedulden können, und denen jede fünf Schock um ſie verſammelte Zuhörer „das Volk“ ſind. „Das ſächſiſche Volk will“ — „das deutſche Volk bedarf“. Nicht doch: Hauptzweck, ihr Herren, iſt euch oder der Mehrzahl von euch, daß ihr euer Licht wieder einmal leuchten, euer Lager von Redensarten wieder einmal an den Mann bringen könnt, wie früher bei Turner- und Sängerfeſten, die ihr wie Jahrmärkte bezogt. Die Stimme des ſächſiſchen, des deutſchen Volkes wird man dort nicht hören, nur eine große Täuſchung über dieſelbe wird zu Stande gebracht werden.

Komiſch iſt die unter dieſen „Volkspolitikern“ jetzt häufig zu hörende Vorſtellung, die Wiedereinführung des 1850 von der Reaction aufgehobenen ſächſiſchen Wahlgeſetzes aus dem Jahre 1848 werde die Lage weſentlich ändern. Nur doctrinärer Aberglaube und vollſtändige Unbekanntſchaft mit dem Leben kann das erwarten. Ich habe nicht das Mindeſte gegen die juriſtiſche Berechtigung zu dem Verlangen nach Remedur in dieſer Angelegenheit. Aber mit dieſem Gaule zieht man die Sachſen gewiß nicht aus dem Sumpfe, in welchem die Mehrzahl derſelben bisher ſichs wohl ſein ließ. Das Reſultat jenes Wahlgeſetzes war ein „Unverſtandslandtag“ mit demokratiſchen Schnelldenkern und Schwärmern ohne politiſche Kenntniß und Erfahrung, mit „Jäkel im blauen Rock“ und Schulmeiſtern, die ſich zu dem ſtolzen Grundſatze bekannten: „Ich kenne die Gründe der Regierung nicht, mißbillige ſie aber“, und das Ergebniß einer Rehabilitirung des Geſetzes würde, wie die Dinge jetzt liegen, kaum etwas Anderes ſein als wieder ein Unverſtandslandtag. Einer der Faiſeurs der in Leipzig ſich regenden Partei

giebt ſchon Aeußerungen zu hören, welche dieſe Befürchtung beſtärken: er ſagt ganz ungeſcheut, daß die Parteidoctrin allem Andern voranzuſtehen hat, und daß die Geſchichte ſich ihr fügen, nach ihr gemacht werden muß, und es werden Anſichten von ihm berichtet, die ſich ungefähr dahin präciſiren laſſen: „Ich kenne die Gründe der Annexioniſten, nach denen ſie die Einverleibung der eroberten norddeutſchen Länder in Preußen wünſchen, zwar durchaus nicht, mag ſie auch gar nicht wiſſen, mißbillige ſie aber, weil — je nun, weil der Nationalverein die Annexion nicht auf ſeinem Programme hat, und ich in deſſen Vorſtand zu ſitzen die Ehre habe.“

Immer wiederholt werden muß: was das Volk zunächſt braucht, iſt Belehrung über ſeine Vergangenheit ſeit 1815 und namentlich ſeit 1848 und über die ihm drohende Zukunft, kurze, faßliche, immer wiederholte und variirte Belehrung durch Flugſchriften, durch Zeitungen und vor allen Dingen durch die kleinen Localblätter, die in die Maſſe dringen, und denen man nicht aus dem Wege gehen kann; dann als Beſtätigung und Druckmittel hinter ſolchem Unterrichte — es iſt ein wenig beſchämend, das ſagen zu müſſen, aber nun einmal nicht zu verſchweigen — gelinde, nach Befinden kräftigere Drohung mit dem Ausſchluß aus dem Zollvereine. Für das Eine haben wir zu ſorgen, für das Andere die Berliner Politik. Alles, was unſrerſeits ſonſt vorgenommen wird, iſt mehr oder minder Komödie, wie pathetiſch und wie würdevoll man ſich dabei auch ausdrücken und geberden mag.

Je eher und je deutlicher man von Preußen her merken läßt, daß der Renitenz des Particularismus die Daumenſchraube ſchon geſchmiedet iſt, je eher man der Trägheit der Gleichgültigen zeigt, daß ſie ſich regen muß, und zwar auf der

richtigen Seite regen muß, wenn ihr nicht der Brotkorb höher gehängt werden soll, desto eher kann man auf eine zahlreich besuchte und verständige Landesversammlung und einen gefügigen Landtag hoffen. Ohne dieses Mittel werden die verehrten Herren in Glauchau nichts als die Zusammenkunft einiger bekannten, weil sehr rührigen Advocaten und Stadtverordneten sein, der hohe Landtag — gleichviel, ob nach dem jetzigen oder dem früheren Wahlgesetze zusammengetreten, — nur die alte selbstgefällige Krähwinkelei und die alte politische Decrepidität repräsentiren.

Dienstag, 14. August. Die Wolkenschicht im Westen — Saarlouis, Saarbrücken und das Land zwischen Saar und Lauter, also mehr baierisches als preußisches Gebiet sollten, wie es zuletzt hieß, von Napoleon beansprucht worden seien — scheint wirklich nur Meilerrauch gewesen zu sein. Hat man das Verlangen gestellt, so hat man sich bei der selbstverständlichen Ablehnung der Sache beruhigt. Die guten Beziehungen zwischen Preußen und Frankreich sind nicht gestört. Angenehm! Das Verbot der Treitschkeschen Schrift ist von Herrn v. Wurmb in der That endlich aufgehoben worden, die Leipziger Behörde aber hat die bezügliche Anordnung noch nicht auszuführen beliebt. Eine Ermunterung dazu würde auch angenehm sein.

Die Beunruhigung, die vorgestern jenseits des Rheins aufstieg, hat übrigens unsern Preußenfeinden den Kamm gewaltig wieder schwellen lassen, und sie wird hier nachwirken, bis eine neue Illusion sie ablöst. Jede Enttäuschung wird ohne Verzug durch eine andere möglichst thörichte Hoffnung ersetzt werden, bis endlich Thatsachen eintreten, die nicht mißzuverstehen sind, und um die man mit keiner Wendung herumkommt. Gestern brachte die Eisenbahn zwei Batterien, ich glaube eine

vier- und eine ſechspfündige, und gleich hieß es: „die gehen an den Rhein, der Franzoſe iſt eingebrochen“. Um dieſelbe Zeit ungefähr trafen ſchwarze Huſaren aus Schneidemühl ein, und natürlich waren ſie ebenfalls gegen Napoleons Zuaven und Chaſſeurs beſtimmt. Sollte mich wundern, wenn nun nicht ſchon morgen das wackere alte Baierngeſpenſt wieder auflebte und mit den Rothhoſen Arm in Arm vor den Augen unſerer patriotiſchen Viſionäre herumgaukelte.

Abends. Richtig prophezeit, nur dichtet das Volk raſcher, als ich dachte. Baiernſpuk wieder auf den Beinen. Unſer Mythenbriefträger Fritſche weiß es ganz gewiß. Die Nachricht, daß der Zug, der dieſe Nacht auf der baieriſchen Bahn hier eingetroffen, bei Neumark ein Unglück gehabt, und daß dabe ein Mann und vier Pferde das Leben eingebüßt haben, iſt wahr, nur iſt die Erklärung, Dieß ſei dadurch veranlaßt worden, daß der Zug in der Dunkelheit auf einen andern geſtoßen, dahin zu berichtigen, daß die Baiern den Schaden herbeigeführt haben, indem ſie die Wagen mit Kanonen beſchoſſen.

„Aber, Herr Fritſche, es iſt ja Waffenſtillſtand“.

„Ach, was Waffenſtillſtand! Der Franzoſe kommt, und da geht's bei uns wieder in die Bataille“.

Das iſt das „Volk“, und das ungefähr wäre die ſächſiſche Armee ohne Einverleibung in die preußiſche.

Mittwoch, 15. Auguſt. Treitſchke von unſern Behörden noch immer aus den Schaufenſtern der Buchläden und den Leſezimmern der Clubs und Reſourcen verbannt und, wie behauptet wird, ſogar Klage gegen ihn vorbereitet; in der nächſten Biedermannſchen Parteiverſammlung ſicherlich wieder ſäuberliche Ueberwachung durch die Polizei; daneben die Stadt voll preußi-

ſcher Huſaren, Musketiere und Kanonen, in Dresden desgleichen und überdieß acht oder neun reſpecteinflößende Schanzen — wie lange ſoll dieſes Stück aus der verkehrten Welt ſpielen, wie lange die Ohnmacht ſich als Macht geberden dürfen und Alles im Schwanken verbleiben? Von Glauchau ſchon eine Loyalitätsadreſſe nach Schönbrunn abgegangen, die erſte Frucht dieſer Rückſichten und dieſer Unſicherheit. Nicht lange wird's währen, ſo thun unſere „Patriotiſchen" hier und anderwärts desgleichen, und die antipreußiſche Agitation ſteht unter den Augen des preußiſchen Civilcommiſſärs und des preußiſchen Heeres in ganz Sachſen wieder in voller Blüthe.

Er ſeufzt nach der Polizei, könnte man ſagen, wenn man Dieß läſe. Nicht doch, er wünſcht ſie möglichſt weit hinweg, er verlangt nur, daß die ſächſiſche Polizei veranlaßt werde, beide Parteien mit gleichem Maße zu meſſen, beiden freie Rede zu geſtatten. Unſere Gründe ſind zu gut, als daß wir Widerlegung zu fürchten hätten. Aber Wind und Sonne müſſen gleich vertheilt ſein. Das iſt ſicherlich ein beſcheidenes Verlangen, an das kein verſtändiger Liberaler ſich ſtoßen ſollte. Wir wünſchen nicht, daß man uns von Seiten Preußens ermuthige, nur, daß man uns nicht entmuthige durch Duldung gegen die, welche uns keine Duldung gewähren. Die Broſchüre, welche der Biedermannſche Verein vorbereitet, wird es nicht allein thun, wie überzeugend ſie ausfallen mag. Andere Flugſchriften müßten ihr folgen dürfen und würden ihr folgen, wenn erſt die Luft rein wäre. Die Gegner möchten dann verſuchen, unſere Beweiſe zu entkräften. Gleiches müßte in der kleinen Preſſe, den Localblättern geſchehen, die das meiſte zur Verſumpfung Sachſens beigetragen haben, die das Beſte zu ſeiner Drainirung leiſten können, und die von Dresden her angeregt

werden ſollten, wie ſie ihren Acker bisher mit dem Beuſt'ſchen Apparat bearbeiten ließen, nun die Gegenpartei ans Werk zu laſſen, auch hier wieder ſo, daß denen, die gegen uns etwas von Belang vorzubringen hätten, kein Pflock vorgeſteckt wäre. — — —

Hier endigt das Tagebuch; denn bald darauf verließ ich Leipzig, um in Hannover ſich vollziehen zu ſehen, was ich in Sachſen gehofft hatte, und dabei — ich denke, nicht ohne einigen Nutzen, — mit dem, was ich hatte und konnte, vergnügt mitzuarbeiten.

Fünfter Abſchnitt.

Wilhelmsſtraße Sechsundſiebzig.

Am 24. Februar 1870 hatte ich die Ehre, mich dem Grafen v. Bismarck in ſeinem Arbeitszimmer vorſtellen zu dürfen und mir von ihm den Zweck auseinanderſetzen zu laſſen, zu dem ich ins Auswärtige Amt berufen worden war. Faſt genau drei Jahre nachher erbat ich mir, da die Verhältniſſe ſich inzwiſchen geändert hatten, und ich dem Kanzler in anderer Stellung nützlicher ſein zu können glaubte, meine Entlaſſung. Einige Wochen ſpäter, am 26. März 1873, wurde dieſelbe mittelſt Verfügung gewährt, und Tags darauf durfte ich mich in längerer Unterredung vom Fürſten verabſchieden. Nicht für immer und nicht von ſeiner Politik.

In der Zwiſchenzeit hatte ich viel gearbeitet, viel geſehen und, mir von Anfang an klar darüber, daß ich in einer Schule war, nach Kräften dabei gelernt, zunächſt für weitere publiciſtiſche Thätigkeit, dann für die Geſchichte. Einiges davon iſt von mir bereits mitgetheilt worden*), Bedeutſameres muß bis auf ſpätere

*) In der Schrift: „Graf Bismarck und ſeine Leute", Leipzig, Grunow, 5. Aufl. 1879.

Tage verſchwiegen bleiben; dagegen wird geſtattet ſein, jetzt ſchon noch ein Bild von dem Hauſe, in welchem der Reichskanzler während ſeines Aufenthalts in Berlin wohnte, und von dem Leben, das ihn da umgab, in möglichſt ausführlicher Darſtellung folgen zu laſſen.

Es wird erlaubt und, wie ich hoffe, dem Publicum auch willkommen ſein. Handelte es ſich um die Wohnung des Redacteurs Pontius oder um die literariſche Werkſtatt des Kritikers Pilatus, hätte ich ſelbſt mein Augenmerk auf das Kabinet gerichtet, wo Kunz oder Kohn, unſere hochmögenden Land- und Reichsboten, die großen Lichter unſrer Parteien, ihre Pläne ſchmieden und über ihre Reden meditiren, ſo würde ich dieſe Hoffnung nicht hegen. Dem Volke würde eine ſolche Schilderung, dünkt mich, unintereſſant, vielleicht komiſch vorkommen. Hier aber liegt die Sache einigermaßen anders. Die Herren Pontius und Pilatus werden es vermuthlich nicht zugeben, es iſt aber am Ende doch ſo: Wilhelmsſtraße Sechsundſiebzig iſt, auch wenn es die Berliner liberalen Zeitungen und die über deren trüben Waſſern ſchwebenden parlamentariſchen Geiſter nicht erlauben, ein im eminenten Sinne weltgeſchichtliches Haus. Unter ſeinem Dache, in ſeinen Räumen iſt vom Herbſt 1862 bis zum Frühling des Jahres 1878 die deutſche Geſchichte und, da wir das neugeborne, an die ihm gebührende Stelle erhobne Deutſchland ohne Ueberhebung als eine der maßgebenden Mächte Europas betrachten dürfen, ein guter und vielleicht der beſte Theil der allgemeinen Geſchichte dieſer Periode gemacht worden, ſoweit ſie politiſcher Natur iſt. Es war eine Stätte großartigſten Denkens und Wirkens, und über eine ſolche ſo genau zu unterrichten, ſie der Leſewelt ſo deutlich zu vergegenwärtigen, als die Discretion geſtattet, ſcheint mir ein dankenswerthes Unternehmen zu ſein und zwar namentlich dann, wenn das be-

treffende Haus wie das unsrige sich gegenwärtig wesentlich umgestaltet hat und mit der Zeit den Blicken der Menschen ganz entschwinden wird.

Wie wohnte der politische Reformator unseres Volkes, wie lebte er in der Zeit, da er sein Werk begann und in seinen wichtigsten Theilen ausführte, und wie war der Apparat beschaffen, mit dem er arbeitete? So werden unsere Urenkel und deren Enkel, so werden die Geschlechter nach ihnen fragen, wie man sich jetzt in Betreff der Heroen fragt, die an der Spitze der beiden vorhergehenden Regenerationsepochen des Lebens der Deutschen standen, in Betreff Luthers, der uns kirchlich befreite und verjüngte, und in Betreff Goethes und Schillers, der beiden großen Leuchten der Zeit, wo es auf literarischem Gebiete heller Tag geworden war. Die Stube, wo Bruder Martin, der Wittenberger Augustinermönch, im October 1517 die fünfundneunzig Sätze entwarf, mit denen er dem Papstthum den ersten wichtigen Schlag versetzte, das Haus und das Zimmer, wo Faust und Gretchen entstanden, das, wo die gewaltige Tragödie vom Friedländer der Phantasie des Dichters entsprang, sind von pietätvollen Händen in dem Zustande erhalten worden, in dem sie sich befanden, als die hohen Geister, die in ihnen walteten und schufen, die Welt noch nicht verlassen hatten. Aehnliches gilt von Sanssouci, dem Schlosse des großen Friedrich. Ueber Wilhelmsstraße Sechsundsiebzig steht kein so günstiger Stern. Noch bei Lebzeiten des früheren Bewohners dieses Hauses, unmittelbar nach dessen Umzug in das für ihn umgebaute Nachbarpalais, haben die innern Räume erhebliche Veränderungen erfahren, indem auch das erste Stockwerk zu Bureaux verwendet werden sollte. Später aber und wahrscheinlich in nicht sehr ferner Zeit werden Arbeiter mit Hacke und Schaufel kommen, um die historischen Mauern und Wände

niederzureißen und abzutragen. Die Steine und das Holzwerk, die, als ſie noch Haus waren, den größten Staatsmann der Gegenwart beherbergten, die Fenſter, durch welche ihm die Sonne Gottes zu den bedeutungsvollſten Arbeiten ſchien, werden von Unternehmern zu ordinären Zwecken weggefahren werden. Die Tapeten, deren Figuren bei den folgenreichſten Berathungen und Unterredungen Zeugen waren, wird der Wind vermuthlich in Fetzen nach obſcuren Winkeln führen, und nach Wegräumung des Schuttes wird ſich an der leeren Stelle ein anſpruchsvolles zwei- oder dreiſtöckiges Prachtgebäude erheben, vor dem das alte in Vergeſſenheit gerathen wird.

Dem muß ſo ſein, ſagt der Verſtand. Das kleine Haus, in dem er wohnte, mag verſchwinden, wenn nur das große, das erbaute, von ſeinem Geiſte erfüllt ſtehen bleibt. Das Gemüth aber, dem das Haus mit ſeinem Bewohner verwachſen erſcheint, wie die Schale mit der Perlenmuſchel, beanſprucht, meine ich, ſein Recht gleichfalls, und ſo möge ihm ſein Wille geſchehen, indem geſorgt wird, daß die dem Untergange entgegenſehenden Räume einſt wenigſtens in Wort und Schrift fortleben.

Wilhelmsſtraße Sechsundſiebzig, in den anderthalb Jahrzehnten, in denen der Miniſter v. Bismarck unter ſeinem Dache weilte, das vornehmſte und zuletzt das einflußreichſte Auswärtige Amt der Welt, war ſeinem Aeußern und Innern nach zugleich das unſcheinbarſte und unbequemſte. Eine Präfectur in einer franzöſiſchen Mittelſtadt — man denke an die in Verſailles und Nancy — iſt in der Regel geräumiger und ſtattlicher als das enge und altmodiſche Gehäuſe, in welchem der Kanzler des deutſchen Reiches mit den Beamten der politiſchen Abtheilung des Auswärtigen Amtes bis vor etwa zwei Jahren untergebracht war. Letzterem in einer Zeit zugewieſen, wo

Preußen in der Reihe der europäiſchen Mächte nur gelegentlich im Ernſte mitzählte, mochte es, ſo lange dieſe Zeit währte, nicht blos genügen, ſondern als Symbol der geringen Bedeutung des Staates nach außen hin recht zweckentſprechend ſein. Seitdem es anders geworden, war ſchon aus Gründen, die der Raummangel an die Hand gab, kaum minder aber aus Gründen der Aeſthetik und des Decorums dringend zu wünſchen, daß für Beſſeres geſorgt würde, und wenn das erſt ſpät geſchah, ſo erklärt ſich das Zögern wohl zum guten Theil aus der Genügſamkeit des Fürſten v. Bismarck, der auch im Felde mit knapper und ſeinem Range wie ſeinem Bedürfniſſe wenig angemeſſener Unterkunft vorlieb nahm.

Das ehemalige Hotel des Reichskanzlers befindet ſich nicht fern vom Wilhelmsplatze und dem Palais des Prinzen Karl ſchräg gegenüber. Rechts hat es neben ſich das bis vor fünf Jahren dem Fürſten Radziwill gehörige, dann in den Beſitz des Reiches übergegangene und für Bismarck und die Reichskanzlei umgeſtaltete Palais, links die ehemals Deckerſche Druckerei, die gegenwärtig gleichfalls Eigenthum des Reiches iſt. Hinter ihm ſtreckt ſich ein tiefer und ziemlich breiter parkartiger Garten hin, der bis an die Königsgrätzer Straße reicht — das einzig Schöne am Ganzen. Von der Front geſehen, iſt letzteres ein mäßig großes graugetünchtes Haus, das im Erdgeſchoß links ein graubraunes mit geſchnitztem Laubwerk verziertes Einfahrtsthor und rechts von da elf, im erſten Stock dreizehn Fenſter und darüber einen kleinen, flach aus dem Ziegeldach heraustretenden Giebel hat, unter dem die Linien von vier ſich wenig von ihrer Umgebung abhebenden Pilaſtern mit korinthiſchen Capitälen zwiſchen den Fenſtern der Mitte herablaufen. Schmuck und Gliederung anderer Art fehlt. Wer Staffage zu dem Bilde bedarf, kann ſie ſich in einigen Kanzleidienern mit ledernen

Aktenmappen, in Leverström, dem „schwarzen Reiter“, der als Beförderer eiliger Nachrichten, Anfragen und Einladungen fungirt oder in einem oder dem andern Minister oder Gesandten, der aus seinem Wagen gestiegen ist, um dem Kanzler einen Besuch zu machen, nach Geschmack und Belieben hinzudenken.

Ziehen wir die Klingel der verschloßnen Hausthür, so wird letztere sich aufthun, um sich unverweilt wieder hinter uns zu schließen. Wir sind in eine Durchfahrt getreten, welche sich nach hinten auf einen schmalen Gang zwischen Mauern öffnet, hinter dem man ein Stück des Gartens gewahr wird. Die Wände der Durchfahrt, welche zugleich die einzige Hausflur bildet, sind blaßgrün angestrichen und in kleine Felder getheilt, welche Quadern nachahmen. Oben zieht sich ein rahmfarbener Fries hin, aus dem abwechselnd weiße Rosetten und Köpfchen von antikem Stil auf uns herniederblicken. Links läuft die Wand durch die ganze Tiefe des Hauses ununterbrochen fort. Rechts ist zunächst ein Fenster eingeschnitten, das sich ungefähr in Mannshöhe über dem Boden befindet, und hinter dessen Scheiben uns ein wachsames Auge mustert. Weiterhin kommen wir auf dieser Seite vor die Stufen einer steinernen Freitreppe mit einem Perron von weißen und rothen, schachbretartig miteinander abwechselnden Platten, den nach innen zu ein gelbangestrichener Windfang mit einer Glasthür abschließt, welcher in zwei kannelirte dorische Säulen von grauer Farbe eingefügt ist. Auf den beiden Wangen der Treppe lagert rechts und links eine stumme, tiefsinnig blickende, vermuthlich vielwissende Sphinx, mit welcher der Fremde angedeutet finden kann, daß er vor dem Eingange zu räthselhaften und den Meisten unnahbaren Regionen steht. Das wachsame Auge erwartet ihn vor der Thür, die rechts hinter der einen Sphinx sich auf den Perron öffnet, prüft ihn noch einmal und fragt, zu wem er

wünſche. Es iſt Herr Lindſtedt, der Portier des Auswärtigen Amtes.

Nehmen wir an, daß der Fremde ſich dieſem geſtrengen Thürhüter als legitimirt zum Beſuche aller der geheimnißvollen Räume, die hinter dem Windfange liegen, vorzuſtellen im Stande iſt, und nehmen wir ferner an, daß der Beſuch in einem der drei Jahre vom Februar 1870 bis zum März 1873 ſtattfindet. Sie zählten zu den wichtigſten in den beiden letzten Decennien, und man hat ſeitdem im Perſonal des Auswärtigen Amtes und in der Vertheilung der Zimmer des Hauſes, wie angedeutet, nicht unweſentliche Veränderungen vorgenommen, von denen ich einige an ihrer Stelle erwähnen werde. Endlich wird es vielleicht gut ſein, ſich hier am Eingange zu erinnern und weiterhin die Erinnerung feſtzuhalten, daß wir uns nicht im Auswärtigen Amte und *zugleich* im Reichskanzleramte — ein Mißverſtändniß, das meiner Erfahrung zufolge früher häufig vorkam — ſondern lediglich im erſteren und zwar in der erſten oder politiſchen Abtheilung deſſelben befinden, die unmittelbar unter dem Kanzler arbeitet. Die zweite, ſeit einigen Jahren im Punkte des Unterkommens beſſer bedacht, hat ihre Bureaux jetzt in dem palaſtartigen Gebäude Wilhelmsplatz Eins und Zwei, während für ſie in der Zeit, von der hier die Rede iſt, gleichfalls ziemlich kärglich geſorgt war. Das Reichskanzleramt aber, damals unter der Leitung des Miniſters Delbrück ſtehend, war und iſt räumlich und geſchäftlich vom Auswärtigen Amte ungefähr ebenſo getrennt als das Kriegs- und das Marineminiſterium.

In dem Raume hinter den beiden Säulen mit dem Windfange herrſcht ahnungsvolles Halbdunkel. Rechts führt eine Thür in das Zimmer, wo die Chiffreurs untergebracht ſind. Links ſteigt man auf einer ziemlich breiten Treppe, die ihr

Licht durch eine kleine, mit grünen und goldenen Arabesken verzierte Kuppel von oben empfängt, ins erſte Stock hinauf, wo ſich die Amtswohnung des Reichskanzlers befindet. Wir gehen für jetzt an den mit Läuferteppichen belegten Stufen vorüber, um zunächſt die Wanderung durch die untern Regionen fortzuſetzen. Ein paar Schritte, und wir ſind in einem ſchmalen, und von Natur ganz dunkeln Gange, der auch bei Tage durch eine Hängelampe erhellt werden muß, und der vor einer Flügelthür endigt, durch welche man in das auf den Hinterhof und den Garten hinausſehende große Zimmer des Staatsſekretärs gelangt. In der linken Wand des Ganges führt eine zweite Thür in die Stube der Kanzleidiener, und treten wir durch die ihr ſchräg gegenüber ſich öffnende dritte, ſo kommen wir in ein kleines matterleuchtetes Vorzimmer, welches, wenn man von den an den Wänden ſtehenden Schränken und von dem Tapetenverſchlag abſieht, der vor dem einzigen Fenſter des Gemachs angebracht iſt und etwa bis zur halben Höhe des erſteren reicht, eine Länge von ungefähr ſieben und eine Breite von etwas mehr als drei Schritten hat.

Man legt hier Röcke und Hüte ab. Der Raum innerhalb des Verſchlags, wo ein Tiſch und zwei Stühle mit Mühe und Noth Platz gefunden haben, würde, wenn ſich das Auswärtige Amt mit dem Tempel zu Jeruſalem vergleichen ließe, der Vorhof der Heiden heißen oder auch als Ort bezeichnet werden können, wo die Proſelyten des Thores ſich verſammeln. Mit andern Worten: hier werden von den mittleren und unteren Beamten des Miniſteriums die Perſonen empfangen und abgefertigt, welche nicht Ihresgleichen, d. h. nicht Angehörige des Auswärtigen Amtes ſind. Hinter den beiden Flügelthüren, die rechts und links von dieſem Kabinetchen ſichtbar ſind, iſt heiliger Grund, unnahbar für die profane Welt, zugänglich nur für die

Leviten und Prieſter. Rechts entziffern geheime Sekretäre Depeſchen in Geheimſchrift oder übertragen, wenn ſie nicht als Kopiſten beſchäftigt ſind, gewöhnliche Schrift in Zahlengruppen. Links gelangt der Eingeweihte und zum Eintritt Befugte zuvörderſt in das Centralbureau, die Region der blos geheimen und der geheimen expedirenden Sekretäre, dann in ein kleines Labyrinth von Stuben, Stübchen und Verſchlägen, in welchen die geheimen und die wirklichen geheimen Legationsräthe, meiſt wenige Schritte, bisweilen kaum zwei Fuß von einander ſitzend, die Geheimniſſe des Hauſes bearbeiten.

Der Geſammteindruck, den dieſe Gemächer hinterlaſſen, iſt, namentlich wenn der Beſucher derſelben vorher im Handelsminiſterium oder im Reichskanzleramte geweſen und Vergleiche anzuſtellen befähigt und geneigt iſt, kein angenehmer. Man denkt dann wohl an „drangvoll fürchterliche Enge", vielleicht auch an Fauſt's:

„Beſchränkt von dieſem Bücherhauf,
— — — — — — —
Mit Inſtrumenten vollgepfropft,
Urväter Hausrath drein geſtopft".

Man hat die Nachempfindung dumpfer Schwüle, die vorzüglich, wenn der Beſuch Abends erfolgt iſt, wo zu den Gerüchen von Aktenfascikeln, Zeitungsſchwärze und Stubenluft noch die Dünſte von einem Dutzend Oellampen kommen und die Geruchs- und Athmungsorgane bedrängen, beinahe die Frage rechtfertigen kann, wie es möglich iſt, daß Lampen in dieſer Atmosphäre überhaupt zu brennen vermögen, und daß ſich in ihr nicht ſchon wie in den Schächten und Stollen von Bergwerken ſchlagende Wetter entzündet und Unglück angerichtet haben.

Ich übertreibe? Ich übertreibe nicht. Der Menſch gewöhnt

ſich an Alles auf Erden — ſelbſt an's Arſenikeſſen — und ſo auch an die ſchlechte Luft mit Menſchen überfüllter Räume; aber angenehm wird dieſe dadurch für den, welcher lange Abende in ihr athmen muß, keineswegs. Sie wird das ebenſo wenig wie der andere Uebelſtand dieſer Localitäten, an den ſich der Eine und der Andere nothgedrungen wohl auch gewöhnt, der nämlich, daß die Arbeitenden bei der Nähe und der Kleinheit der Nachbarzimmer, die zuweilen nur eine mit Tapete überkleidete Breterwand von einander trennt, durch jedes nicht ganz leiſe geführte Geſpräch im Gange ihrer Gedanken unterbrochen werden, und daß es — ich rede von der oben angegebenen Zeit und den Notizen ihrer Tagebuchsblätter wie von der Gegenwart — unter den hier beſchäftigten Herren einige Leute giebt, die nicht leiſe ſprechen zu können ſcheinen.

Die Möbel gehören ihrem Material nach allen Holzarten, ihrer Form nach allen möglichen Moden und Stilen bis ins vorige Jahrhundert hinein an: gelbes Pflaumenbaum-, dunkles Mahagony-, gewöhnliches Fichtenholz, lackirte, polirte und blos behobelte Tiſchlerarbeit, Schreibtiſche, Stehpulte, Cylinderbureaux, Aktenſchränke, offne Repoſitorien für Bücher, Zeitungen und Papier, in den letzten Kammern des Labyrinths auch Sophas, eins faſt immer anders geſtaltet und gefärbt als das vorige, folgen einander an den Wänden in bunter Reihe. Mehrere davon ſind ehrwürdig durch ihr Alterthum, und ein Pult, auf deſſen anderthalb Zoll ſtarker Platte Jemand, ich glaube dreißig Jahre lang, immer an derſelben Stelle ſeinen Bleiſtift geſpitzt hat, bis das Federmeſſer endlich auf dem Grunde der ſolchergeſtalt entſtandenen Grube ins Leere hindurchfuhr — ein anmuthiger Anklang an das Sprichwort: „Steter Tropf höhlet den Stein" — möchte noch nicht der betagteſte unter dieſen greiſen Zeugen der vor Zeiten hier geübten Thätigkeit ſein. Man

kann mancherlei Gedanken vor ihnen haben, ernste und heitere, einen aber vielleicht vor allen. Mir wenigstens geschah es wiederholt, daß mir vor ihnen die Frage in den Sinn kam: wie verdrießlich die alten Möbel gewesen sein mögen, als nach Jahren und Jahrzehnten unfruchtbarer, aber bequemer Routine bei und auf ihnen 1862 plötzlich ein neuer Geist das Haus erfüllte! Und ob sie sich wohl mit diesem raschen, viel verlangenden, gebieterischen und wenig rücksichtsvollen Genius versöhnt haben, als sie die Früchte, die mächtigen Erfolge der durch ihn in Gang gebrachten Umgestaltung sahen? Möbel sollen dafür zuweilen kein Organ haben.

Hübsch würde es sein, wenn ich meine Schilderung dieser Zimmer mit Charakterbildern der in ihnen Thätigen ausstatten dürfte. Es würden gleichsam Bildsäulen und Büsten in dem von mir literarisch aufgebauten Hause sein, und es gäbe möglicherweise ein Original darunter oder auch zwei. Indeß hat die Sache ihre Bedenken, von denen ich nur die hervorhebe, daß Würde in der Regel keinen Scherz verträgt, daß ferner der Nichtbeamte immer Gefahr läuft, den Beamten unrichtig, oder sagen wir, unbillig, zu beurtheilen, und daß der letztere, wenn er vom rechten Schrot und Korn ist, sich von Leuten außerhalb eines Kreises nicht gelobt und nicht getadelt, ja nicht einmal mehr als nöthig erwähnt wissen, sondern einfach seine Pflicht und Schuldigkeit thun und an seinem gut ausgebildeten Selbstgefühl genug haben will, was hier um so mehr zu billigen wäre, als ich es mit geheimen Räthen und geheimen Sekretären zu versuchen haben würde.

Ich nenne daher nur die Namen der Herren, gebe ihnen ihre Titel und erwähne im Allgemeinen, daß sie mehr oder minder reichlich im Besitze der üblichen andern Decorationen sind. Daß ich mir die oben angedeuteten Bildsäulen nicht zum

Zwecke privater Verehrung in ſtillen Stunden gemacht haben dürfte, ſoll damit nicht behauptet werden.

Wir waren beim erſten Zimmer links von dem vorhin geſchilderten kleinen Vorſaale ſtehen geblieben. Betrachten wir es näher, ſo hat es dieſelbe Tiefe wie letzterer und eine Länge von ungefähr vierzehn Schritten. Die Tapete iſt grau und weiß gemuſtert, an den Wänden ſtehen große Schränke und Repoſitorien, an den Fenſtern die Arbeitstiſche und Stehpulte der Sekretäre des Centralbureaus, die meines Wiſſens unter den Subalternbeamten des Reiches die höchſte Stelle einnehmen. Der Region der Räthe am nächſten, alſo am letzten Fenſter, hat der Vorſtand des Bureaus, der Geheime Hofrath Roland ſeinen Platz, ein älterer Herr, der in der Zeit hier eingetreten iſt, wo dieſe Stellen vorwiegend oder ausſchließlich mit Mitgliedern der franzöſiſchen Colonie beſetzt wurden und wo man die Regiſtrirung der ein- und ausgehenden Sachen und, wenn ich nicht irre, auch Anderes in franzöſiſcher Sprache vornahm. Der Nächſte nach Anciennetät und Rang iſt der Hofrath Heſſe, gleichfalls ſchon in Jahren. Dann folgen Herr Bölſing, der ſich ſeit Kurzem ebnermaßen des Hofrathscharakters erfreut, und der Geheimſekretär Wollmann, dem das Epitheton „expedirender“ noch nicht beſchieden iſt.

Ich erinnere hier nochmals daran, daß wir bei dieſen Beſchreibungen und mit dieſen Namen in der Zeit vor Oſtern 1873 ſtehen. 1877 war das Centralbureau in das Zimmer der Chiffreurs übergeſiedelt, die anderwärts untergebracht worden waren. Hofrath Heſſe hatte ſich penſioniren laſſen und war einige Jahre nachher geſtorben, ſodaß ich jetzt wagen kann, die obigen Bedenken bezüglich ſeiner bei Seite zu ſetzen und zu ſagen, daß er ein gutherziger alter Herr war. Der durch ſeinen Abgang entſtandene Mangel an Arbeitskraft war durch Herrn

Mechler beseitigt worden, und später war als jüngster Sekretär noch ein Herr Sachße hinzugekommen, den ich im Spätherbst 1878 in der Reichskanzlei nebenan, also in unmittelbarster Nähe des Kanzlers, mit dem Titel eines expedirenden Sekretärs wiedertraf.

Wäre hierbei oder im Weiteren etwas übersehen oder nicht ganz richtig angegeben, so wollen meine Freunde es wohlwollend entschuldigen. Ich liebe gleich ihnen die Genauigkeit, und ich möchte gern Jedermann sein Recht widerfahren lassen, und wenn es sich dabei auch nur um das Tüpfelchen über dem i handelte. Wäre daher ein Irrthum mit untergelaufen, so würde es keine absichtliche, sondern eine unwissentliche und somit nach der Dogmatik eine läßliche Sünde sein.

So, und nun können wir uns wieder in die Jahre und Zustände von 1870 bis 1873 zurückbegeben.

Das Centralbureau ist die Expedition und die Registratur des Auswärtigen Amtes. Es ist der Mittelpunkt, von welchem die von den Räthen verarbeiteten Gedanken und Willensakte des Reichskanzlers in Gestalt von Noten, Depeschen, Telegrammen, Verfügungen und ähnlichen Schriftstücken in die Welt hinausgehen, und andererseits die Sammelstelle, wo die von auswärts anlangenden, an den Kanzler persönlich oder an das Ministerium gerichteten Aktenstücke, Berichte und Briefschaften geöffnet, ihrem Inhalte nach registrirt, dem Chef übermittelt und nach gemachtem Gebrauch, soweit sie der Aufbewahrung bedürfen, in Bündel geheftet und den großen Schränken an den Wänden einverleibt werden, bis sie in das Staatsarchiv wandern.

Auf das Zimmer der geheimen expedirenden Sekretäre folgt eine schmale einfenstrige Stube mit Bücherbretern, Zeitungsrepositorien und anderem Geräth, worunter sich der oben er-

wähnte geduldige Schreibtisch mit dem Seitenstück zu „Steter Tropf höhlet den Stein“ meiner Erinnerung am deutlichsten und dauerndsten eingeprägt hat. An dieses Stübchen, welches gleich dem größeren Zimmer der Sekretäre allen in den hintern Gemächern Untergebrachten als Durchgang dient, stößt ein noch kleineres, nur zwei große Schritte breites, welches von jenem allein durch eine dünne Tapetenwand geschieden, und in dem bei all seiner Enge zwei Räthe, darunter Lothar Bucher, Ellbogenraum oder ein paar Fuß mehr Gelegenheit zur Bewegung zu suchen genöthigt gewesen sind und wunderbarer Weise auch gefunden haben. Dann endigen die Fronträume des Erdgeschosses neben dieser Kabine mit einem geräumigeren Zimmer, in welchem der Wirkliche Geheime Legationsrath Hepke (seitdem pensionirt) und gelegentlich sein denselben Titel führender Kollege v. Bülow, bisweilen auch der Baron v. Keudell (damals Personalrath und, wie ich glaube, Verwalter der Finanzen des Ministeriums, seitdem erst Gesandter in Konstantinopel, dann Botschafter in Rom geworden) Allerlei concipiren und expediren. Außer ihnen und ihren Pulten befinden sich hier verschiedene Möbel, ein großes grünüberzogenes Schlafsopha, ein Tisch mit Atlanten und Landkarten, ein Wandschrein für Bücher und Broschüren, ein Waschapparat hinter einer spanischen Wand, sowie ein paar altmodische schrankartige Geräthe, die ihrer Form nach auch Altäre für irgend einen unbekannten Gott oder Dämon sein können.

Verlassen wir diesen Raum, und wenden wir uns in dem schmalen Gange vor ihm zur Rechten, so gelangen wir in das Stübchen, welches die Handbibliothek des Ministeriums enthält, und wo an einem auf den Hof hinausschenden Fenster wieder ein Geheimer Legationsrath, der Graf Hatzfeld (später zum Gesandten in Madrid avancirt und dann Vertreter des Reiches

beim Sultan geworden) ein paar Stunden des Tages arbeitet. Im nächsten kleinen Hinterzimmer hören wir die allezeit schreibfertige Feder seines älteren Kollegen Abeken kreischen (der seitdem diese Feder niedergelegt hat, um im Grabe von seiner Arbeit unter sechs oder sieben verschiedenen Chefs der Auswärtigen Angelegenheiten auszuruhen und seiner Betrübniß über den Kulturkampf zu vergessen) und in dem daranstoßenden dreifensterigen, mit Fußteppich und Polstermöbeln versehenen Salon empfängt der Staatssekretär v. Thile, Excellenz, die Diplomaten, die der Kanzler selbst nicht sehen kann. (Herr v. Thile nahm vor einigen Jahren — wenn ich mich recht entsinne, 1872 im Herbst, ganz plötzlich seinen Abschied, um ins Privatleben zurückzutreten. — — — Er war der liebenswürdigste Vorgesetzte gewesen. Eine Zeit lang wurden die ihm obliegenden Geschäfte von dem Gesandten des Reiches am belgischen Hofe, v. Balan versehen. Dann erhielt er bekanntlich einen definitiven Nachfolger in der Person des Herrn v. Bülow, der — ich schreibe für Laien — als Minister und Excellenz nicht mit seinem oben erwähnten Namensvetter zu verwechseln ist.)

Daß man trotz aller Enge und Unbequemlichkeit im Auswärtigen Amte tapfer arbeitet und etwas vor sich bringt — was namentlich von Bucher und Abeken zu rühmen ist — bedarf kaum der Hervorhebung und Betonung. Der Fürst verlangt es und geht mit gutem Beispiele voran. Alles von unten bis oben ist stramm organisirt, hat ohne Einspruch zu gehorchen und gehorcht ohne Einspruch und Widerrede, wie es sich gehört, mag es dabei innerlich aussehen, wie es will. Alles dreht sich und rührt sich um einen Willen und thut, was es kann. Wer das nicht mag in der engeren und weiteren Sphäre des Genius, welcher hier gebietet, der kann gehen. Es muß Ordnung

ſein, feſte Ordnung, Subordination und präciſes raſches Arbeiten der Maſchinerie. Nichts darf an der oder jener Individualität ſtocken. Vor Zeiten war das anders, ſchadete aber nicht viel — Kenner der Geſchichte vor dem Amtsantritt des Herrn v. Bismarck wiſſen, warum. Heute, wo ein fruchtbarer Geiſt und ein energiſcher Wille hier walten und die größten Dinge auf dem Spiele ſtehen, iſt einfach Ordre zu pariren. Die Räthe haben nicht zu rathen, ſondern ſich als Glieder des Kanzlers zu betrachten, die, gleich den weiteren Gliedern, den Geſchäftsträgern, Geſandten und Botſchaftern, mit ihrem Wiſſen und Können ſeine Gedanken und Abſichten ausführen. Starkes Selbſtgefühl und die Nothwendigkeit einheitlicher Politik vertragen ſich nicht.

Ich ſollte die Leſer nun die Treppe hinauf in das erſte Stockwerk des Hauſes führen und ihnen die Zimmer zeigen, welche der Reichskanzler mit ſeiner Familie innehat. Aber ich ziehe vor, ſie zuerſt einen kurzen Blick in den Park hinter dem Hofe thun zu laſſen. Dieſer Park, ein Reſt des früher bis hierher reichenden Thiergartens, von dem auch ſonſt hinter der Wilhelmsſtraße manche Gruppe ſchöner alter Schattenbäume übrig geblieben iſt, unter deren Wipfeln die Nachtigallen der Büſche den grünen Frühling feiern, iſt in allen ſeinen Theilen ſtattlich und anmuthig. Beſonders anmuthig aber, faſt zauberhaft, kam mir immer der lange von Rüſtern oder Weißbuchen eingefaßte und überwölbte Gang vor, der links in gerader Richtung hinläuft und nicht fern am hinterſten Ende des Gartens endigt, wobei er ſich perſpectiviſch immer mehr verengert. Ungemein ſchön in den erſten Sommertagen, vorn unter dem Gezweig grüner Schatten, hinten am Ausgang grünes Licht, zeigt er ſelbſt im Winter mit dem feinen Flechten- oder Moosanflug an ſeinen Stämmen einen grünlichen Schimmer. Ich glaube,

der Garten iſt einer der Lieblingsſpazierwege des Fürſten, und ich hoffe, wenn das Haus fällt, wird er erhalten bleiben. Ich hoffe das auch aus dem Grunde, weil hier mancher inhaltreiche Plan und mancher folgenſchwere Beſchluß gefaßt worden iſt. Oft iſt der Kanzler hier noch in ſpäter Abendſtunde hin- und hergewandelt, indem er in Zeiten wichtiger Entſcheidungen, die von ihm angeregt worden waren, auf Kunde vom Könige wartete. Hier kam ihm in der Nacht vom 14. zum 15. Juni der Gedanke, Moltke zu bewegen, das preußiſche Heer um vierundzwanzig Stunden eher, als urſprünglich beabſichtigt war, die Grenze überſchreiten zu laſſen, und hier ſah man ihn 1870 in den Tagen zwiſchen ſeiner Rückkehr von Varzin und ſeinem Abgange auf den Kriegsſchauplatz wiederholt, nachdenklich einen dicken Hakenſtock ſchwingend, jenen immergrünen Gang auf- und abſchreiten und von Zeit zu Zeit bald den einen, bald den andern von ſeinen Mitarbeitern rufen laſſen, um ihnen Aufträge zu Depeſchen, Zeitungsartikeln und Telegrammen zu ertheilen. Hier endlich fand, wenn ich nicht irre, damals nach den Emſer Vorfällen eine gewiſſe Berathung mit Moltke und Roon ſtatt, deren Ergebniß auf den Gang, den die Dinge genommen hatten, beſchleunigende Wirkung hatte. — — —

Indem wir aus dem Garten hinter Wilhelmsſtraße Sechsundſiebzig zurückkehren, bemerken wir, daß das Gebäude nach dieſer Seite hin mit zwei Flügeln endigt, in denen ſich Wirthſchaftsräume, Stuben für die Dienerſchaft, Ställe u. dergl. befinden. Steigen wir die Treppe hinter dem Windfange im Haupthauſe hinauf und treten wir an die Glasthür am Ende derſelben, ſo kommen wir in ein kleines Vorzimmer, wo, wenn der Fürſt in Berlin iſt, Bediente in Livrée und Kanzleidiener im Frack die zu Beſuch, Audienz oder Vortrag Erſcheinenden erwarten. Eine Thür zur Linken führt von hier in ein zweites

kleines Vorzimmer, eine andere zur Rechten aber bringt uns in einen geräumigen länglich runden Saal, welcher sich beinahe über die ganze Tiefe des Gebäudes erstreckt und, wie wir hören, als Speisezimmer für große Diners und zur Aufstellung des Buffets bei den bekannten parlamentarischen Abendgesellschaften dient. Die dunkelgelb gemalten Wände haben unten einen kniehohen grau und schwarz marmorirten Streifen. Den Fußboden bildet gekreuztes Parket. Die gewölbte Decke zeigt seltsame Kastenverzierungen, die zum Theil mit Bildchen Gran in Grau und weiterhinauf mit zwölf kleinen buntfarbigen tanzenden oder schwebenden Frauengestalten geschmückt sind — was vermuthen läßt, daß der Raum einst zu Bällen bestimmt war. Ganz oben in der Decke giebt ein ovales, mit Drath übergittertes Fenster, von dem ein altmodischer Kronleuchter mit Messingreifen und Glastropfen herabhängt, dem Saale am Tage sein Licht. Für abendliche Zusammenkünfte sind an den Wänden noch acht siebenarmige bronzene andere Leuchter angebracht. An zwei Seiten des Halbrundes befinden sich Spiegel von Rundbogenform, die aus vielen kleinen Scheiben zusammengesetzt sind. Das Zimmer hat vier weiße Flügelthüren, die unter ihren Simsen Adler mit ausgebreiteten Schwingen zeigen. Ein weißer Berliner Ofen und einige Stühle vervollständigen seine Ausstattung.

Aus diesem Saale treten wir in einen etwas kleineren, dessen vier Fenster auf die Wilhelmsstraße hinaussehen. Die graue chinesische Tapete zeigt rostfarbene und grünliche Vögel, Blumen, Bäume und Lauben, sowie Männer und Frauen in der Tracht des Reiches der Mitte. Das graue Parket hat in seinen Vierecken je vier kleine Sterne. Von der weißen Decke, die von den Tapeten durch Goldleisten geschieden ist, hängen drei Kronleuchter von ähnlicher Gestalt wie der oben beschriebene

herab, zu denen ſich unten an der Zimmerſeite gegenüber den Fenſtern noch vier ſiebenarmige Wandleuchter geſellen. Die weißgeſtrichenen Fenſter haben weiße Marmorſimſe und doppelte Vorhänge, von welchen die inneren von rothem, auf der Außenſeite weißgefüttertem Seidenzeug, die äußeren von großblumigem, ſpitzenartigem weißen Stoffe ſind. Zwiſchen den Fenſtern hängen drei Spiegel mit Marmorſimſen auf vergoldeten Konſolen. Vor dem mittelſten ſteht unter einer Glasglocke ein geflügelter Knabe auf einem antiken Wagen von Gold mit zwei blau und weiß emaillirten Rädern und zwei ſich bäumenden Goldpferden — eine Uhr. Das vordere Rad iſt das Zifferblatt, die ſchwarzen Nummern ſtehen auf den Felgen. Die Mitte des Saales nimmt ein großer runder Tiſch ein. An den Wänden ziehen ſich Polſterlehnſeſſel, zwei große und zwei kleine Sophas, Alles mit karmoiſinrother Seide überzogen, und Reihen von ſchwarzlackirten Rohrſtühlen hin. In den innern Ecken des Saales erheben ſich zwei weiße Kachelöfen, in den äußeren niedrige Säulen von weißem Marmor mit Büſten. Die zur Linken ſtellt den Kaiſer, die zur rechten deſſen Vorgänger auf dem preußiſchen Throne dar. Ueber letzterer lehnt eine ſchwarzweiße Fahne, an der ein Fahnenband in den Farben des deutſchen Reichs befeſtigt iſt, welches die Inſchrift trägt: „Wir wollen ſein ein einig Volk von Brüdern, in keiner Noth uns trennen und Gefahr“. An der Wand, welche dieſes Zimmer vom Speiſeſaale ſcheidet, bemerken wir ein Buffet von Nußbaumholz und einen kleinen Schrank von demſelben Material mit einer Marmorplatte.

Das Ganze macht den Eindruck des Hellen und Freundlichen. Es iſt elegant, aber keineswegs prächtig, vergleichsweiſe ſogar einfach zu nennen. Der Mangel an Gemälden giebt ihm eine gewiſſe Leere und Einſamkeit, und die alt-

modiſchen Beleuchtungsapparate an der Decke ſtimmen nicht recht zu dem Uebrigen. Der Fürſt iſt eben auch in dieſer Beziehung anſpruchsloſer und gleichgültiger gegen Luxus und Eleganz als ſeine Kollegen in der diplomatiſchen Welt. Von den näher wohnenden nicht zu reden — wie mag der franzöſiſche Miniſter der auswärtigen Angelegenheiten ſich vom Staate ſein Hotel haben einrichten laſſen!

Der Saal dient geſellſchaftlichen Zwecken, doch ſpeiſt der Kanzler zuweilen hier auch mit ſeiner Familie, und das erinnert mich an eine charakteriſtiſche Aeußerung von ihm.

Am 7. April 1878 hatte ich die Ehre, von ihm zum Diner eingeladen zu ſein. Als er ſich im Laufe des Geſprächs einen „alten Mann“ nannte, und die Fürſtin darauf einwendete: „Du biſt aber doch erſt dreiundſechzig Jahre“, erwiderte er:

„Ja, aber ich habe immer ſchnell und baar gelebt“.

Dann ſetzte er, zu mir gewendet, hinzu:

„Baar — das heißt, ich bin immer ganz bei der Sache geweſen, mit meinem vollen Weſen — was erreicht wurde, ich habe dafür bezahlt mit meinen Kräften und meiner Geſundheit“.

Wofür ihm das Volk dankbar ſein ſollte, ſtatt ſich im Reichstage von Leuten vertreten zu laſſen, die einander an Undankbarkeit zu überbieten bemüht ſind.

Der chineſiſche Saal, der beiläufig eine Länge von zweiundzwanzig und eine Tiefe von zwölf Schritten hat, zeigt drei Flügelthüren, von denen ſich die eine auf den Speiſeſaal, die andere auf das oben erwähnte zweite Vorzimmer und die dritte auf den gleichfalls auf die Wilhelmsſtraße hinausgehenden Billardſalon öffnet. Der letztere iſt ebenſo tief, aber ungefähr drei Schritte kürzer als der ſoeben beſchriebene Raum. Die Tapete zeigt großblumige Arabesken, dunkelblau und golden auf lichtgrauem Grunde in einer Einfaſſung von Goldleiſten.

Das Parket ſetzt ſich aus hellgrauen und dunkelgrauen Platten von der Form eines Achtecks zuſammen, zwiſchen denen Quadrate eingefügt ſind, in welchen ſich immer ein kleineres mit einer Sternblume befindet. Die doppelten Vorhänge ſind außen wie die im vorigen Zimmer, innen von gelber Seide. Mit gelbem Seidenſtoffe ſind auch die drei Sophas, die Lehnſeſſel und andere Polſtermöbel bekleidet, die ſich neben ſchwarzen und vergoldeten Rohrſtühlen an den drei innern Wänden hinreihen. Zwiſchen den drei Fenſtern des Saales blinken die Scheiben von großen Pfeilerſpiegeln, die dem Stile nach aus den zwanziger Jahren ſtammen. Daneben und weiterhin an den Wänden ſtrecken zehn Wandleuchter ihre ſieben Arme aus. Ein franzöſiſches Billard mit einem Stand für Queues, ein länglich runder und zwei viereckige Tiſche von Mahagony ſowie zwei Spieltiſche bilden das übrige Mobiliar. Vor dem einen Sopha liegt ein etwas verblichner Teppich mit dunkelrothen Arabesken auf gelblich grauem Grunde. Zuweilen breiten ſich hier auch andere Teppiche in Geſtalt von großen haarigen Fellen mit gehörnten und ungehörnten Thierköpfen aus — Trophäen der Jägergeſchicklichkeit des Fürſten. In den Ecken auf der Fenſterſeite ſtehen auf runden Piedeſtalen, die gelb und ſchwarz marmorirt ſind, Vaſen von einem ſchwarzen geſchliffnen Stein mit ruſſiſchen Charakteren. Vor dem Mittelfenſter gewahren wir eine große Büſte des Kaiſers von weißem Marmor und dieſer gegenüber an der Wand ein lebensgroßes Porträt deſſelben in ganzer Figur. Die vier Thüren des Salons zeigen gelbe Maſerfelder, die in der Mitte eine Sternblume haben, in dunkler, oben und unten gekreuzter Mahagonyeinfaſſung.

Weltgeſchichtliche Erinnerungen, die Geiſter entſcheidender Unterredungen, durchſchweben dieſen Saal. 1864 fand hier

die ausſchlaggebende Beſprechung mit dem Herzog von Schleswig-Holſtein ſtatt, in der er ſich am Schluſſe angeſichts ſeiner zähen Engherzigkeit plötzlich in einen Erbprinzen von Auguſtenburg verwandelt und an die Wahrheit erinnert ſah, daß man dem Kücken, welches man aufgefüttert hat, auch den Hals umdrehen kann, und im Frühjahre 1870 konnte man die ſchmächtige Geſtalt Benedettis hier unſern Miniſter zu Verhandlungen erwarten ſehen.

Treten wir nun durch die Flügelthür, welche ſich hier der zum chineſiſchen Saale gegenüber öffnet, ſo gelangen wir in das Arbeitszimmer des Reichskanzlers, ein Gemach, das bei einer Tiefe von ungefähr elf Schritten etwa zehn Schritte breit iſt. Die Tapete zeigt ein Muſter mit goldnen Kreuzchen auf grauem Grunde. Jede Wand iſt mit braunen Streifen in ſchmalen Goldleiſten eingefaßt. Ueber den langen weißen Fenſtervorhängen befinden ſich kurze von dunkelgrünem Stoffe. Von der Decke, welche wie die in den Sälen einfach weiß getüncht iſt, hängt ein Kronleuchter von Meſſing und Glas herab, der unten die Geſtalt einer Schale und weiter zwei Reifen hat. Den Fußboden bedeckt ein Teppich mit blauen, hellrothen und grünen Blümchen auf dunkelrothem Grunde.

Es fehlt hier nicht an Bildern. Wenden wir uns der Wand links von der Thür, durch die wir kommen, zu, ſo bemerken wir über einem breiten, mit dunkelrothem Wollenſtoff überzognen Schlafſopha mehrere Porträts in einfachen Goldrahmen, zu oberſt den Kaiſer im Civilanzuge, eine Lithographie oder Kreidezeichnung, dann deſſen Schweſter, die Großherzogin-Mutter von Mecklenburg-Schwerin und noch zwei kleine Photographien, welche den Kaiſer in Generalsuniform darſtellen. Vor dem Sopha lag 1870 als Teppich das Fell einer weißen Löwin, in deſſen Kopfſtück zwei helle Glasaugen funkelten. An der

nächſten Wand, nicht weit vom Sopha, begegnet uns, von Goldleiſten eingefaßt, das Bild des Königs von Baiern in bürgerlicher Kleidung, unter welchem ein ſchwarz eingerahmtes kleineres hängt, das, in Waſſerfarben ausgeführt, den verſtorbenen König von Italien, darſtellt. Es hat eine intereſſante Geſchichte, die hier aber wohl nicht mittheilbar iſt. Victor Emanuel, der Uniform trägt, hat eine Widmung darunter geſchrieben. Weiterhin folgen ein kleiner Mahagonytiſch mit Büchern und einem geſchnitzten Tabakskaſten, ein weißer Kachelofen mit Kamin und eine ſchmale Tapetenthür. Kehren wir uns der dritten Wand zu, ſo ſteht in der Ecke ein geſchnitztes Geſtell für Pfeifen, unter denen ſich Weichſel- und Jasminrohre mit dicken Meerſchaumköpfen befinden. Daran reiht ſich ein Schrank, in den eine Spiegelſcheibe eingefügt iſt, und auf welchem die Photographie einer Dame in ganzer Figur lehnt, die ein geſchnitzter Eichenholzrahmen umſchließt. Es iſt die Gemahlin des Prinzen Karl, ſeit einigen Jahren verſtorben. Dahinter hängt ein großes Gipsmedaillon mit der Profilbüſte Moltkes in ſchwarzer Einfaſſung, und darüber wieder blicken aus goldnen Rahmen die in Lebensgröße lithographiſch ausgeführten Bruſtbilder des Großen Kurfürſten und Friedrichs des Einzigen auf uns herab. Weiterhin begegnen unſere Augen über einem Stehpulte mit Landkarten, welches wie alle Möbel dieſes Zimmers von Mahagony iſt, einer gleichfalls mit Gold umrahmten Photographie der Fürſtin v. Bismarck. Daneben führt eine zweite Tapetenthür in das Schlafzimmer des Kanzlers. In der Ecke zwiſchen ihr und dem einen Fenſter ſteht ein kleiner Schrank, und zwiſchen beiden Fenſtern ein Trumeau von der Art der im Billardſaale bemerkten. Die Wandhälfte rechts von der Thür, durch welche wir eingetreten ſind, zeigt das einzige Oelgemälde des Gemachs, ein lebensgroßes Porträt der

Tochter des Fürſten im weißen Ballkleide, umgeben von einem ovalen Goldrahmen. Darunter ſteht ein Cylinderbureau, auf dem wir einen Hirſch und ein Wildſchwein von Gußeiſen und ein Thermometer in Geſtalt einer Litfaßſäule gewahren, und neben welchem ſich ein kleiner Tiſch mit Handſchuhen und Militärmützen befindet.

Der Schreibtiſch des Miniſters, den unſere Nachkommen wohl in einem hiſtoriſchen Muſeum antreffen werden, nimmt ungefähr die Mitte des Zimmers ein, hat eine Breite von circa zwei und eine Tiefe von etwa anderthalb Metern und iſt ſo geſtellt, daß der an ihm Arbeitende das Geſicht der zuletzt geſchilderten Wandhälfte mit dem Oelgemälde zukehrt. Ueber ihm hängt ein rothwollener Klingelzug von der Decke herab, der manch liebes Mal den Kanzleidiener vor der Thür zu dem Befehle herbei geſchellt hat, mich vor dieſen Schreibtiſch heraufzucitiren. Das erſte Mal war an jenem 24. Februar 1870 zwiſchen acht und halb neun Uhr Abends. Ich hatte den Miniſter bis dahin in der Nähe noch niemals und aus der Ferne nur einmal, von der Journaliſtentribune des Reichstags, geſehen. Er begann damit, daß er ſagte, er habe mich eigentlich länger ſprechen wollen, müſſe ſich aber vorläufig darauf beſchränken, meine perſönliche Bekanntſchaft zu machen. „Denn", ſo fuhr er fort, „ich habe wenig Zeit übrig. Ich bin heute im Reichstage durch lange unerfreuliche Reden aufgehalten worden. Dann habe ich hier (er zeigte auf einen Stoß Akten) Depeſchen zu leſen, ebenfalls gewöhnlich nichts, was Vergnügen macht. Und um neun Uhr muß ich zu Hofe, was auch nicht immer erfreulich iſt".

Er fragte darauf, was ich bisher getrieben, und ſetzte mir, als er Auskunft erhalten, die zu befriedigen ſchien, auseinander, was er mit meiner Anſtellung vorhabe und von mir erwarte.

„Aber“, ſo ſchien er die Unterredung, indem er auf die Uhr blickte, ſchließen zu wollen, „wie lange bleiben Sie hier?“

Ich erwiderte, ich hätte mich aufs Dableiben eingerichtet.

„Nun, da werde ich dieſer Tage länger mit Ihnen ſprechen“, ſagte er. „Inzwiſchen reden Sie doch mit Herrn v. Kendell und dem Legationsrath Bucher, der iſt in dieſen Sachen gut zu Hauſe“.

Ich meinte damit entlaſſen zu ſein und machte Miene, mich zu erheben. Er kam aber noch einmal auf den Reichstag zurück, indem er fragte: „Sie wiſſen doch, was heute auf der Tagesordnung war?“

Ich verneinte es, indem ich entgegnete, ich hätte zuviel Anderes zu beſorgen gehabt, um von den Zeitungen Notiz nehmen zu können.

„Nun“, verſetzte er, „die Frage war wegen des Anſchluſſes Badens. Daß die Leute das nicht erwarten können, immer Alles vom Parteiſtandpunkt aus und als Redner behandeln müſſen. Recht unerfreulich, ſolches Reden, um nicht zu ſagen, ſolches Gerede, beantworten zu müſſen. Es iſt wirklich mit dieſen beredten Herren wie mit manchen Damen, die einen kleinen Fuß haben und immer zu enge Schuhe anziehen und die Füße vorſtrecken und ſehen laſſen. So, wenn einer das Unglück hat, beredt zu ſein, da hält er zu lange Reden und zu oft. Wir haben die deutſche Frage in gutem Gange. Aber ſie hat ihre Zeit — ein Jahr vielleicht — fünf Jahre, zehn möglicherweiſe. Ich kann ſie nicht ſchneller machen, und dieſe Herren auch nicht. Aber ſie können nicht warten“. Damit erhob er ſich und reichte mir die Hand zum Abſchiede für dießmal.

Betrachten wir nun den Schreibtiſch, bei dem ich während dieſer Unterredung dem Miniſter gegenüber geſeſſen hatte, weiter, ſo ſtehen vor ihm zwei wie das Sopha überzogene Polſterlehn-

ſtühle, in deren einem der Fürſt bei Erſcheinen von Beſuch Platz zu nehmen pflegt, während er den Gaſt ſich in den andern zu ſetzen einlädt. Beim Arbeiten dient dem Kanzler der hinter dem Schreibtiſche ſtehende eichene Armſeſſel mit niedriger durchbrochener Lehne. Zur rechten Hand hat er neben ſich eine Etagère, auf der oben vor den Füßen eines großen Windhundes von Bronze Couverts und Briefpapier, weiter unten Ledermappen und ganz unten vier oder fünf dicke Folianten liegen. Zur Linken des Schreibenden befindet ſich eine andere Stellage mit einigen Handbüchern. Ich traf bei einem Beſuche, den ich dem Zimmer im Jahre 1873 machte, unter Anderm hier die ſchwerleibigen Bände der Ordensliſten von 1862 und 1868, ein Heft von Petermanns „Mittheilungen“ und den „Guide diplomatique“ von Martens an, ferner das Werk „Hymnarium, Blüthen lateiniſcher Kirchenpoeſie“ (Halle, 1868), Gottfried Cohns „Verfaſſung und Geſchäftsordnung des engliſchen Parlaments“, Joels „Ruſſiſche Sprachlehre nach Ollendorfs Methode“ und Schmidts „Kleines deutſch-ruſſiſches und ruſſiſch-deutſches Lexikon“. Auf der mit grünem Tuche beſchlagenen Platte des Schreibtiſches ſelbſt liegt eine Lage roſenrothes Löſchpapier, auf welcher der Kanzler ſchreibt. Rechts davon bemerken wir unter einer Glasglocke eine vergoldete Pendule, an der ein ſpaniſch gekleideter Maler mit einer Tafel und einem Griffel ſitzt. Ferner gewahren wir auf dem grünen Tuche ein einfaches weißes Porzellanſchreibzeug mit etwas Vergoldung, vier oder fünf Bleiſtifte größerer Sorte, deren ſich der Kanzler jetzt beim Arbeiten vorzugsweiſe bedient, ebenſo viele Schwanenkiele mit kurzen Fahnen, die ihm von der kunſtreichen Hand des Hofraths Williſch, eines der Chiffreurs unten, geſchnitten werden, eine Papierſcheere, ein Petſchaft, ein paar

Stangen Siegellack und ein Handleuchter mit zwei Wachskerzen.

1873 kamen dazu noch verschiedene andere Gegenstände: ein Briefbeschwerer mit einem Stück von dem famosen riesigen Zinklöwen, der bis 1864 als Denkmal des Sieges bei Idstedt auf dem Flensburger Friedhofe stand und jetzt zu den Trophäen des Berliner Zeughauses gehört, und zwei andere Briefbeschwerer in Form runder dicker Scheiben, von welchen der eine von einer 1866 eroberten österreichischen Kanone, der zweite aber von einem 1870 den Franzosen abgenommenen Geschütze stammte, ein schwarz-weiß-rother Tintenwischer, zwei säulenartige Cigarren-Guillotinen, ein Aschenbecher in Gestalt einer großen tulpenartigen Blume, der jetzt wie die beiden unmittelbar vorher genannten Utensilien bei Seite gestellt ist, da der Fürst seit mehreren Jahren das Cigarrenrauchen aus Gesundheitsrücksichten aufgegeben hat, ferner ein paar Gegenstände wie altrömische Bronzelampen mit Griffen, die von grünen Schlangen gebildet wurden, und ein Terracotta-Napf mit Massiniſſa und Sophonisbe. Endlich lagen damals hier etliche Bücher: die rothgebundene Rangliste, Hirths „Parlamentsalmanach", die Gothaischen Taschenbücher, ein Coursbuch und Henry Wheatons „Commentaire du droit international".

Was könnte der Schreibtisch erzählen, wenn er Verständniß, Gedächtniß und Sprache hätte! Von was für Geheimnissen, was für geistigen Kämpfen, was für Eingebungen und Erleuchtungen, langsamen Gedankenentwickelungen und plötzlichen energischen Entschlüssen — von welchen Gebeten vielleicht mögen die Bilder an den Wänden Zeugen gewesen sein! Wie werden dem alten Fritzen und dem Großen Kurfürsten die Augen geleuchtet haben, wenn sie von ihrer hohen Stelle hinter dem

Schreibenden ihm beim Entwerfen einer kühnen, weithin wirkenden, die deutſche Welt und mit ihr die geſammten europäiſchen Verhältniſſe umgeſtaltenden Maßregel über die Schulter auf das Papier ſchauten!

Der Schöpfergeiſt der hier waltete, iſt ausgezogen, er kehrt in das Haus nicht mehr zurück. In ſeiner alten Werkſtatt macht ſichs vielleicht irgend ein irrelevanter, aber anſpruchsvoller Herr von So und So als Inhaber von drei Titeln und dreimaldrei Orden bequem; denn auch dieſer Theil des Hauſes iſt umgeſtaltet worden, und was unten war, iſt heraufgerückt. Für uns aber ſei es im Geiſte noch wie ehedem. Der Meiſter weilt in der Ferne, aber für unſere Gedanken nur auf Zeit. Es iſt, als ob er unſichtbar zugegen wäre. Wir vermögen uns das welthiſtoriſche Zimmer nicht vorzuſtellen, ohne ihn uns hinein zu denken. Wir gehen leiſe hindurch und halten den Athem an, als ob wir ihn ſtören könnten. Ein Etwas wie das Gefühl der Andacht begleitet uns. Und ſo würde es jedem zu Muthe ſein, der Empfindung für Größe mit hierher brächte, auch nach Jahren und Jahrzehnten. Das Haus wird einſt verſchwinden und mit ihm dieſes Gemach. Wäre dem nicht ſo, ſo würde dem Beſucher, der nach hundert Jahren hierher käme, jene Stimmung ſich noch ſtärker aufdrängen, und die innere Stimme würde ihm zuflüſtern: „Leiſe, der Ort, da du ſtehſt, iſt geweihter Boden!“

Setzen wir unſere Wanderungen durch die vordern Räume der Wohnung fort, die der Fürſt Bismarck bis 1878 innen hatte, ſo treten wir durch die erwähnte Tapetenthür in das Schlafgemach deſſelben. Es iſt weiß tapezirt und hat nur ein Fenſter, an dem ſich ein weißer und dahinter ein zweiter Vorhang von ſtarkem Wollenſtoff mit rothen und ſchwarzen Arabesken

befindet. Neben der Thür steht eine kleine Mahagonycommode. Das breite Bett umgiebt ein rothbekleideter Schirm. Daneben liegen auf einer Etagère Tuchpantoffeln und ein paar mächtige Holzschuhe, die über der Spanne die Reichsfarben zeigen — die Liebesgabe eines kunstfertigen und patriotischen Pantinenmachers mit naivem Gemüthe. Ein grünüberzogenes Sopha an der Wand dem Bette gegenüber, dabei ein Tisch mit einigen Polsterlehnsesseln, über dem Sopha ein alter Holzschnitt, zwei Ritter mit Pferden und Hunden darstellend, ein weißer Kaminofen und zwei Tapetenthüren, von denen die eine auf eine Hintertreppe, die andere in ein Ankleidezimmerchen führt, vollenden die Ausstattung des Gemaches.

Indem wir uns in das Arbeitskabinet des Reichskanzlers zurückbegeben, um von hier aus den hinteren Räumen seiner Wohnung einen kurzen Besuch abzustatten, erinnern wir uns noch, daß 1873 in jenem auf einem Stuhle neben dem Ofen eine große Photographie des Präsidenten Grant lehnte, die ein geschnitzter Eichenholzrahmen umgab — wohl ein Zeichen der Zuneigung, die dem Fürsten die tüchtigen Eigenschaften der Amerikaner einflößten, und die er während des Krieges mit Frankreich wiederholt äußerte.

Von den hinteren Zimmern, deren Fenster auf den Hof und den Garten hinaussehen, betrachten wir nur die im Hauptgebäude und auch diese nur flüchtig. Von den übrigen, die im Flügel an der rechten Seite des Hofes liegen, sei blos bemerkt, daß sie die Eigenschaft der Knappheit und Enge mit denen der Bureaux im Erdgeschoß gemein haben sollen.

Zuerst gelangen wir auf diesem Wege in eine schmale Stube der Fürstin mit einem guten Bilde Bismarcks aus seiner Frankfurter Zeit, dann in ein großes Gemach hinter dem Billard-

ſalon, das Theezimmer. Ein türkiſcher Teppich überſpannt hier den Fußboden. Die Tapete iſt weiß, und an den Wänden hängen u. A. Oelgemälde, welche Ahnen des Fürſten, darunter den Eltervater, dem er als junger Mann faſt zum Verwechſeln ähnlich geweſen ſein ſoll, darſtellen. Die Polſterſtühle — es giebt hier nur ſolche — und die Sophas ſind mit karmoiſinrothem Seidenſtoffe bekleidet. An der einen Wand ſteht ein Flügel der Fürſtin. Zwiſchen den Fenſtern bemerken wir zwei Spiegel in Goldrahmen mit grau und weiß geſprenkelten Granitconſolen, auf die man bunte Porzellanfigürchen im Rokokoſtil geſtellt hat: eine Dame, welche cockett durch eine Maske ſieht, die ſie ſich in einiger Entfernung vor's Geſicht hält, ein Herr, der ihr mit verbindlicher Geberde einen Blumenſtrauß reicht, und eine hübſche Vaſe mit einer Guirlande.

Das intereſſanteſte unter den Möbeln iſt ein kleiner Mahagonytiſch, der das leiſe Nachklingen weltgeſchichtlicher Thaten und Ereigniſſe, das in den vorderen Räumen durch die Stille geht, in die Behaglichkeit dieſer Familienzimmer hereintönen läßt. Wir leſen auf der an ihm angebrachten Metallplatte: „Auf dieſem Tiſche iſt der Präliminarfriede zwiſchen Deutſchland und Frankreich am 26. Februar 1871 zu Verſailles, Rue de Provence Nr. 14 unterzeichnet worden". Ich kann hinzufügen, daß die diamantenbeſetzte Goldfeder, die dem Reichskanzler von einem ſeiner ſüddeutſchen Verehrer, dem Juwelier Bilfinger in Pforzheim, zu dieſem Zwecke überſandt worden war, bei dieſem Akte wirklich gebraucht worden iſt. Irre ich nicht, ſo erfolgte auf demſelben Tiſche im Salon der Madame Jeſſé auch die Unterzeichnung der Verträge mit Baiern, die in den äußern Bau des deutſchen Reiches den Schlußſtein ſetzte. Von ſelbſt verſteht ſich, daß für das ſonſt ziemlich werthloſe

Stück Hausrath, das auf dieſe Weiſe von uns zu Rang und Bedeutung erhoben worden, der Madame ein ganz ähnliches zurückgelaſſen wurde, welches Hofrath Caglioni, der Chiffreur des Königs, beſorgte.

Auf das Theezimmer folgt in der hintern Reihe dasjenige, wo der Fürſt zu frühſtücken pflegt, wo die Familie aber auch zuweilen das Diner einnimmt. Es liegt hinter der einen Hälfte des chineſiſchen Saales und iſt gleich dem vorigen mit einem türkiſchen Teppich, roth überzognen Polſtermöbeln und vergoldeten Spiegeln ausgeſtattet und ebenfalls mit einigen Oelgemälden geſchmückt, unter denen ſich ein Porträt Friedrichs des Großen und ein Bild Friedrich Wilhelms des Dritten befinden.

Noch ſei erwähnt, daß die Namen der zuletzt geſchilderten Räume eine nicht unwichtige Rolle in der Tagesordnung und Geſchäftsſprache unten im Hauſe ſpielen.

Gegen zehn Uhr Morgens, bisweilen ſpäter, ſelten früher, wird von einem der Diener ins Centralbureau gerufen: „Der Fürſt iſt im Frühſtückszimmer!“ — die Reveille und das erſte Signal zur Action für die kleine Armee der Mitarbeiter des Kanzlers, der jetzt von den expedirenden Sekretären allerlei Eingänge erhält, die mit der Poſt oder auf anderem Wege gekommen ſind.

Eine Weile nachher erfolgt das zweite Signal: „Der Fürſt iſt im Arbeitszimmer!“ — das Zeichen, daß die Räthe, welche Vortrag haben, ſich bei ihrem Chef melden laſſen können, und daß die andern ſich bereit halten ſollen, zu Aufträgen zu ihm gerufen zu werden.

Zuletzt, in bewegter Zeit manchmal erſt ſpät in der Nacht, in der Regel gegen zehn Uhr Abends, erſchallt für die, welche

der Dienſt noch an das Arbeitspult feſſelt — Lothar Bucher, der Getreue, immer Bereite, gehört, wenn der Kanzler in Berlin iſt, ſtets zu den Letzten — die Retraite: „Der Fürſt iſt im Theezimmer!“ Damit iſt die Arbeit oder die Verpflichtung, für ſie gerüſtet und am Sattel zu ſein, für dieſen Tag zu Ende. Die Arbeiter gehen, die Läden der Fenſter werden geſchloſſen, und der Kanzleidiener löſcht die Lampen aus.

Sechster Abſchnitt.

Bismarck in Varzin.

An der Eiſenbahn zwiſchen Stettin und Danzig, etwa in der Mitte zwiſchen beiden Städten, alſo tief im fernen, ſtillen Hinterpommern, liegt das Städtchen Schlawe, von deſſen Exiſtenz vor ungefähr zwölf Jahren außerhalb ſeiner Provinz vermuthlich nur wenige Leute eine Ahnung gehabt haben. Seitdem iſt es bekannter geworden, und zwar durch einen früher noch weniger genannten und jetzt noch viel häufiger erwähnten Ort in ſeiner Nachbarſchaft, das Dorf Varzin, wo der deutſche Reichskanzler in den zehn Jahren zwiſchen dem Herbſt 1867 und dem Frühling des Jahres 1878 die Zeit vom Grünwerden der Natur bis nach dem Blätterfall und bisweilen bis in den Winter hinein zu verleben pflegte.

Wie ein eigenthümliches Zuſammentreffen mit dieſem Sommeraufenthalte des Fürſten ſieht es aus, daß Schlawe, das polniſche Slawa, Ruhm bedeutet, und daß man den mit Wurzen und Wrietzen verwandten Namen Varzin von Wawre, Lorbeer, ableiten will, ſodaß es ein Ort, wo Lorbeeren wachſen, ein Lorbeerhain wäre. Ob letztere Etymologie richtig, wird man bezweifeln dürfen, da natürliche Augen hier oben in der Heimath

der Buche und Föhre schwerlich je den südlichen Baum, der die Siegreichen krönt, erblickt haben. Als hübsches Spiel aber wollen wir die Vorstellungen Ruhm, Lorbeer und Bismarck neben einander bestehen lassen. Vor dem geistigen Auge wuchs in Varzin, wie die Welt weiß, Lorbeer in Fülle.

Von Schlawe aus gelangt man mit guten Pferden in etwa dritthalb Stunden nach Varzin. Versetzen wir uns in den October 1877 zurück, und nehmen wir auf der Post im Städtchen einen Wagen, um dem für alle Zeiten berühmt gewordenen Dorfe, seinem Herrenhause und seiner Umgebung einen Besuch abzustatten. Der Kanzler ist seitdem weniger lange dort gewesen. Wahrscheinlich ist, daß er seine sommerliche Erholung in Zukunft mehr in dem bequemer gelegnen Friedrichsruhe suchen und Varzin ihn nur selten wiedersehen wird. Es könnte sich infolge dessen wesentlich verändern, und so wird es gut sein, wenn das Bild, das es zuletzt darbot, für spätere Geschlechter fixirt wird. Nothwendig wird dazu sein, daß uns auf die Reise ein Paar guter Augen, Sinn auch für das Kleine und ein treues Gedächtniß begleiten; denn die Welt will bis ins Einzelne wissen, wie es hier aussieht und zugeht, und die Nachwelt wird diesen Wunsch sicher in noch stärkerem Grade hegen.

Sinn für das Kleine, das Aeußerliche, das dem Bedeutenden wenig Bedeutende? Epische Breite nothwendig? Verlangen darnach? fragen — so vermuthe ich nach Erfahrungen — Leute, die sich zu den Bedeutenden zählen. Warum nicht? erwidere ich. Die ausführliche Beschreibung des Schildes Achills wurde natürlich und schön gefunden und nicht blos von den Griechen. Sollte man nicht annehmen dürfen, daß eine solche Beschreibung von Haus und Hof des Haupthelden im Epos unsrer Tage, wenn nicht den Deutschen der Gegenwart, so

doch denen der Zukunft noch natürlicher und werther sein werde?

Der breitschultrige, dunkelrothe Backsteinthurm über dem südlichen Thore Schlawes liegt hinter uns, und blasend fährt der Schwager Postillon zwischen den Scheunen der Ackerbürger ins offne Land, eine weite Fläche, hinaus, über der sich im Südosten ein Hügelkette, theils kahl, theils bewaldet, in bläulichen Umrissen erhebt. Die Chaussee, auf die wir gelangt sind, ist gut erhalten, aber wenig belebt; denn sie verbindet nur kleine Städte mit einander, und auch an Dörfern scheint der Landstrich, den sie durchschneidet, keinen Ueberfluß zu haben. Die Straße strebt auf die Hügelkette zu, die später rechts liegen bleibt. Die etwas ansteigende Fläche zu beiden Seiten ist zuerst waldlos. An den Gräben der Chaussee wiegen junge Birken mit weißen Stämmen und vergilbtem Laube, dann gelbe Pappeln und rostrothe Kastanien ihre Wipfel im Herbstwinde, der hier schon einen recht winterlichen Athem hat — nicht zu verwundern; denn wir befinden uns nur wenige Meilen vom Gestade der Ostsee.

Nachdem wir die Dörfer Quatzow und Wusterwitz passirt haben, beginnt das Land hügelig zu werden. Nicht fern vom letztgenannten Orte nimmt uns ein schöner Laubwald von blutrothen Buchen auf, aus denen gelbe Birkenwipfel und noch grüne Eschen hervorsehen. Die ganze Farbenpracht des Herbstes ist über ihn ausgegossen, fast denkt man an Glühen und Aufflammen. An einer Stelle ruft ein mit Buchen bestandener Hügelhang, in einiger Entfernung gesehen, eine seltsame Augentäuschung hervor: man meint einen Büchsenschuß vor sich eine rothe Granitwand vor sich zu haben. Jenseits des Gehölzes fahren wir zweimal über ein Flüßchen mit Kießgrund und krystallhellem Wasser, wie es sonst nur die Bäche des Gebirges

haben. Es ist die vielgewundene Grabow. Nachdem wir sie das zweite Mal überschritten haben, befinden wir uns schon auf dem Gebiete der Herrschaft Varzin, die hier rechts von der Straße an die Besitzungen des Herren v. Loën auf Crangen, links an die stattlichen Forsten des Fürsten Karl Anton v. Hohenzollern grenzt.

Ein Stück von hier theilt sich die Chaussee in zwei Arme, von denen der rechte nach Pollnow, der linke zunächst nach dem Dorfe Wussow, dann nach Rummelsburg führt. Der Schwager schlägt mit seinen Pferden die letztere Richtung ein. Bei Wussow, einem ziemlich ansehnlichen Orte mit Kirche und Postamt, verlassen wir die große Straße und biegen links in einen sandigen Fahrweg ein, auf dem wir zwischen zum Theil alten und schönen Bäumen noch drei Kilometer weiter fahren. Zu beiden Seiten strecken sich, zur Linken etwas ansteigend, Felder, Wiesen und Triften hin. Zuletzt erscheint wieder ein Stück rother Buchenwald, der die Lehne einer flachen Bodensenkung bedeckt, in welche der Wagen zwischen den prächtigen lichtgrauen Stämmen hinabrollt. Der Postillon läßt sein Hörnchen durch die tiefe Stille erschallen. Der Wald öffnet sich. Links liegt ein Garten mit Obstbäumen, rechts Ackerfeld. Die Pferde wenden sich nach jener Seite. Noch ein paar hundert Schritte auf gepflastertem Wege, und wir sind mitten in dem Complexe von Gebäuden, welche den Haupthof der Herrschaft Varzin bilden. Zur Rechten haben wir die Häuser vor uns, welche der Fürst mit seiner Familie, seinen Gästen und seiner Dienerschaft bewohnt, zur Linken einen Garten, der vorn parkartig angelegt ist, und in dem eine große Wagenremise mit einem Uhrthürmchen, die Wohnung des Oberförsters und einige andere kleinere Gebäude stehen. Weiterhin auf derselben Seite und

tiefer unten an der ſich ſenkenden Straße folgt das nach letzterer hin offne Viereck der Scheunen und Ställe des Gutes.

Auch das Hauptgebäude rechts bildet mit ſeinen beiden Flügeln ein ſolches Viereck. Daſſelbe öffnet ſich nach Norden und ſchließt einen mit Sand beſtreuten Hof ein. Es iſt vor ungefähr zweihundert Jahren erbaut. Im Hintergrunde haben wir ein mäßig großes einſtöckiges Haus vor uns, das im Erdgeſchoſſe zu beiden Seiten der Thür drei und im erſten Stockwerke ſechs Fenſter hat. Vor der gelblich braunen Thür befindet ſich eine kleine ſteinerne Plattform, zu welcher Stufen hinaufführen, und die oben ein Geländer mit Bänken umgiebt, über denen ſich ein vorn von Hellebarden getragnes, in den Bismarckſchen Wappenfarben, alſo blau und weiß, geſtreiftes Zeltdach von Eiſenblech ausſpannt. Vor den Stufen ſtehen rechts und links Laternen, hinter welchen Blumenvaſen von Eiſen aufgeſtellt ſind. Aus dem Ziegeldache des Hauſes tritt in der Mitte ein Giebelſtück hervor, in welchem man das Wappen der Familie Blumenthal gewahrt, die unmittelbar vor dem Fürſten die Herrſchaft beſaß. Der Schild zeigt einen Weinſtock an einem Pfahl und über dem geſchloßnen Helme eine weibliche Figur, die in der erhobnen Rechten einen Ring, in der Linken eine Kugel oder Scheibe hält. Die Wände des Ganzen ſind dunkelgelb, die Fenſtereinfaſſungen und der Giebel mit dem Wappen weiß getüncht.

An der Seite des weſtlichen Flügels befindet ſich ein etwas zurücktretender älterer Anbau; an den Oſtflügel ſchließt ſich ein Häuschen an, welches das alte Haus mit dem neuen verbindet, das vom Fürſten, da jenes zu wenig Raum bot, vor circa ſechs Jahren hinzugebaut worden iſt. Das letztere bildet ungefähr einen Würfel und beſteht aus einem Souterrain, einem hohen Parterre und einem erſten Stock. Die Farbe iſt ein

mattes Grau, das Dach abgeplattet. Die der Straße zugewendete Nordſeite hat in beiden Etagen drei Fenſter, die auf einen eingezäunten Raſenplatz mit einem Taubenſchlage, einigen Büſchen, einigen ſchlankgewachſenen Fichten und Edeltannen und fünf italieniſchen Pappeln herabſehen. Die öſtliche Seite hat im obern Geſchoſſe zwei, im untern dagegen nur ein Fenſter und an der ſüdöſtlichen Ecke einen erkerartigen Vorbau, welcher vor ſich eine hübſche Baumgruppe und einen kleinen Weiher hat und das Arbeitszimmer des Fürſten bezeichnet. Die ſüdliche Front zeigt in beiden Stockwerken, die Weſtſeite nur im obern wieder zwei Fenſter.

Die hintere Façade des alten Hauſes, gleich der vorderen gelb und weiß gekleidet, iſt mit wildem Weine bewachſen und hat eine Veranda vor ſich, welche in der Mitte durch einen ſteinernen Vorbau vor der Thür unterbrochen wird, deſſen Pfeiler Rundbogen bilden, und zu dem rechts und links Stufen hinaufführen. Auf der Brüſtung derſelben ſtehen vier weiße Adler von Gips. Ueber ihnen tritt aus dem Dache wieder ein Giebelſtück hervor. Am weſtlichen Ende der Front, alſo auf der äußerſten Linken, wenn man ihr das Geſicht zukehrt, ſchließt ein Glasſalon mit allerlei Bäumen und Sträuchern das Ganze ab. Die Fenſter dieſer Hinterſeite blicken auf Gartenanlagen mit gewundenen Kießwegen zwiſchen Blumenbeeten hinaus, in denen zwei Sandſteinfiguren aus der Zeit der Zöpfe, der Perücken und der Allegorien ſtehen. Etwa dreißig Schritte von dem Rundbogenvorbau mit den Adlern und ungefähr in der Mitte des Gartens kommt man an einen kleinen Teich von ovaler Geſtalt, über welchen eine Brücke mit weißangeſtrichenem Holzgeländer nach einem Durchhau in dem etwa hundert Schritte hinter der geſchilderten Häuſergruppe beginnenden und hier in zwei Terraſſen anſteigenden Parke hinaufführt.

Auf der ersten Terrasse begegnen wir einer dritten Statue, dann einem zweiten länglichrunden Bassin, in dessen Wasser sich die Wipfel der benachbarten Buchen spiegeln. Auf der Höhe des Durchhaus schimmert ein einsames weißes Kuppeltempelchen mit Säulen zwischen den jetzt herbstlich gefärbten Baumkronen. Ein Stück weiter rechts steigt ein zweiter Durchhau, der mit einem strohgedeckten grauen Häuschen endigt, den Hügelhang hinan.

Ich werde später ausführlich über den Park sprechen, den der Fürst sehr werth hält, und den ich nach den verschiedensten Richtungen hin durchkreuzt habe. Hier nur so viel, daß er ungemein ausgedehnt und außerordentlich schön, am Schönsten im Herbst ist. Das heißt nach meinem Geschmacke, den ich niemand aufdringen will. Denn obwohl ich unter den Phasen, welche gemischter Laubwald im Laufe des Jahres durchlebt, der Farbenpracht und der tiefen Stille des Uebergangs vom Sommer zum Winter den Vorzug gebe, kann ich mir vorstellen, daß auch das helle Grün, womit der Juni die Wipfel und Büsche bekleidet, der dann dankbar empfundene Schatten und der Gesang der Vogelwelt, die in diesen Tagen an den Säumen der Lichtungen Liebeslieder und das Lob der Morgensonne erschallen läßt, hohe Reize haben, und daß selbst der Winter ein anmuthiges Bild aus solchem Walde zu schaffen vermag, wenn seine Winde die Bäume entblättert haben und nun ein Nebelfrost ihr Gezweig mit seiner silbernen Filigranarbeit schmückt.

Wir kehren nun in den Hof vor der Vorderfront zurück, um das Innere der Wohnung des Kanzlers und seiner Familie zu durchwandern, das ebenso wenig wie das Aeußere einen anspruchsvollen Charakter hat oder besonderes Gefallen an Luxus verräth, aber durchweg gefällig und behaglich ist. Man tritt hier in das Haus eines wohlhabenden Landedelmanns,

nicht in das Schloß einer Durchlaucht. Die Fußböden zwar sind fast durchgehends mit Parket versehen, die Decken aber allenthalben einfach weiß getüncht. Prachtstücke von Portièren und Teppiche, kostbare Uhren, Schnitzwerke kommen gar nicht, vergoldete und mit Seidenstoff überzogne Stühle, Tischplatten und Consolen von Marmor nur im Salon und dem Zimmer der Fürstin vor. Oelgemälde sind selten. Dafür aber giebt es an mehreren Stellen gemüthliche Nischen und freundliche Ausblicke durch die Fenster. Fast alle Gemächer sind reichlich mit bequemen Polster- und Schaukelstühlen, Divans und Sophas ausgestattet, und alle haben Kachelöfen mit Kaminfeuern, die mit dem ersten Eintritt einigermaßen kühler Witterung geheizt werden; denn der Fürst liebt wie alle nervösen Naturen die Wärme und bedarf ihrer vermuthlich aus Gesundheitsrücksichten. Auch ist der Herbst hier oben erheblich rauher als in Mitteldeutschland. In der dritten Woche des October hatten wir zweimal starke Schneestürme, sodaß mir das Glück zu Theil wurde, Varzin nicht blos im Herbstgewande, sondern mehrere Tage hindurch auch in tief winterlicher Verbrämung zu sehen.

Und nun wollen wir zunächst raschen Ganges die innern Räume des alten Hauses durchschreiten, um dann diejenigen des neuen Anbaues und namentlich das Arbeitszimmer des Fürsten mehr im Einzelnen zu betrachten.

Durch die gelblich braune Hausthür unter dem Zeltdach mit den Hellebarden treten wir in einen kleinen sechseckigen Vorsaal, in dem sich Tische und Kleiderständer mit Mänteln, Pelzen, Ueberziehern und Fußsäcken befinden. Die Mitte nimmt ein großer Tisch mit Stöcken ein, unter denen wir den mächtigen Knotenstock mit dem aus Holz geschnitzten Fuchse gewahren, dessen sich der Fürst bei Spaziergängen zu bedienen pflegt. Im Hintergrunde öffnet sich zwischen zwei Berliner Oefen eine

braune Flügelthür, über welcher ein Bärenkopf aus der Wand sieht. Rechts und links sind ebenfalls Flügelthüren, über welchen Rehköpfe mit Gehörn angebracht sind, und von denen die zur Rechten in den Speisesaal, die zur Linken in ein Zimmer führt, welches vor Vollendung des Neubaues der Kanzler inne hatte, während es 1877 vom zweiten Sohne desselben, dem Grafen Bill, bewohnt wurde.

Durch die Thür unter dem Bärenkopfe gelangt man in die Hausflur vor dem Ausgange in den Blumengarten, deren Wände mit Mouffionhörnern geschmückt sind. Eine Flügelthür zur Rechten geht von hier in den Salon, an den sich das Frühstücks- und Billardzimmer und weiterhin der Wintergarten anschließen, eine zur Linken in das Zimmer der Fürstin. Einen Theil des Hintergrundes nimmt eine von einem schweren braunen Geländer mit dicken Kegeln und Knäufen eingefaßte Eichenholztreppe ein, die uns nach einem vierfenstrigen Vorsaale hinaufbringt, welcher durch die ganze Tiefe des Hauses geht. Die Wände desselben zieren Geweihe von Jagdthieren, die Bismarck 1864 im Parke von Schönbrunnen erlegt hat. Rechts und links führen Flügelthüren in Zimmer, von denen das erste links von der Treppe im Herbst 1877 dem ältern Sohne des Kanzlers, dem Grafen Herbert, zur Wohn- und Arbeitsstube diente, während die drei andern für Gäste bestimmt waren. In der Mitte der Wand rechts von der Treppe befindet sich ein zugesetzter Kamin, über dem ein flaches Reliefbild von Gips mit einer weiblichen Gestalt, die in der Rechten einen Krug, in der Linken einen Becher hält, die frühere Verwendung dieses Vorsaales andeuten könnte. Es scheint eine Hebe zu sein, und die ehemaligen Besitzer des Hauses mögen hier mit ihrem Besuch getafelt und bankettirt haben. Die Aussicht von hier ist nach beiden Seiten hin anmuthig: Die vordern Fenster

blicken über den Hof und die Straße auf die Anlagen vor dem Obſt- und Gemüſegarten, in dem eine hohe Tanne mit doppeltem Wipfel beſonders ins Auge fällt; die hintern gehen auf den Blumengarten und den erſten Durchhau im Parke mit ſeinem weißen Tempelchen hinaus.

In das Erdgeſchoß zurückgekehrt, beſuchen wir zunächſt den Speiſeſaal, ein mittelgroßes Zimmer, deſſen Tapete auf graublauem Grunde braune und dunkelblaue Arabesken zeigt. Ein gelber Tiſch, über dem eine Lampe mit Schirm und Kugel von Milchglas hängt, und unter dem ein roth und ſchwarz gemuſterter Teppich ausgebreitet iſt, ein Polſterſeſſel mit Lederüberzug, auf dem der Fürſt den Diners präſidirt, einige einfache gelbe Rohrſtühle, zwei alterthümliche Schränke von dunkelm Eichenholz und ein Buffet von demſelben Material bilden die Ausſtattung des Raumes. Von dem Simſe des einen Schrankes ſehen eine große Eule und ein anderer Raubvogel mit ihren Glasaugen den Speiſenden zu, und an der Wand gegenüber den beiden Fenſtern gewahren wir eine Anzahl von Lithographien, welche Scenen aus dem Leben auf den nordamerikaniſchen Prairien darſtellen.

Durch eine Flügelthür in dieſer Wand gelangen wir in den Geſellſchaftsſalon, der etwa die Größe des eben geſchilderten Zimmers hat, und deſſen Tapete, oben mit ſchmalen Goldleiſten eingefaßt, auf rehfarbenem Grunde rothbraune und goldig ſchimmernde Phantaſieblumen zeigt. Das Möblement beſteht aus Tiſchen mit Marmorplatten und vergoldeten Füßen, Polſterſtühlen und Divans, die mit hellrother Seide überzogen ſind, einem großen Spiegel mit goldnem Rahmen und marmorner Conſole, auf der eine Lampe mit der Bronzefigur eines Düppelſtürmers, ein Geſchenk des Königs, und zwei roſenrothe, von weißen Schlangen umringelte Porzellanvaſen ſtehen. Die eine

Ecke ſchmückt eine größere Vaſe von dieſem Material, blau in Gold mit dem Bruſtbilde Kaiſer Wilhelms, der ſie dem Fürſten zur Feier ſeiner ſilbernen Hochzeit überſandt hat. In einer andern bemerken wir eine Statue des letzteren von gebranntem Thon. An den Wänden hängen einige Oelgemälde, eine Waldlandſchaft der Varziner Gegend, eine Anſicht von Gaſtein, zwei, wie es ſcheint, ideale Frauenportraits, eine Scene aus der Schlacht bei Mars la Tour und an der Seite daneben in ganzer Figur ein Soldat des vorigen Jahrhunderts in gelblich weißer Uniform, Küraß, Dreiſpitz und Steifſtiefeln, der eine Muskete in der Hand hat. Es iſt, glaube ich, ein Urgroßvater des Fürſten, welcher als Dragoneroberſt bei Czaslau den Tod fand.

Das nun folgende Frühſtücks- und Billardzimmer iſt mehr als doppelt ſo geräumig als die vorigen Stuben, erſcheint indeß, da ein Theil davon in Geſtalt einer großen, tiefen, etwas über den Fußboden erhöhten Niſche durch eine Wand vom übrigen Raume geſchieden iſt, nicht ganz ſo ausgedehnt, als es in Wirklichkeit iſt. Die weiße Tapete iſt mit blau und goldfarbner Einfaſſung in Felder getheilt. Die Polſtermöbel haben einen Ueberzug von Baumwollenſtoff, der auf rothem Grunde blaue und hellrothe Blümchen hat. Die nicht gepolſterten Möbel beſtehen aus dunkelbraunem Eichenholze mit Schnitzwerk. An der Wand nach der Veranda und dem Garten hin gewahrt man eine Schwarzwälder Uhr von ſchwärzlichem Holze, deren Gewichte die Form von Tannenzapfen haben, und aus der eine Wachtel und ein Kukuk die Zeit abrufen. An andern Wänden hängen bunte Bilder rheiniſcher Städte mit Arabesken in Scheurenſcher Manier. In der Ecke, wo der Wintergarten oder das Gewächshaus ſich an die Veranda anſchließt, ſteht eine Statue von Bronze, die eine Nachbildung von Rauchs kranzwerfender Siegesgöttin und wieder ein Geſchenk des Kaiſers iſt.

Ich weiß nicht, wie es kam, daß ich beim Anblicke dieſer Bildſäule weniger an ihre Schönheit als an einen liebenswürdigen Zug im Leben des Fürſten dachte. Als im Sommer 1871 der Triumphzug der deutſchen Armee die Tribüne paſſirte, welche über der Mauer des zum Auswärtigen Amte gehörigen Gartens an der Königsgrätzer Straße für die Beamten des Miniſteriums errichtet worden war, ſah der Reichskanzler im Vorbeireiten zu uns herüber, ergriff einen von den an ſeinem Sattelknopfe hängenden Lorbeerkränzen, ſteckte ihn an ſeinen Degen und warf ihn uns zu.

An der Wand gegenüber den auf die Veranda und den Blumengarten hinausblickenden Fenſtern lenkt eine kleine Vertiefung zwiſchen zwei Oefen mit offnem Feuer unſere Augen durch eine bunte Porzellanvaſe auf rothbedecktem Fußgeſtell auf ſich, die ungefähr fünf Viertelmeter Höhe hat und auf der Vorderſeite zwiſchen ihren beiden Henkeln eine ſitzende Frauengeſtalt — wir denken an eine Germania — und auf der hinteren goldne Trophäen zeigt. Dieſelbe hat, wie der Fürſt mir auseinanderſetzte, eine eigne Geſchichte mit einem ſymboliſchen Zuge. Dem Kanzler nach 1870 vom Kaiſer verehrt, war ſie anfänglich für Hardenberg beſtimmt geweſen, ihm aber aus irgend einem Grunde oder irgend einer Fügung des Schickſals nicht übergeben worden. Die Trophäen ſind, näher beſehen, franzöſiſche Waffen, wie ſie in den Befreiungskriegen von 1813 bis 1815 erbeutet wurden. Die Frauengeſtalt iſt eigentlich eine Boruſſia.

Neben dem zweiten Ofen an der Wand mit den auf den Wintergarten hinausſehenden Fenſtern und gegenüber der einen ſchmalen Seite des hier aufgeſtellten Billards beginnt die vorhin erwähnte große Niſche. An deren Wänden läuft ein langer Divan hin, vor welchem ein Flügel der Fürſtin ſteht,

die Meisterin im Klavierspiel sein soll. Vor der Vase ladet ein kleines Sopha zum Sitzen ein. Daneben stehen rechts und links große gepolsterte Lehnstühle. In einem derselben pflegte der Kanzler während meiner Anwesenheit beim abendlichen Kaffee, der unmittelbar nach dem Diner eingenommen wurde, eine lange Studentenpfeife in der Hand, eine zweite neben sich in Reserve, Platz zu nehmen, zu rauchen und sich mit der Gesellschaft zu unterhalten, wobei er, wie immer bei solchen und ähnlichen Gelegenheiten, mancherlei Denkwürdiges äußerte und erzählte. Das Beste davon wird späterer Mittheilung vorbehalten bleiben müssen, einiges Andere dagegen schon hier wiederzugeben erlaubt sein.

Wir sprachen vom böhmischen Feldzuge, und da gedachte der Kanzler u. A. folgender charakteristischen Episode:

„Im Kriegsrathe zu Nikolsburg, der auf meiner Stube gehalten wurde, wollten die Andern den Feldzug weiter fortsetzen, nach Ungarn hinein. Ich aber war dagegen. Die Cholera, die ungarischen Steppen, die bedenkliche Frontveränderung, politische Rücksichten und — Anderes, was ich zu überlegen gab. Sie aber blieben dabei, und vergebens sprach ich noch einmal gegen den Plan. Da ging ich aus der Stube hinaus in die Kammer, die blos durch einen Bretterverschlag getrennt war, schloß ab und warf mich aufs Bett, wo ich laut weinte vor nervöser Aufregung. Da wurden sie drüben nach einer Weile alle still, und die Sache ist darnach unterblieben".

Eine andere erwähnenswerthe und hier wohl mittheilbare Aeußerung, die der Fürst an einem jener Varziner Abende that, betraf den Türkenkrieg von 1877, der im October dieses Jahres bekanntlich eine für die russische Armee nicht günstige Wendung genommen hatte. Der Kanzler sagte, als das hervorgehoben wurde:

„Wenn ich der Kaiser Alexander wäre, so führte ich meine Truppen jetzt auf das linke Donauufer zurück und bliebe da den Winter über stehen, erließe aber zugleich ein Manifest an die Mächte, worin ich erklärte, daß ich den Krieg, wo nöthig, sieben Jahre fortsetzen würde, und wenn ich ihn zuletzt mit Bauern, mit Mistgabeln und Dreschflegeln führen sollte. Meiner Russen wäre ich dabei sicher. Zum nächsten Frühjahre nähme ich dann zunächst ein paar von den großen Festungen an der Donau ein und arbeitete mich von da allmählich weiter".

Wieder einen andern Abend unterhielt man sich vom Ausgange des Krieges mit Frankreich, und der Minister erzählte:

„Der König wollte mir, als ich Fürst wurde, Elsaß und Lothringen ins Wappen geben. Ich hätte aber lieber Schleswig-Holstein drin gehabt; denn das ist die diplomatische Campagne, auf die ich am Stolzesten bin".

Legationsrath v. Holstein, einer der Gäste des Hauses, fragte: „Sie wollten das gleich von Anfang an"?

„Ja", erwiderte der Fürst, „gewiß, gleich nach dem Tode des Königs von Dänemark. Es war aber schwer. Alles war dabei gegen mich, Oesterreich, die kleinen deutschen Staaten, die Liberalen, die Engländer — nun, man weiß ja, wer noch. Rußlands war man nicht recht sicher. Mit Napoleon, da ging es, der dachte uns damit zu verpflichten. — — — (Ich füge dem nach Kieler Erinnerungen hinzu: Auch der König wollte zuerst nicht und lange Zeit.) Wir hatten damals eine Staatsrathssitzung, wo ich eine der längsten Reden hielt, die ich je abgeschossen habe, und vieles sagte, was den Zuhörern unerhört und unmöglich vorgekommen sein muß".

Er gab den Hauptinhalt dieser Rede an, ich glaube denselben aber hier verschweigen zu müssen. Dann fuhr er fort:

„Nach ihren erstaunten Mienen zu urtheilen, dachten sie

offenbar, ich hätte zu ſtark gefrühſtückt. Coſtenoble führte das Protokoll, und wie ich mir das nachher anſah, fand ich, daß die Stellen, wo ich am Deutlichſten und Eindringlichſten geworden war, weggelaſſen worden waren. Sie enthielten gerade meine beſten Gründe. Ich machte ihn darauf aufmerkſam. Ja, ſagte er, das wäre richtig; er hätte aber gemeint, daß mirs lieb ſein würde, wenn das wegbliebe. Ich erwiderte: Ganz und gar nicht. Sie dachten wohl, ich hätte einen gepfiffen. Aber ich beſtehe darauf, daß es ſo, wie ichs geſagt habe, hineinkommt".*)

Der Kanzler gilt als ein eiſerner Charakter, als ein ſelbſtbewußter und ſeiner ſtets ſicherer Geiſt. Mancher wird meinen, er müſſe auf die Reihe ſeiner Thaten und Schöpfungen zurückblicken, wie Gott Vater am ſiebenten Tage auf die von ihm erſchaffne Welt. Ich werde das nicht beſtreiten. Aber er hat auch weiche Momente, Augenblicke ſcheinbarer oder wirklicher Unzufriedenheit mit ſeinen Leiſtungen und ſeinem Schickſale, wehmüthige, oder ſagen wir lieber ſchwermüthige Stimmungen, die ſich wie Weltſchmerz ausſprechen. Zuweilen erinnert das an gewiſſe Züge Achills im Zelte des Lagers vor Ilion, zuweilen an den Ausruf des Predigers Salomo: „Da ich aber anſah alle meine Werke, die meine Hand gethan hatte, und Mühe, die ich gehabt hatte, ſiehe da war Alles eitel und Jammer und nichts mehr unter der Sonne". Vielleicht iſt es ein myſtiſcher Vorgang in ſeiner Seele, möglicherweiſe aber auch die Folge körperlicher Prozeſſe, Ueberreiztheit, Ermüdung, eine Diſſonanz ſeines nervöſen Weſens. So klagte er eines Abends an der Stelle, von der ich hier berichte, nachdem er eine Weile vor ſich hingeſehen hatte, gegen uns, daß er von ſeiner politiſchen

*) Man vergleiche hiermit mein Buch „Graf Bismarck und ſeine Leute", 5. Aufl., Band I., Seite 150 und 151, wo der Kanzler ſich über die Angelegenheit in ganz ähnlicher Weiſe ſchon 1870 ausſpricht.

Thätigkeit wenig Freude und Befriedigung gehabt. Niemand liebe ihn deshalb. Er habe damit niemand glücklich gemacht, ſagte er, ſich ſelbſt nicht, ſeine Familie nicht, auch Andere nicht.

Wir proteſtirten. Er aber fuhr fort:

„Wohl aber Viele unglücklich. Ohne mich hätte es drei große Kriege nicht gegeben, wären achtzigtauſend Menſchen nicht umgekommen und Eltern, Brüder, Schweſtern, Wittwen trauerten nicht".

„Und Liebſten", ſagte jemand.

„Und Liebſten", wiederholte er. — „Das habe ich indeſſen mit Gott abgemacht. Aber Freude habe ich wenig oder gar keine gehabt von allem, was ich gethan habe, dagegen viel Verdruß, Sorge und Mühe", was er dann noch eine Zeit lang weiter ausführte.

Wir ſchwiegen, und ich war befremdet. Aber ich hörte ſpäter, daß er in den letzten Jahren ſchon wiederholt ſich in ähnlicher Weiſe geäußert habe.

Gehen wir nun in das Entrée hinter der Hausthür zurück, und öffnen wir die Flügelthür gegenüber dem Speiſeſaal, ſo kommen wir in ein Gemach von gleicher Größe mit dieſem. Es iſt grau tapeziert und mit Möbeln von dunkelbraunem Eichenholz ausgeſtattet. Die Eingangsthür verhüllt innen ein Vorhang, der, auf weißem Grunde eingewirkt, das ſchwarze Bild Kaiſer Heinrichs des Vierten vor dem Burgthore von Canoſſa zeigt — kein Memento, denke ich, ſondern als der Ausdruck feſter Zuverſicht von dem Verfertiger, dem Fabrikanten Schaller im ſächſiſchen Städtchen Ernſtthal, dem Fürſten gewidmet. Die Bilder an den Wänden des Zimmers, durchgehends Photographien, ſtellen meiſt preußiſche Fürſten in hiſtoriſchen Momenten ihres Lebens dar. Wir bemerken unter ihnen namentlich den großen Kurfürſten auf ſeiner Schecke, im Begriffe, den Degen

zu ziehen, den alten Fritzen mit dem bekannten Krückstock auf einem Schimmel und Kaiser Wilhelm auf einem Rappen. Der Letztere begegnet uns hier wie sonst im Hause in andern Situationen wohl noch sechs oder sieben Mal.

Eine Thür in der Wand, den beiden Fenstern gegenüber, läßt uns in das Zimmer der Fürstin blicken, das weiße Tapete hat und ungefähr wie der Salon möblirt, daneben aber mit hübschen Blattpflanzen in Töpfen geschmückt ist. Die Bilder sind theils Stahlstiche, theils Photographien. Unter den ersteren befinden sich einige von Kaulbachs Treppenhausbildern, unter den letzteren Porträts des Fürsten und seiner Söhne, die Murilloſche Madonna und die heilige Familie von Knaus.

Die Zimmer des Fürsten sind im Erdgeschosse des Neubaus, in den man aus der Stube des Grafen Bill durch einen langen, schmalen, halbdunkeln Korridor gelangt, der an den Wänden mit Landkarten, Situationsplänen und Aehnlichem behangen ist. Durch eine Flügelthür am Ende desselben treten wir zuerst in ein Gemach von etwa fünfzehn Schritt Tiefe und acht Schritt Breite, in welchem der Herr des Hauses seine Förster, Pächter und Bauern empfängt. Die Wände und die Decke sind einfach weiß getüncht. An ersteren läuft unten dem Anscheine nach braunes Holzgetäfel hin, das aber nur mit Lackfarbe aufgemalt ist. Ein breites Fenster giebt Licht. Der Tisch vor diesem, die beiden großen Schränke zu beiden Seiten, auf denen ausgestopfte Vögel stehen, die mit Emblemen der Jagd in Schnitzwerk verzierten Stühle und das mit schwarzem Leder bezogene Sopha sind von dunkelbraunem Eichenholz. An der Wand rechts vom Eingange steht ein hübsch geschnitztes, oben durchbrochnes Schränkchen, hinter dessen Arabeskengitter rothe Seide hervorglänzt, und auf dem zwei große Trinkhörner liegen. Vom Kaminsims des Ofens grinst uns zwischen alterthümlichen Glas-

pokalen ein etwa spannenhohes Teufelchen mit großen Fledermausflügeln an — wohl ein Vetter oder Onkel des kleinen Kobolds, welcher den Salon der Madame Jeffé in Versailles bewohnte.*) Zwischen der Thür, die von hier in das nächste Zimmer führt, und dem Ofen trägt ein ungefähr mannshohes phantomartiges Gestell eine schwarze Rüstung mit Sturmhaube und Beinschienen. Von Bildern enthält dieses Vorgemach nur zwei Stahlstiche, Jagdscenen aus den schottischen Hochlanden.

Jenes nächste Zimmer ist die Bibliothek. Es hat nicht ganz die Tiefe des vorigen, ist aber beinahe doppelt so breit als dieses, sodaß es ein gleichseitiges Viereck bildet. Man geht hier wieder auf Parket, Decke und Wände aber sind wieder nur weiß angestrichen. Die Möbel sind, soweit sie nicht gepolstert, von gelblichem Holze, die übrigen mit geblümtem Kattun überzogen. Auf dem Ofen, neben welchem ein farbiger Schirm mit einem zwischen Schilfrohr fischenden Reiher steht, bemerken wir eine kleine Pendule und wieder mehrere gläserne Trinkgeschirre alten Stiles. Die Bücher befinden sich am Fenster der Thür gegenüber in tiefen, etwas mehr als mannshohen Glasschränken. Hinter dem einen der letztern ist soviel Raum gelassen, daß hier ein kleines Sopha und ein Tischchen angebracht werden konnten — ein recht lauschiges Plätzchen. „Hier observire ich zuweilen, wer kommt", sagte der Fürst, als er mich darauf aufmerksam machte. Ueber dem Sopha gewahrt man eine Photographie von Friedrichsruhe und in Kupferstich die Porträts von drei alten Herren in Harnisch und Perücke: entfernten Angehörigen der Familie Bismarck aus dem Ende des siebzehnten Jahrhunderts. Anderer Wandschmuck des Zimmers sind die photographische Nachbildung von Camphausens Gemälde: die Begegnung Bis-

*) Vgl. „Graf Bismarck und seine Leute", 5. Aufl., Band I, S. 225 u. 234.

marcks mit Napoleon beim Schlößchen Bellevue und drei große in Dürerſcher Manier ausgeführte Holzſchnitte von Gaber in Dresden, die über dem Sopha angebracht ſind, und von denen der eine die Kreuzigung nach Johannes 30, 19, der andere die heiligen drei Könige nach Matthäus 2, 11 und der dritte die Auferſtehung Chriſti mit Beziehung auf Johannes 11, 25 darſtellt.

Die breite Flügelthür zwiſchen dem Ofen und dem einen Glasſchranke führt in das Hauptzimmer des Neubaus, den großen ſechseckigen Raum, in welchem der Reichskanzler ſich aufhält, wenn er arbeitet. Ich denke, eine ausführlichere Beſchreibung deſſelben wird den Verehrern des Fürſten willkommen ſein.

Auch hier herrſcht in der Ausſtattung vornehme Einfachheit. Nur die Architektur zeigt einigen Luxus, indem an den blaßgrün getünchten Wänden etwa ſo hoch, wie ein mittelgroßer Mann zu reichen vermag, Eichenholzgetäfel hinläuft und die Decke durch Eichenbalken, die aus ihr hervortreten, in Quadrate und Dreiecke getheilt iſt, welche hellgrau gemalt und mit einem dunkelgrauen und einem weißen Striche eingefaßt ſind. Das Zimmer hat in einem ſechseckigen Erker drei ſchmale Fenſter und an der Wand der Thür gegenüber ein breites. Die Polſtermöbel ſind gleich denen in der Bibliothek mit dunkelgrünem, roth und hellgrün geblümtem Kattun überzogen, die übrigen aus deutſchem Nußbaumholz.

Laſſen wir die Augen an den Wänden herumgehen, ſo fällt auf, daß ſich im ganzen großen Zimmer auch nicht ein einziges Bild irgendwelcher Art befindet. Rechts, dicht beim Eingange, trägt ein Tiſchchen einen kleinen ſchwarzen, mit Meſſing beſchlagnen Koffer, der eine Reiſetoilette ſein könnte. Die abgeſtumpfte Ecke daneben füllt der am meiſten in die Augen fallende Gegenſtand des Gemaches, ein Rieſenkamin,

aus, der eine Breite von nahezu vier Metern hat und etwa fünf Meter hoch ist. Er besteht aus grünen glasirten Kacheln und ist nach Angabe des Fürsten in der Friedenthalschen Fabrik zu Gußmannsdorf in Schlesien angefertigt worden. Zu beiden Seiten der Feuerstelle schmücken ihn kannelirte Säulen, über denen kleine Wappen angebracht worden sind. Das zur Linken zeigt einen goldnen Schild, worauf sich ein schräger rother Balken und ein einköpfiger silberner Adler befinden, das zur Rechten im rothen Felde einen goldnen Strich und darüber wie darunter je drei goldne Kronen. In der Mitte des Kamins liest man den Spruch: „In trinitate robur", über welchem man in gelbem Felde den Adler des neuen deutschen Reiches gewahrt, und über diesem wieder erhebt sich in kreisrunder Nische, dem höchsten Theile des Kaminmantels, die weiße Gipsbüste des Kaisers Wilhelm. Der Sims, der sie trägt, wird rechts und links von zwei zum Kamin selbst gehörigen grünen Adlern flankirt, die auf Lorbeerzweigen sitzen.

Die Anordnung dieser Symbole mögen die Leser sich deuten. Wappen und Spruch aber haben ihre eigne Geschichte. Jene sind die Wappen von Elsaß und Lothringen. Als der Reichskanzler zum Fürsten erhoben wurde, gedachte der Kaiser ihm diese Embleme in sein neues Wappen zu verleihen.

„Aber", so erzählte mir der Fürst vor diesem Kamin, „Herzog von Lothringen war mir zu vornehm. Majestät wollte mir dann den Adler in den Schild setzen. Mir war das jedoch auch bedenklich. Der Adler frißt mir meinen Klee, fürchtete ich. So wurde dann der Ausweg gewählt, daß mir Wappenhalter mit den Fahnen von Elsaß und Lothringen gegeben wurden".

Der Spruch dagegen datirt aus früherer Zeit. Als Bismarck in Frankfurt den Posten eines Bundestagsgesandten bekleidete,

verlieh ihm der König von Dänemark das Großkreuz des Danebrog. Nun iſts aber Gebrauch, daß die Namen und Wappen der Inhaber dieſer Decoration in der Stiftskirche zu Kopenhagen mit einer Deviſe angebracht werden, welche der Betreffende ſich zu wählen hat.

„Da habe ich mir dieſe ausgeſonnen", erklärte der Kanzler. „In trinitate robur — im Dreiblatt Eiche, das alte Wappenbild unſrer Familie".

„Und im dreieinigen Gotte meine Kraft?" rieth ich.

„Ganz recht, ſo meinte ich es", beſtätigte er freundlich ernſt.

Neben und vor dem Kamin, in welchem ein Feuer von großen büchenen Scheiten flackert und praſſelt, ſtehen hochlehnige Polſterſtühle. In der folgenden Stubenwand iſt eine Thür, welche in das Schlafzimmer des Reichskanzlers führt. Zwiſchen ihr und dem Fenſter befindet ſich ein Glasſchrank mit Waffen und Antiquitäten, von dem oben alterthümliche Trinkgeſchirre aus grünem Glaſe mit bunten Bildern, Wappen, Blumen und Sprüchen ſowie zwei große Thongefäße mit farbigen Muſtern herabſchauen. Unter den Antiquitäten im Innern des Schrankes hebe ich Lanzenſpitzen aus der Urzeit und einen ſpiralförmigen goldnen Armring hervor, der aus einem Hühnengrabe ſtammt, unter den Waffen das gezogne Piſtol, mit dem der Fürſt, als er noch Junker, allerhand Schützenmirakel verrichtete, z. B. Enten, die auf ſeinem Teiche ſchwammen, die Köpfe abſchoß, ein Jagdmeſſer, das ihn in Rußland auf ſeine Bärenjagden begleitete, ferner einen krummen Säbel in veilchenblauer Sammetſcheide, der ein Geſchenk des Beis von Tunis iſt, und deſſen koſtbare Damaszenerklinge ſich aus der Zeit der Kreuzzüge auf die unſrige vererbt haben ſoll, endlich zwei mächtige japaneſiſche Daimio-Schwerter vom feinſten Stahl, die dem Kanzler 1872 vom Mikado verliehen wurden — verliehen; denn ſie vertreten

die Stelle von Decorationen, wie ſie von andern Potentaten Männern, die ſie auszeichnen wollen, überſandt werden.

Das nun folgende breite Fenſter hat doppelte Vorhänge, nach außen zu weiße, nach innen hin ſolche von dem Stoffe, mit dem die Polſtermöbel des Zimmers bekleidet ſind. Die Stelle zwiſchen Fenſter und Erker nimmt ein mit eingelegten Elfenbeinbildchen verzierter Sekretär von Nußbaumholz ein. Im Erker ſteht ein kleiner Divan neben einer Cauſeuſe, und an der Wand davor hängt ein Plan der Beſitzung Varzin mit den Nebengütern. Hier ſoll ein Lieblingsplätzchen des Fürſten ſein, und das iſt zu glauben; denn das Fenſter des Erkers gewährt eine anmuthige Ausſicht: im Vordergrunde auf einen Teich, ſeitwärts auf eine Ecke des Parkes mit zwei iſolirten ſtattlichen Bäumen, einer Eiche und einer Buche, unter denen eine Bank zum Ausruhen einladet, im Hintergrunde über anſteigendes Ackerland hinweg, das im Sommer durch wogende Saatwellen erfreut, auf einen dunklen Waldhügel.

Vor dem Erker und ihm den Rücken zukehrend befindet ſich, ein wenig zur Linken, ein großes Sopha, auf dem mehrere Ruhekiſſen liegen. Darunter iſt eins von hellblauem Sammet, auf das mit Silberfäden geſtickt iſt: „2. Moſ. 33, 12 = Pſalm 18, 29". Darunter folgt eine Krone, dann ein O verſchlungen mit B und E und darauf das Datum: „28. Juli 1847 — 1872". Es iſt ein Geſchenk, das dem Kanzler zur Feier ſeiner ſilbernen Hochzeit dargebracht wurde, und die angezognen Stellen (ich darf wohl nicht vorausſetzen, daß jeder meiner verehrten Leſer eine Bibel zur Hand hat) lauten, wie folgt: „Und Moſes ſprach zum Herrn: Siehe, Du ſprichſt zu mir: Führe das Volk hinauf, und läſſeſt mich nichtwiſſen, wen Du mit mir ſenden willſt, ſo Du doch geſagt haſt: Ich kenne Dich mit Namen, und haſt Gnade gefunden vor meinen Augen". — „Denn Du erleuchteſt

meine Leuchte, der Herr, mein Gott, machet meine Finsterniß licht".

Vor dem Sopha steht ein Tisch mit Elfenbeinmosaik, die Arabesken und Blumen darstellt. Daneben haben zwei kleinere Tische und ein Schrank Platz gefunden, auf dessen Thür ein elfenbeinerner Ritter Sanct Georg mit dem Drachen streitet, durch welchen der Fürst sich, wenn seine Blicke darauf fallen, an die vielfachen Kämpfe, die er selbst bestanden, und an die mächtigen Drachen, die dabei erlegt wurden, erinnert finden kann. An den symbolischen Schrank reiht sich ein zweites Sopha, über dem ein Spiegel, und vor dem ein Tisch mit Büchern. Auf dem Sopha lag, als ich mir den Raum und sein Geräth literarisch abzeichnete, in Gestalt eines rothen Ruhekissens mit zwei schwarzen Schornsteinfegern ein komisches Seitenstück zu dem ernst und fromm gestimmten andern. An der Wand links von dem durch den Eingang Hereintretenden befindet sich ein dritter brauner Nußbaumschrank mit Elfenbeinzierrath, und weiterhin, dicht bei der Thür, ein Tisch mit Stöcken, Hüten, Mützen und Handschuhen.

Etwa drei Schritte vom Fenster, dem Waffenschranke gegenüber, steht der Schreibtisch des Kanzlers. Er ist von Nußbaumholz und hat zu beiden Seiten des an ihm Sitzenden tiefe, mit Handhaben und Beschlägen von Messing versehene Schubladen und zwischen denselben eine breitere und flachere. Die mit grünem Tuch überzogene Platte trägt einen zweiarmigen Handleuchter, in dessen Mitte ein zielender Bogenschütz angebracht ist, mehrere Briefbeschwerer, von denen der eine einen Hund von Bronze, der andere auf schwarzer Platte eine Krone, der dritte einen bronzenen Bären zeigt, welcher als Holzhauer mit einem Beile auf einem gefällten Baumstamme sitzt, ferner ein großes Tintenfaß von weißem Porzellan, endlich Federn und

eine Anzahl der ungewöhnlich langen und dicken Bleistifte, die im vorigen Abschnitte erwähnt worden sind. Neben dem Schreibtische bemerken wir rechts ein Tischchen von Eichenholz mit großen und kleinen Briefbogen, links einen größeren Tisch mit Büchern, unter denen eine Bibel denen, welche den religiösen Sinn des Fürsten kennen, nicht auffallen kann. An den Rücken des Schreibtisches lehnt sich ein niedriges Pult mit Kommodenkasten, von welchem eine bronzene Eule, wohl anderthalb Schuh hoch, mit weiser und verständnißvoller Miene — denn sie hat hier etwas lernen können — dem Kanzler während seiner Beschäftigung aufs Blatt sieht.

Auf das Schlafzimmer, das mit seinem Fenster ebenfalls dem Parke zugekehrt ist, folgt ein schmaler finsterer Gang, an dem rechts einige Stufen in ein Bad hinunter gehen. An derselben Seite, neben der Thür zu der Badevorrichtung, gewahrt man ein geheimnißvolles Pförtchen, hinter dem sich Stufen einer Wendeltreppe ins Dunkle und Bodenlose verlieren.

„Das Burgverließ"? fragte ich, indem der Geist Georg Ludwig Hesekiels über mich kam.

„Meine Ausfallspforte", erwiderte der Fürst. Es dient ihm nämlich, wie er dann erläuterte, zu leisem, unbemerktem Rückzuge, wenn unbequemer, aber unabweisbarer Besuch ihn plötzlich bedroht. Voraussicht dessen ließ beim Bau des Hauses schon an solche Zuflucht denken. Wie weit der unterirdische Gang fortläuft, wo er wieder zu Tage kommt, und wohin der Bedrohte sich von dieser Stelle aus weiter zu salviren sucht, muß ungesagt bleiben, da der Zweck der Vorrichtung sonst vereitelt werden könnte. Was über sie mitgetheilt wurde, ist als Warnung für solche, die sich gemeint fühlen können, eingeflochten worden.

Wie der Fürst sich andern unerwünschten Besuch fern hält,

wird folgendes Beiſpiel zeigen. Nachdem ich ihn bald nach meiner Ankunft im Frühſtücksſalon begrüßt, bemerkte er:

„Wie ich vorhin ſpazieren ging, im Walde draußen, und Ihr Poſthorn hörte, Herr Doctor, da dachte ich, das iſt gewiß wieder ſo ein Magyar oder Kroat, der mit mir über Politica disputiren und mir mit ſeinen Rathſchlägen beiſpringen will, und wollte mich eben davon machen, als ich mich beſann, daß Sie ſich angemeldet hatten. Einmal kam einer, der ließ mir ſagen, als ich ihn nicht empfangen wollte, wenn er nicht vorkäme, ſo würde er ſich hängen. Ich ließ ihm zurückſagen, wenn er nicht umhin könnte, ſo wollte ich ihm dazu den neueſten und feſteſten Strick vom Boden holen laſſen; zu ſehen aber kriegte er mich nicht. Er iſt dann wieder abgereiſt, und ein Leids hat er ſich meines Wiſſens nicht angethan".

Ich komme jetzt zu einem Blicke auf die Herrſchaft Varzin im Großen und Ganzen und zunächſt zu einigen Worten über die Geſchichte derſelben. Dann wollen wir ſehen, wie ihr Beſitzer ſie verwaltet und regiert, und wie er in einigen andern Beziehungen im Jahre 1877 ſowie kurz vorher und bald nachher hier lebte.

Die Herrſchaft Varzin gehörte in alter Zeit zu einer weit größeren und werthvolleren Gruppe von Gütern, einem Complex von Landgrundſtücken, der ſich urſprünglich theilweiſe im Beſitze der Familie v. Zitzewitz, dann bis 1805 in dem der Grafen v. Podewils befand. Der Sage nach ſoll ein Angehöriger dieſes alten pommerſchen Geſchlechts ſich den Kern des großen Beſitzthums durch eine tapfere That verdient haben. Ein Herzog von Pommern — ſo ungefähr erzählte uns der Reichskanzler — wurde, wie es heißt, während einer Wallfahrt nach dem heiligen Lande von ſarazeniſchen Seeräubern angegriffen. Die Piraten enterten ſein Schiff, und eben war einer von ihnen

im Begriffe, Seiner Gnaden mit ſeinem krummen Säbel den Garaus zu machen, als der getreue Ritter v. Podewils mit einem Bratſpieß aus der Küche herzuſprang und den heidniſchen Unhold erlegte. Er durfte ſich dafür eine Gnade ausbitten, und er bat um Belehnung mit dem Lande um Schloß Crangen, das in gerader Linie etwa vier Kilometer von Varzin liegt, und in deſſen Umgebung es damals viel Wald und Wild gab. Später wurde dieſer Grundbeſitz durch die Grafen v. Podewils, die wiederholt am Ruder des Staates ſtanden und infolge deſſen mächtige und einflußreiche Leute waren, auf geraden und krummen Wegen bedeutend vergrößert. Zu Anfang dieſes Jahrhunderts aber ging er, inzwiſchen wieder kleiner geworden, in das Eigenthum eines Herrn v. Blumenthal über, der 1814 den Grafentitel erhielt. Von einem Angehörigen dieſes Hauſes, dem Grafen Adalbert v. Blumenthal, erwarb ihn, der mittlerweile durch Verkauf des Gutes Chorow, mitten im Herzen der Herrſchaft, nochmals beträchtlich an Terrain verloren hatte, der Reichskanzler im Frühjahr 1867, als er die Nationalbelohnung bekommen, die ihm für ſeine Verdienſte um das Gelingen der Umgeſtaltung der deutſchen Verhältniſſe auf Antrag des preußiſchen Landtags zu Theil geworden war.

Von einer Ausdehnung, die über hunderttauſend Morgen umfaßt hatte, auf etwas mehr als ein Fünftel davon zuſammengeſchmolzen, umſchloß die Herrſchaft damals außer Varzin nur noch die Güter Wuſſow, Pudiger und Misdow ſowie das Vorwerk Charlottenthal. Seitdem iſt der Fürſt darauf bedacht geweſen, ſie durch Hinzukauf allmählich wieder zu vergrößern. 1868 erwarb er das Gut Selitz, und 1874 gelangte auch das von einem Vorbeſitzer veräußerte Cho row wieder in ſeine Hände, ſodaß die Geſammtheit ſeines hieſigen Grundeigenthums gegenwärtig eine Fläche von ungefähr dreißigtauſend Morgen einnimmt.

Der Fürſt iſt aber nicht blos ein Mehrer ſeines kleinen Reiches, ſondern zugleich ein thätiger und umſichtiger Verbeſſerer geweſen. Er war immer ein tüchtiger Landwirth, und er iſt es noch. Ich bin der Meinung, daß die Neigung zu dieſer Beſchäftigung und die Befähigung dazu aus einer und derſelben Quelle entſpringen, wie die Neigung und Befähigung zu politiſchem Wirken und Schaffen. Bismarck hat, wie ſchon ſeine Verwaltung von Kniephof neben manchen jugendlichen Ausſchreitungen zeigte, es immer verſtanden, durch Vernachläſſigung heruntergekommene Güter mit umſichtigem Blick und richtig zugreifender Hand wieder emporzubringen, und er zeigt das in Varzin von Neuem.

Wer das kann, der wird unter Umſtänden, d. h. mit der erforderlichen politiſchen Bildung und Kenntniß ſowie in der geeigneten Stellung meiſt auch befähigt ſein, heruntergekommene große Güter oder Herrſchaften — ich meine Länder, Völker, Staaten — wieder dahin zu bringen, daß ſie ſich mit Ehren ſehen laſſen können. Auf alle Fälle ſchärft die Landwirthſchaft in gleichem, vielleicht in noch höherem Grade als die Thätigkeit des Fabrikanten und das kaufmänniſche Gewerbe den Blick für die natürlichen Verhältniſſe, da ſie vorwiegend mit dem Nächſtliegenden zu thun hat. Sie lehrt Mögliches raſch vom Unmöglichen unterſcheiden und infolge deſſen die Dinge praktiſch anfaſſen. Sie erzieht Realpolitiker im Kleinen. Sie läßt von allen Beſchäftigungen am wenigſten jene kosmopolitiſche Richtung ſich entwickeln, die dem geſunden nationalen Egoismus in den Weg tritt, welcher die Völker mächtig und reich macht. Sie erfährt in ihrem Bereiche am ſchnellſten und ſicherſten, was ſich von fremdländiſchem Gewächs zur Verpflanzung auf unſern Boden eignet und was nicht, und ſie gewöhnt auch über jenen Bereich hinaus an praktiſches, ſachgemäßes Verfahren.

Es wäre daher meines Erachtens gut, wenn die Mehrzahl der Sitze in den Sälen unsrer Landtage und nicht minder im Reichstage von Leuten eingenommen würden, die eine Zeit lang in diese Schule gegangen sind, statt daß es sich jetzt Handwerkspolitiker, Fractionshelden ohne Sinn und Verständniß für das natürliche Leben, phrasendrehende, nur im juristischen Formalismus erfahrene und sich wohlfühlende Advocaten, talmudistische Silbenstecher und Mückenseiher, rechthaberische, vom Bewußtsein ihrer Allwissenheit geschwollne Professoren und Literaten und andere strebsame Theoretiker zum Schaden und Aufenthalt unserer Entwickelung auf ihnen bequem machen. Den Inhalt unsrer Gesetzgebung würden dann die praktischen Leute liefern, den andern wäre überlassen, die Form zu feilen, und jeder Theil hätte dann, was sich für ihn schickte und gebührte.

Doch kehren wir von dieser Noth der Zeit zu Bismarck als dem Verwalter seiner Güter in Hinterpommern zurück. Man wird zwischen den Zeilen der folgenden Mittheilungen noch manche Aehnlichkeiten seiner Bestrebungen als Landwirth mit seinen in der letzten Reichstagscampagne und früher hervorgetretnen Absichten herauslesen können, ohne daß ich ausdrücklich darauf hinweise. Vor ihm war zum Exempel schöner Wald ausgerottet und in Feld verwandelt worden, das gegen die Theorie, welche dieses Verfahren empfohlen hatte, nichts oder nur wenig trug.

„Mein Vorbesitzer", so erzählte der Fürst unter andern Beispielen dieser Verwaltungsweise, als von der Größe des Parkes die Rede war, „konnte hier anderthalb Meilen in eignem Walde gehen, und zwar meistens in Laubwalde. Er hat die große Lichtung hinter dem Parke aushauen lassen und in Ackerland umgewandelt, weil er dachte, wo Buchen stünden, da wäre guter Boden. Es ist aber nichts dabei herausgekommen. Der

Wind hat die dünne Humusdecke ausgetrocknet und weggefegt, und ich bemühe mich jetzt, wieder Wald zu pflanzen".

In ähnlicher Weise ist der jetzige Eigenthümer der Herrschaft Varzin an andern Stellen dabei gewesen, Kieferschonungen auf kargem und bis dahin nur mit Gestrüpp, Sandhafer und Haidekraut bedecktem Boden anzulegen, und wenn die Natur — beiläufig wie Mancher und Manches auf andern Wegen des Reichskanzlers, z. B. bei seiner Reformatorenarbeit auf politischem Gebiete — nicht daran will, so muß sie. Sie wird dann eben durch kluges Manövriren und zähe Beharrlichkeit gezwungen. An verschiedenen Stellen sah ich jungen Föhrenwald, dessen ungleich hohe Stämmchen zeigten, daß der Erfolg im ersten Jahre nach der Anpflanzung infolge der Einwirkung von Sand und Wind nur ein Viertelserfolg, im nächsten Jahre kaum ein halber gewesen war. Beharrlichkeit aber, unverdrossnes neues Ansetzen, wo es mißglückt war, hatten weiter geholfen, und lustig erhoben sich die dritten und vierten Holzsaaten zwischen den älteren, eine ebenso gesunde und stattliche Schonung verheißend wie sie an mehr von der Natur begünstigten Stellen, auf besserem Boden und in mehr geschützter Lage stand.

Der Wald ist heutzutage weit mehr Holzgarten als Wildstall. Aber auch in letzterer Beziehung ist die Herrschaft in dem Jahrzehnt von 1867 bis 1877 wesentlich verbessert worden. Früher waren die Rehe hier allmählich zu einer Seltenheit, fast zur Sage geworden. Da stiftete der neue Eigenthümer der Varziner Forsten in Gemeinschaft mit den Nachbarn ringsum Schonvereine, und so giebt es dermalen in den Flußgebieten der Wipper und der Grabow sowie auf den bewaldeten Hügelrücken in deren Nähe einen ziemlich befriedigenden Rehstand, wozu gelegentlich ein Hirsch, namentlich aber starke Rudel von Schwarzwild kommen. Die Reiher, die früher hier an den

Teichen sich in Menge aufhielten und die Fische decimirten, sind größtentheils ausgerottet oder, weil die Gegend ihnen nicht mehr geheuer war, ausgewandert. Dagegen scheint es noch nicht gelungen zu sein, den Verwüstungen, welche der Otter unter den Bewohnern der Waldweiher anrichtet, den erwünschten Einhalt zu thun. Ein solcher Teich, der während meiner Anwesenheit im Beisein des Fürsten gefischt wurde, ergab nur sehr geringe Ausbeute, noch kein ganzes Dutzend Karpfen und Karauschen.

Endlich hat der Kanzler vielfach auch dem von ihm erworbenen Feldbesitze seine Sorge zugewendet. Landstrecken, die bisher brach lagen, sind urbar und leidlich ertragsfähig gemacht worden. Saure Wiesen haben sich, dank den auf ihnen angelegten Entwässerungsanstalten in gute verwandelt, und an Berieselung hat man es, wo sie nothwendig und ausführbar war, auch nirgends fehlen lassen.

Trotzdem wird der Ertrag, den die Güter der Herrschaft liefern, soweit er aus der Landwirthschaft fließt, verhältnißmäßig, d. h. im Vergleich mit der Ausdehnung der ersteren, gering, und der Ueberschuß, der nach Abzug der unbedingt erforderlichen Auslagen bleibt, nicht sehr bedeutend sein. Das Gebiet des Fürsten ist mit seinen Hügeln und Hügelketten, von denen eine die Höhe von mehr als fünfhundert Fuß über dem Spiegel der Ostsee erreicht, mit seinen Thälern und Senkungen, seinen Buchengehölzen und Waldwiesen und seinen klaren Flüssen, unter denen die wasserreiche Wipper an einigen Stellen kleine Seen von der Breite eines Büchsenschusses bildet, im ganzen mehr malerisch als ergiebig.

Es war wohl halb in Scherz gemeint, wenn der Kanzler auf der Höhe bei Annenhof, wo die Landschaft sich vor unsern Blicken auf weite Strecken nach allen Richtungen hin ausbreitete,

die Aeußerung that: „Ja, wenn ich mir Varzin zum Spazierenfahren und Herumreiten gekauft hätte, so wäre es eine gute Acquisition. Aber so — Lupinenland!“ Indeß, die andere Hälfte der Klage war augenscheinlich Ernst. Bei Wussow besitzt die Herrschaft gutes Roggenland, bei Pudiger geringen Weizenboden, aber ein bedeutender Theil des Uebrigen mag jene geringschätzige Bezeichnung uneingeschränkt verdienen, und manche Strecken sind, indem sie aus baltischem Ursande bestehen, für den Ackerbau gar nicht geeignet und nur ganz allmählich nutzbar zu machen, wenn man sie mit Kiefern bepflanzt. Dazu kam bis auf die letzte Ernte, daß sich das Korn kaum gehörig verwerthen ließ, indem die Eisenbahnen das in Südpolen und Ungarn mit wohlfeilerer Arbeitskraft gewonnene Getreide billiger auf unsre Märkte lieferten, als unsre Landwirthe das ihrige zu bauen im Stande waren.

Auch das Holz — die hiesigen Forsten sind nur zu einem Viertel Buchen- und zu drei Vierteln Kiefernwald — steht niedrig im Preise. Es wurde ehemals auf der Wipper nach der Ostsee verflößt, wo es, vom Zimmermann in Eisenbahnschwellen verwandelt, nach England verschifft wurde. Viel Nutzen aber warf dieser Handel den Gutsbesitzern nicht ab, und dasselbe war mit den jetzt eingegangnen Glashütten in Chomitz und Misdow der Fall: sie lieferten recht gute Fensterscheiben, fraßen aber unleidlich viel schönes Holz, sodaß ihr Product sich nur sehr mittelmäßig verwerthete.

Eine bessere Verwendung seines Holzertrags und zugleich eine einträgliche Verwerthung seiner Wasserkraft hat der Herr von Varzin in den drei Mühlen an der Wipper gefunden, welche mit sinnreichen Maschinen aus Föhrenklötzen Holzbrei und aus diesem ein starkes Papier bereiten, das theils in seiner braunen Naturfarbe, theils roth oder blau gefärbt in den Handel

kommt und vorzüglich zur Verpackung von Waaren benutzt wird. Die Eisenbahn zwischen Stolp und Rummelsburg, welche, 1877 noch im Bau begriffen, jetzt ihre Güterzüge durch das Varziner Gebiet sendet und die Verbindung zwischen Hinterpommern und Posen herzustellen bestimmt ist, hat selbstverständlich den Werth eines Theils der hiesigen Producte durch die Möglichket wohlfeiler und rascher Versendung derselben einigermaßen gesteigert, und in nicht gar langer Zeit werden die Holzpapiermühlen, von deren Unternehmern der Fürst schon gegenwärtig einen erheblichen Pachtschilling für die von ihnen benutzte bedeutende Wasserkraft erhebt, vertragsmäßig mit allem ihrem Zubehör intergirende Theile der Herrschaft werden. Jener Pachtschilling allein stellt, wie man mir sagte, den jährlichen Ueberschuß der Einnahmen aus dem Gütercomplex über die Kosten dar — das war indeß wohl nur so gemeint, daß andere Ueberschüsse, die allerdings vergleichsweise nicht sehr ins Gewicht fallen können, von den erwähnten Ameliorationen des Landes, Drainagen, Berieselungen, Schonungen u. dergl. aufgezehrt werden. Dabei bleibt dem gegenwärtigen Besitzer in der That nur ein geringer oder gar kein directer Gewinn, wohl aber werden die Güter für die Nachkommen ertragsfähiger und werthvoller.

Das Dorf Varzin liegt größtentheils im Norden und Osten des Herrenhauses und seiner Wirthschaftsgebäude. Es ist klein und unansehnlich, nur eine doppelte Häuserreihe neben der Landstraße, und hat, wenn ich recht hörte, nicht mehr als fünf Bauern. Die übrigen Bewohner des Ortes sind, wie man zu sagen pflegt, kleine Leute, Käthner, Tagelöhner und Dorfhandwerker. Im Wirthshause wohnen die zur Sicherung des Fürsten gegen Attentate und Aehnliches von Berlin hierher commandirten Schutzleute. Natürlich ist Varzin mit der Hauptstadt

durch eine Telegraphenleitung verbunden, und ebenso befindet sich hier ein Postbeamter, der, wie erzählt wurde, in einem der letzten Jahre nicht weniger als nahezu sechs und ein halb Tausend Briefe und Packete und über zehntausend Telegramme durch seine Hände gehen sah — Summen, bei denen man sich überdieß erinnern muß, daß sie sich mit ganz geringen Ausnahmen über die sechs oder sieben Monate vertheilten, die der Kanzler in jenem Jahre hier zubrachte. Die Couverts jener Briefe und Packete werden ein gutes Stück Weltgeschichte enthalten, die Telegraphendrähte allerlei Politisches und darunter hochbedeutsame Momente in der Entwickelung des Culturkampfes, in den Beziehungen des Kanzlers zu den fremden Mächten, zu der ihm damals nahe stehenden nationalliberalen Partei, zu den preußischen Ministern und zu den Regierungen der Bundesstaaten des Reiches durch die Welt hierher geleitet haben. Sie vermittelten aber auch Anderes und dabei viel Unbequemes und Unerwünschtes, wovon hier zu reden nützlich sein möchte, da es seitdem wahrscheinlich nicht besser geworden ist.

Fürst Bismarck pflegt in Varzin die eine oder die andere Kur oder Nachkur zu brauchen, Brunnen zu trinken u. dergl. Dabei wäre ihm, dem in Berlin viel Angestrengtgewesenen, dem von riesiger Arbeit endlich Abgespannten, Ruhe und heitere ländliche Stille doppelt zu gönnen. Man sollte meinen, daß ein verehrliches Publikum das begriffe und darnach handelte. Aber weit gefehlt: es ist, wie in andern Beziehungen, auch hier von schwachen Begriffen, und es kennt wenig Rücksichten. „Man traut seinen Augen kaum, wenn man gewahr wird, was sie ihm zumuthen", so erzählte mir in einem der ersten Jahre nach 1870 jemand aus der Umgebung des Kanzlers. „Ich bin manchmal förmlich erschrocken, wenn ich die Lasten von Zuschriften

ſah, mit denen die Welt mit ihrer wohlmeinenden Schreibſeligkeit und ihrem naiv zudringlichen Egoismus ihm die paar Wochen wohlverdienter Muße zu vereiteln trachtet, die der Sommer ihm endlich gewähren möchte". Vergebens waren die Notizen in der „Norddeutſchen Allgemeinen Zeitung", mit welchen der Fürſt ſich derartige unbillige Beläſtigung dringend verbat. Eine große Anzahl anderer Blätter gab die Bitte um Verſchonung wieder, man wußte alſo in weiten Kreiſen, daß ſolche Störung mit Verdruß empfunden wurde. Trotzdem nahmen die dem Kanzler zukommenden Privatſchreiben mit Vorſchlägen zur Verbeſſerung der Welt nach allen Richtungen, mit langen politiſchen Auseinanderſetzungen, die zuweilen ſehr wunderlicher Art waren, mit Geſuchen um Unterſtützung durch Geld oder Empfehlung, um Dahrlehne, um Anſtellungen, um Gutachten, mit Rathſchlägen und Anerbietungen zum Ankauf von Gütern, mit Befürwortungen der verſchiedenſten Anliegen Dritter, mit Bitten um Einlöſung von Pfandſcheinen, mit Manuſcripten, für die ſich kein Verleger gefunden, und die dem Fürſten nun zur Veröffentlichung anvertraut wurden, nicht nur nicht ab, ſondern eher zu. „Man dachte an den Ruhebedürftigen und die Fliegen des Auguſt, an Schmeie Tinkeles, an das Expellas furca u. ſ. w." Allerhand Manöver wurden dabei angewandt, um den Reichskanzler zur Eröffnung und zum Leſen dieſer Epiſteln zu verleiten oder zu nöthigen. Man recommandirte ſie, man vermerkte auf dem Couvert: „Eigenhändig zu öffnen", oder: „Wichtiger Inhalt. Bitte, ſelbſt zu leſen". Man bezog ſich auf die Befürwortung der Vorſchläge oder Geſuche durch Autoritäten, die man zu hoffen haben wollte. Andere richteten ihre Wünſche an den Geheimen Legationsrath Bucher und mutheten ihm zu, die vollkommene Ruhe, welche eines der erſten Erforderniſſe des

Gelingens der Erholungsverſuche des Fürſten war, durch Vortrag des Inhalts ihrer Zuſendungen zu unterbrechen, wobei die Herrſchaften in der Regel mit der Formel begannen: „Ich weiß zwar ſehr wohl, daß Sie wenig Zeit haben, und daß Se. Durchlaucht noch weniger hat, hoffe aber, daß hier eine Ausnahme ſtatthaft ſein wird".

So ſah der Fürſt, um ſich des Uebels zu erwehren, das nachgerade ungeheuerliche und faſt beängſtigende Dimenſionen angenommen hatte, ſich eines Tages in die Nothwendigkeit verſetzt, eine Anordnung zu treffen, nach welcher die Annahme aller an ihn adreſſirten Privatbriefe verweigert werden ſollte, ſoweit dieſelben nicht als von Verwandten oder ſpeziellen Freunden herrührend erkennbar waren. Ein großes weitverbreitetes Blatt erhielt die Anzeige und Rechtfertigung dieſer Maßregel. Ob ſie aber die Fluth auf die Dauer geſtaut hat, iſt zweifelhaft. Mitte October 1877 allerdings ſchien der Briefſtrom nur noch zu rieſeln. Indeß waren damals erſt wenige Tage verfloſſen, ſeit der Reichskanzler von Gaſtein nach Varzin zurückgekehrt war, und möglicherweiſe wußte die Zudringlichkeit, die ihn früher hier geplagt hatte, noch nicht, wohin ſie ihre Anliegen zu adreſſiren hatte.

Eine Kirche iſt im Dorfe nicht vorhanden. Wer die Predigt hören will, muß nach dem eine kleine Stunde von hier entfernten Wuſſow gehen. Der Fürſt nimmt, obwohl er, wie ich anderswo mehrfach angedeutet habe, ein gottesfürchtiger Mann iſt, der ſeine Kraft in der Religion ſucht, ſeine Pflichten auf ſie begründet und den Tod als „janua vitae" betrachtet, am öffentlichen Gottesdienſte wenig Theil — vielleicht aus Geſundheitsrückſichten.

Das Leben des Kanzlers in ſeiner Varziner Zurückgezogen-

heit ist ein sehr einfaches. Es ist im Wesentlichen Erholung von Geschäftsüberbürdung, Reichstagsreden und den bekannten traurigen „Frictionen" in guter Luft, Waldes- und Wiesengrün und ländlicher Abgeschiedenheit, dann rege Beschäftigung mit der von ihm, wie bemerkt, warm geliebten Landwirthschaft, endlich Genuß der Natur, zu der ihn gleichfalls zu allen Zeiten innige Neigung hingezogen hat. Er trägt hier nicht, wie in Berlin fast ausnahmslos, die Interimsuniform der gelben Küraſſiere, sondern im Hause einen schwarzen Anzug und — so wenigstens im Herbst 1877 — ein weiches weißes Halstuch mit blaßrothen und blauen Blümchen, beim Ausgehen oder Ausreiten aber eine dicke graue Joppe und einen breitrandigen Schlapphut mit hohem Kopftheil. Wie man weiß, litt er seit Jahren an Schlaflosigkeit. Durch die Gasteiner Kur im Sommer des letztgenannten Jahres hatte es sich wie mit Anderem so auch damit wesentlich gebessert. Infolge dessen stand der Kanzler früher als sonst auf, um schon bald nach neun Uhr einen Spaziergang zu machen, wobei ihn ein gelinder Regen und Wind nicht anzufechten schien. Dann begleiteten ihn der erwähnte schwere Knotenstock und seine Ulmer Doggen Sultl und Flörchen, von denen ihm jener vom Oberstallmeister des Königs von Baiern, Graf Holnstein, zum Geschenk gemacht worden war. Nicht lange nach meiner Anwesenheit in Varzin las man in den Zeitungen, daß ein schlechter Kerl, der unentdeckt geblieben, ihm den Hund, welchem der Fürst sehr zugethan war zu Schanden geschlagen, so daß er bald darauf verendet war. Indeß ist er ihm seitdem durch einen ganz ähnlichen, nur weniger gutmüthigen oder, wenn man will, argwöhnischeren ersetzt worden, der manchem unsrer Reichstagsabgeordneten als eine Art Mitgast bei den parlamentarischen Sonnabends-Routs

im Palais auf der Wilhelmsſtraße — ich ſchreibe hier nach Hörenſagen — begegnet ſein wird.

Die Tagesordnung im Varziner Herrenhauſe iſt etwa folgende. Zwiſchen zehn und elf Uhr ſetzt ſich der Fürſt mit der Familie und den etwaigen Gäſten zu einem Frühſtück nach engliſcher Art, bei dem ich ihn ſelbſt aber nur Milch und dann eine oder zwei kleine Taſſen ſchwarzen Kaffee trinken ſowie etwas geröſtetes Weißbrot nebſt zwei weichgekochten Eiern eſſen ſah. Bei dieſer Gelegenheit legt man ihm die von der Poſt und dem Telegraphenamt eingetroffnen Sachen vor, über deren Erledigung er dann gewöhnlich ſofort die nothwendigen Weiſungen ertheilt. Kurz vor oder bald nach dem Lunch werden mit Pächtern, Bauern oder Förſtern der Herrſchaft ſowie mit Handwerksleuten Privatgeſchäfte beſprochen. Zwiſchen ein und zwei Uhr Nachmittags eine Ausfahrt in offnem Wagen oder ein Ritt weit hinaus ins Gelände, bisweilen, weil ein Neubau oder eine vor Kurzem angelegte Schonung oder der Fortſchritt einer Feldarbeit zu beſichtigen iſt, oder weil der Fürſt einem Fiſchzug in einem der Waldteiche ſeiner Güter beiwohnen oder den Holzpapiermühlen einen Beſuch abſtatten will, häufig auch nur der Bewegung und Erfriſchung im Freien halber. Beſuche bei Nachbarn oder von Seiten ſolcher ſcheinen ſelten vorzukommen, vielleicht, weil politiſche Anſichten und Abſichten beide Theile von einander fern halten.

Vor dem Varziner Aufenthalt des Fürſten im Sommer und Herbſt 1877 war ihm das weite Reiten ſchwer gefallen, und namentlich hatte ihn das Galoppiren angegriffen. Auch hier hatte ſich die Heilkraft der Gaſteiner Quellen bewährt. In den Octobertagen, nach deren Beobachtungen und Erlebniſſen ich hier ſchildere und berichte, begleiteten wir zu Wagen den

Kanzler und den Grafen Herbert auf einem Rundritte, der uns auf Umwegen über Wald und Feld und Anger durch den größten Theil der südwestlichen Striche der Herrschaft bis auf die Höhe über Annenhof brachte, wo man Schloß Crangen mit seinen vier Thürmen und seinem blauen Landsee in der Tiefe vor sich hat, und dann über Wussow wieder zurückführte, und bei dem die beiden Reiter anfangs und zuletzt ziemlich große Strecken im Galopp zurücklegten. Sie waren mit geringen Unterbrechungen fast vier Stunden im Sattel gewesen.

Zwischen fünf und sechs Uhr Abends findet das Diner statt, welches sich während meines Aufenthalts in Varzin unter meist lebhaften und zuweilen recht denkwürdigen Gesprächen gewöhnlich bis nach sieben Uhr ausdehnte, und an dessen Schlusse der Fürst eigenhändig auch seine Hunde von einem Teller mit gekochtem Fleische zu speisen pflegte. Die hohe Gestalt in dem Lehn- und Armstuhle vor dem oberen Ende des Tisches, rechts und links von ihr die zu ihr aufblickenden beiden Thiere — gestrenge Kritiker mit „Mannesseelen" und dem üblichen allerernsthaftest empfundenen und doch hochkomischem Selbstgefühl, die mit „Lakaiengesinnung" und ähnlichen Artigkeiten um sich zu werfen gewohnt sind, werden es möglicherweise übel vermerken, wenn ich sage, daß mir dabei Bilder mit Wuotan und seinen beiden Wölfen in den Sinn kamen. Es soll mich aber so wenig anfechten und irre machen, wie das Gerede unsrer literarischen Börsianer, das über meine Auffassung des Kanzlers in der für minder vornehm geltenden Tagespresse erflossen ist. Plündert und schimpft hinterher — man ists von euch gewohnt. Klatscht oder pfeift — es wird mir zu allen Zeiten gleichgültig sein, unsagbar gleichgültig.

Nach dem Essen wird noch ein Stündchen im Billardsaale

bei einer Taſſe Kaffee verbracht, wo der Fürſt, wie erwähnt, gewöhnlich am Ofen neben der großen Vaſe mit der zur Germania gewordenen Boruſſia ein paar Pfeifen Tabak raucht und gelegentlich das Kaminfeuer mit den davor in einem Korbe bereitgeſtellten Tannenzapfen nährt. Gegen zehn Uhr trinkt man im Zimmer der Fürſtin den Thee, von welchem deren Gemahl indeß in den Tagen meiner Anweſenheit ſich nicht einſchenken ließ, ſondern nur ein Glas Milch genoß, und eine halbe Stunde vor Mitternacht begiebt man ſich in der Regel in ſeine Schlafſtube.

Noch ſei bemerkt, daß bei den Mahlzeiten, ſoweit möglich, nur Selbſtgezogenes, Selbſterbautes und Selbſterlegtes auf den Tiſch kommt. „Faſt alles, was hier gegeſſen wird", ſagte der Fürſt eines Abends zu mir, „ſtammt von meinen Gütern — auch aus Schönhauſen — Fleiſch, Wild, Fiſche, Gemüſe, die Artiſchoken, die freilich hier nicht ſo gut gerathen wie im Süden, die Pfirſiche, die Wall- und Haſelnüſſe. Nur ein Schaf muß ich dann und wann von den Bauern kaufen, und um ein Rind zu ſchlachten, iſt meine Wirthſchaft nicht groß genug. Das kann blos Dietze, der in ſeiner Brennerei und Zuckerfabrik ſo viele Leute beſchäftigt, die bei ihm eſſen".

Die Jagd überläßt der Kanzler ſchon ſeit einiger Zeit ſeinen Söhnen. Dagegen liebt er lange Wanderungen durch ſeinen Park noch wie zu Anfang, und derſelbe verdient ſeine Zuneigung. Er iſt ebenſo groß als ſchön, voll Heimlichkeit, voll Abwechſelung, voll Wipfelmuſik. Stattliche Buchen und Eichen, an einigen Stellen auch Gruppen rothſtämmiger Föhren mit ſchirmartig ſich ausbreitendem Geäſt erheben ihre Kronen über das Unterholz der Hügel oder über das Gras und Moos der lichteren Senkungen. Schlangenwege winden ſich über ſeine Höhen und durch ſeine Tiefen. Schmale Pfade, von Gezweig

überhangen, kommen hinzu. Bisweilen tritt man auf eine Fahrstraße hinaus, wo sich eine Aussicht nach einem fernen stillen Waldhügel öffnet. Am Saume der Partie des Parkes, wo er an die vom Vorbesitzer des Kanzlers vorgenommene große Rodung mit ihren schwarzgrauen Furchen und ihren von Haidekraut überwucherten Gräben grenzt, schließt sich ihm seitwärts ein breiter, wellenloser Weiher mit Spiegelbildern der Wipfel und Wolken, Schilf und Seerosen an. Hier und da ladet eine Bank an einem weißen, auf der Wetterseite bemooften Buchenstamm mit Erinnerungszeichen, Anfangsbuchstaben von Namen u. dergl. zum Ausruhen und Meditiren ein. Der Fürst weiß jeden schönen Baum seines Parks zu nennen. Er scheint ihn von Grund aus studirt zu haben. Auch die Nacht, ihr Mond und ihre Sterne haben ihn hier wandeln sehen, und sicher ist ihm bei solchen einsamen Gängen mancher bedeutungsvolle Gedanke aufgestiegen, der nachher für uns, sein Volk, Frucht getragen hat. Unbewußt trägt er seinen Lieblingsort mit sich herum, selbst auf dem Feldzuge in Frankreich hatte er ihn mit; denn sein Bild erschien ihm mit sonnebeschienenen Stämmen im Traume. Wiederholt kam er in Varzin auf seine Beobachtungen und Betrachtungen im Parke zu sprechen, und sehr anmuthig wußte er selbst von seinen Dohlen zu erzählen, wie sie „ihren Kindern das Fliegen lehren", wie sie dieselben „später an die nahe Seeküste zur Würmerdiät führen", und wie sie „als vornehme Leute zum Winter in die Stadt, in die Thürme von Stolp und Schlawe ziehen".

Ich bin zu Ende mit meinem Berichte. Mehr von Varzin und dem, was ich dort vernahm und erlebte, vielleicht später in andrer Form und anderem Zusammenhang. Denn ich habe auch hier nicht blos Aeußerlichkeiten beobachtet und wohlbedacht

geſammelt. Für jetzt muß ich aber Abſchied nehmen von dem gaſtfreien Landſitz, um die Leſer nach andern Beſitzungen des Fürſten zu führen. Mögen ſie beim Scheiden mit mir den Wunſch theilen: Segen und Heil dem Hauſe und ſeinem Herrn — Slawa und Wawrezin — Ruhm und Lorbeern immerdar!

Siebenter Abſchnitt.

Im Stammhauſe des Reichskanzlers.

Fahren wir auf der Lehrter Bahn von Berlin nach Stendal, ſo begegnen wir eine ſtarke Viertelmeile von der Stelle, wo der Zug die Elbe überſchreitet, links von den Gleiſen einer Station, die ſich Schönhauſen nennt. Etwa zehn Minuten Weges davon ſtreckt ſich ein langes Dorf gleichen Namens hin, aus deſſen Gärten zwei größere Gebäude und eine ſtattliche Kirche aufragen. Schon mancher Fremde hat hier für einen Tag Halt gemacht und iſt nach dem Dorfe hinübergewandert, um zu ſehen und zu zeichnen; denn wir haben hier den Geburtsort Bismarks vor uns, und das eine der beiden größeren Gebäude, das drüben bei der Kirche aus hohen Baumwipfeln hervorſchauende, iſt ſein Stammhaus. Auch wir wollen einen Gang hinüberthun und zwar an der Hand von Erinnerungen an einen Beſuch, den ich im Herbſte des Jahres 1877, von Varzin kommend, dem Orte abſtattete.

Schönhauſen liegt flach in weiter Ebene. Nur wo die Kirche und das Geburtshaus des Reichskanzlers ſtehen, erhebt ſich der Boden ein wenig über die Felder und Wieſen der

Gegend. Das Dorf hat über achtzehnhundert Einwohner und ſieht recht wohlhäbig aus. Es bildet in der Hauptſache eine lange breite Gaſſe, die an den Fußwegen größtentheils mit Bäumen beſetzt iſt. Der Umſtand, daß die Häuſer an einigen Stellen dicht an einandertreten, verſchiedene Handwerker und Krämer, drei oder vier kleine Gaſthöfe und eine Poſthalterei laſſen den Ort mehr wie einen Flecken als wie ein Dorf erſcheinen. Außer dem Bismarckſchen Gute befindet ſich hier noch ein zweites, welches faſt noch einmal ſo groß als das des Fürſten iſt und in früheren Zeiten ebenfalls im Beſitze von deſſen Familie war, gegenwärtig aber dem Deichhauptmann Gärtner gehört. Ich traf letzteren, als ich in den Ort gelangt war, auf der Straße vor ſeinem Hofe und erhielt von ihm auf meine Frage nach dem beſten der hieſigen Gaſthäuſer freundlich den Beſcheid, die Poſt ſei zu empfehlen. Ich begab mich dahin und ſah mich bei dem Beſitzer des kleinen Dorfhotels, Herrn Hanxleben, wider Erwarten recht gut aufgehoben.

Nach vier Uhr hier angekommen, machte ich mich, bevor es Abend wurde, auf den Weg zu Inſpector Kohnert, dem Verwalter des Fürſten, um bei ihm die mir von letzterem ausgeſtellte Empfehlung abzugeben, in der er gebeten wurde, mir das Haus und ſeine Umgebung zu zeigen. Er war in dem Augenblicke nicht daheim, „auf dem Felde“, ſagte die ſauber gewaſchne, ſorgfältig friſirte Großmagd, bei der ich mich nach ihm erkundigte. Ich fragte nach der Frau Inſpectorin und erfuhr, daß ſie im Garten, wahrſcheinlich im Luſthauſe ſei. Eben hatte ich ſie auf dem Wege dahin getroffen und ihr mein Anliegen mitgetheilt, als ihr Gemahl dazu kam, eine hochgewachſene kernige Geſtalt mit blondem Vollbart und intelligentem Blick. Erſt etwas kühl und zugeknöpft — vielleicht hatte er mit frühern Beſuchen der Art verdrießliche Erfahrungen gemacht — wurde er raſch wärmer

und mittheilſamer, als er gewahr wurde, daß mich nicht die gewöhnliche Touriſterei hierher geführt hatte, und nach einigen Minuten hatte ich offenbar ſein Vertrauen gewonnen. Er fand vermuthlich, daß ich den Gutsherrn liebte, und das ſchien ihm auch ſo zu gehen.

Da es dieſen Tag zu einer gründlichen Beſichtigung des Hauſes im Innern zu ſpät war, ſo wurde verabredet, ſie am nächſten Morgen vorzunehmen, und zwar wollte Herr Kohnert ſelbſt dabei mein Führer ſein, da die Inſpectorin Bellin, welche bisher den Beſuchern des Gutes als Begleiterin gedient hatte, bei ihren hohen Jahren nicht recht mehr fortkonnte. Für jetzt wurde nur ein flüchtiger Blick auf das Aeußere des Hauſes und die Alleen vor und neben ihm gethan. Jenes iſt ein ſchmuckloſes graugetünchtes Herrenhaus mit hohem ſteilem Dach und zwei Stockwerken über dem Erdgeſchoß, welches letztere, wie an den Fenſtergewänden zu ſehen, ungewöhnlich dicke Mauern hat. Das Gebäude iſt nicht viel tiefer, als es breit iſt, ſo daß es faſt einen Würfel bildet. Man ſieht ihm an, daß es ſeit Jahren ſelten Bewohner gehabt hat. Die ſinkende Sonne und der Herbſt, welcher die Stelle vor der Thür mit gelben Blättern beſtreut hatte, verſtärkten den melancholiſchen Eindruck, welchen das verlaſſene Haus machte. Ueber der ſchlichten Flügelthür desſelben, nach der weder eine Freitreppe, noch eine Rampe führt, ſind zwei ſteinerne Wappen, rechts das Bismarckſche mit dem doppelten Dreiblatt, Klee und Eichenlaub, links das Katteſche, worin eine Katze mit einer Maus ſpielt, angebracht. Darunter lieſt man die Namen Auguſt v. Bismarck und Dorothee Sophie Katten und die Jahreszahl 1700. Jene bezeichnen das Ehepaar, welches das Haus zuerſt bewohnte, dieſe giebt die Zeit an, in der dasſelbe, nachdem es im dreißigjährigen Kriege zerſtört worden und dann wüſt gelegen, wieder aufgebaut wurde.

Wir waren unter verſchiedenen Geſprächen wieder an die drei alten großen Kaſtanienbäume gekommen, welche den Platz vor dem Eingange beſchatten, als Kohnert mich auf ein viereckiges Loch in dem Stamme des dritten aufmerkſam machte. „Hier kann ich Ihnen gleich was zeigen, wovon die Andern nichts wiſſen", ſagte er. „In dieſes Loch haben die Bismarcks ihre Kelter geſteckt, wenn ſie ihren Wein machten".

„Wein? Alſo ſie bauen hier auch Wein? Zum Trinken?" fragte ich, halb verwundert und halb erſchrocken, indem ich in dem Augenblicke nicht daran dachte, daß noch weit höher im Norden, bei Brandenburg, im Poſenſchen ſogar Weinbau dieſer Art verübt wird.

„Johannisbeerwein", erwiderte der Inſpector.

Ich hatte — ſo unwiſſend ſind wir Großſtädter — davon noch nie gehört und geſtand das, auch daß ich dieſe Gottesgabe einmal zu trinken verhoffte.

Die Antwort war, da könnte ich den Bismarckſchen Wein von damals ja gleich einmal bei ihnen probiren. Ich ſah keinen Grund, warum nicht, und nahm die Einladung zur Bereicherung meiner Kenntniſſe an. Wir gingen in die Wohnung des Inſpectors. Ich blieb bis acht Uhr, aß mit den liebenswürdigen Leuten zu Abend und probirte. Der Wein, den ſich die Bismarcks einſt an der großen Kaſtanie gekeltert, und von dem ſich Inſpectors noch alle Jahre eine Anzahl Flaſchen bereiten, ſchmeckt recht gut, faſt wie der ſüße Ungar, den man in der Sächſiſchen Schweiz bekommt, und man kann dabei unter guten Leuten ganz genau ſo aufgeräumt werden, wie wenn man anſtatt Johannisbeer Johannisberger im Leibe hätte.

Wer daran zweifelt, der überzeuge ſich durch einen Verſuch im nächſten Sommer, wenn in ſeinem Garten dieſe Reben wieder tragen. Hier iſt das Rezept, das mir die Güte der Frau

Inſpectorin mittheilte. Man miſche mit achtzehn Gewichtstheilen Johannisbeerſaft vierundzwanzig Theile Zucker, der in Waſſer aufgelöſt worden, laſſe die Miſchung vergähren, ziehe ſie auf Flaſchen und ſtelle ſie an einen kühlen Ort. Dann — ich habe hoffentlich nichts falſch verſtanden oder vergeſſen — trinkt man davon gelegentlich mit netten Leuten. Nicht ſo, Frau Inſpectorin? Inſpectors ſollen nämlich dieſes Buch zu leſen bekommen, und ſo erlaube ich mir auf dieſem Wege zu fragen und meinen ſchönen Gruß hinzuzufügen, zum Zeichen, daß ich angenehmen Menſchen ein freundliches Andenken bewahre.

Der Inſpector ertheilte bereitwillig Auskunft auf die Fragen, die ich in Betreff des Gutes und des Dorfes an ihn richtete. Er kennt beide ſeit mehreren Jahren, wenn ich nicht irre, ſeit 1872, wo er, der aus der Gegend von Zerbſt gebürtig und ein Zögling von Dietze in Barby, einem unſerer größten und intelligenteſten Landwirthe, auf Empfehlung des letzteren hierher kam. Das Gut hat „Kapitalboden", indeß iſt das Land etwas naß, und Drainagen laſſen ſich wegen der zu tiefen Lage nicht mit Vortheil anwenden. Trockne Jahre ſind daher hier die beſten. Das Areal der Beſitzung, vom Fürſten vor einiger Zeit durch Hinzukaufen von drei Bauerngütern nicht unerheblich vergrößert, zerfällt in circa neunhundert Morgen Acker, etwa ſechshundert Morgen Wieſen und Hutungen und ungefähr eintauſend und dreihundert Morgen Wald, der meiſt aus Kiefern beſteht, und von welchem gegen fünfhundert Morgen vom Fürſten ſelbſt aufgeſchont worden ſind. Er hat auch einen Verſuch mit hundert Stück Eichen gemacht, der wohl gelungen iſt — ein Erfolg, über den er ſeine große Freude hat. Der Viehſtand umfaßte, als ich Nachfrage hielt, einhundertundvierundzwanzig Stück Rindvieh und fünfundzwanzig Pferde und Fohlen. Auch an

der Fohlenzucht des Inſpectors, der augenſcheinlich ein tüchtiger, ſeiner Sache gewiſſer Landwirth iſt, hat der Gutsherr als Sachkenner, wenn er, wie alljährlich, ein oder zwei Mal herkommt, ſein Wohlgefallen. Ob Schafe gehalten werden, unterließ ich zu fragen. Im Walde giebt es Damwild, Rehe und Haſen, im Garten, der ungefähr zwanzig Morgen groß iſt und in einen mit Obſtbäumen und Gemüſe bepflanzten Theil ſowie in tiefer liegende parkartige Anlagen zerfällt, ſind in jener erſten Hälfte die vorzüglichſten Obſtſorten vertreten, die der Vater des Miniſters aus Frankreich mitgebracht hat. Urſprünglich meiſt Zwergſtämme, wie ſie dort gezogen werden, ſind ſie, im Laufe der Zeit hochgegangen, zum Theil auch ihrer Größe nach achtbare Bäume geworden.

Das Dorf hat außer den beiden Rittergütern einige vierzig andere Güter, von denen ſiebenunddreißig Bauernſtellen und theilweiſe von erheblicher Größe ſind, und die übrigen auf Koſſäthen fallen. Die Tracht der Bewohner des Ortes unterſcheidet ſich, ſoviel ich bemerken konnte, nicht mehr von der in den meiſten norddeutſchen Gegenden auf dem Lande üblichen. Die gewöhnliche Umgangsſprache iſt ein Dialekt, welcher den Uebergang aus dem Hochdeutſchen zum Plattdeutſchen bezeichnet. Früher wird das Erſtere vorgewogen haben. Jetzt ſcheint das Umgekehrte der Fall zu ſein.

Ehe ich mich verabſchiedete, um am nächſten Morgen mich wieder einzuſtellen, hatte ich das Vergnügen, den neueingezogenen Herrn Lehrer und Küſter von Schönhauſen kennen zu lernen, der bei Inſpectors ſeinen Antrittsbeſuch machte und mir am Morgen die Kirche aufzuſchließen verſprach. Vom Paſtor hörte ich, daß er zu den Strenggläubigen zählte. Das Dorf hatte unter ſeinen Bewohnern in dem Poſthalter und den Seinigen auch eine katholiſche Familie.

Am folgenden Morgen war ich, wie verabredet, bei Zeiten in der Kohnertſchen Wohnung, wo ich den Inſpector bereit fand, mit mir die Wanderung durch die Säle und Stuben des Herrenhauſes anzutreten und mir den Garten und den Park zu zeigen. Bevor ich die Leſer einlade, uns dabei zu folgen, bemerke ich, daß jenes, wenn man durch die gemauerten Pfeiler des Eingangs in das Gut tritt, nicht ſichtbar iſt. Man ſieht vielmehr hier nur links das vom Inſpector mit ſeiner Frau bewohnte Haus, nach deſſen Thür eine kleine Freitreppe hinaufführt, gerade vor ſich, in der Entfernung einiger Schritte drei oder vier Reihen von Kaſtanien- und Lindenbäumen mit breiten ſchattigen Wipfeln und rechts Wirthſchaftsgebäude mit der Düngerſtätte. Erſt um die Ecke zur Linken biegend, gewahren wir das vorhin ſeinem Aeußern nach geſchilderte Haus, wo ehedem die Gutsherrſchaft wohnte. Die Thür desſelben ließ ſich mit keinem der von Frau Bellin geſendeten Schlüſſel öffnen, und ſo mußten wir unſern Weg durch die Hinterthür nehmen, zu welcher wir über den unmittelbar an das Haus ſtoßenden Friedhof gelangten. Dieſelbe brachte uns zunächſt im Erdgeſchoß in eine weite, weißgeſtrichne, am Fußboden mit rothen Ziegelſteinen getäfelte Hausflur, in der wir verſchiedenen alterthümlichen Schränken, einer Mitrailleuſe aus der Kriegsbeute von 1870 und einem Kellerhals begegneten, an welchem einige Stufen hinaufführen. Die Thür in der Wand über dem Kellerhalſe, unter welchem der Fürſt ſeinen Nordhäuſer alt werden läßt, geht in ein Zimmer, das früher für die Dienerſchaft des Hauſes beſtimmt war. Jetzt warten hier, in Kiſten und Ballen verpackt, allerlei Zeichen der Verehrung, welche Einzelne oder Korporationen dem Regenerator der Nation darbrachten, Modelle zu Statuen und Büſten, Ehrenbürgerbriefe u. dergl. auf Raum und Zeit zur Auferſtehung und paſſenden Aufſtellung. Auf der andern

Seite der Hausflur, links, wenn man das Gesicht der großen Vorderthür des Gebäudes zukehrt, führt eine weißlackirte Flügelthür in ein geräumiges Zimmer, das sich auf den Garten öffnet und darum der Gartensaal heißt. Die Tapete desselben zeigt auf ziegelrothem Grunde weiße und rothe Blumen. Der Fußboden besteht, wie beiläufig in allen Sälen und Stuben des Hauses aus einfachen Fichtendielen. Die Decke dagegen ist hübsch mit Stuckarbeit verziert, welche wieder das Bismarckſche und das Mattſche Wappen darstellt.

In die Hausflur zurückgekehrt, wenden wir uns der breiten etwas steilen Treppe von braunem Eichenholze zu, die im Hintergrunde derselben in das erste Stockwerk des Gebäudes führt, und gelangen zunächst durch eine weiße Flügelthür in den großen, im Verhältniß zu seiner Länge und Breite niedrigen Mittelsaal über der Hausflur. Derselbe ist an den Wänden mit weißer Tapete bekleidet und zeigt an der Decke und den beiden weißgestrichnen Kaminen Verzierungen von Stuck im Rokokostil. Zwischen den drei Fenstern stehen zwei birkene Kommoden. Auf der zur Rechten gewahren wir eine Gipsbüste Friedrich Wilhelms des Vierten, auf der zur Linken eine Marmorbüste des Fürsten in Civilanzug. Nicht weit hiervon bemerkt man auf einem Tischchen an der Wand eine in Kupfer getriebene Kolossalbüste desselben, die den Obertheil des Kissinger Denkmals darstellt. Neben der Kommode auf der rechten Seite trägt ein andrer an der Wand befindlicher kleiner Tisch die Gipsbüste Friedrich Wilhelms des Dritten. Dann folgt an derselben Wand eine weiße Flügelthür. Weiterhin begegnen unsere Blicke einem Schränkchen, hinter dessen Glasthür Tassen und Kannen von Porzellan mit dem Bismarckſchen Wappen stehen, während uns von oben her zwischen zwei Karaffen eine weibliche Büste von Gips ansieht, welche die verstorbene Frau des

Bruders des Fürsten darstellt. Ein zweiter Schrank mit Geschirr, dem ersten gegenüber, eine Anzahl Stühle an den Wänden und in der Mitte zwei unlackirte fichtene Tische vollenden die Ausstattung des Saales.

Der Inspector öffnet die weiße Flügelthür zur Linken, und wir treten in das Visitenzimmer mit seiner stark nachgedunkelten Oeltapete, welche Landschaften zeigt, und seiner Stuckdecke. Ein altes schwarzes Sopha erinnert an die ehemalige Bestimmung des Gemaches. Ein paar Bettstellen mit darin aufgestapelten Federbetten deuten an, daß es zuletzt andern Zwecken gedient hat.

An das Visitenzimmer, dessen Fenster auf den Rasenplatz vor dem Parke hinaussehen, stößt ein anderes, dessen Tapete auf grünem Grunde große goldne Chinesen zeigt. Neben dem weißen Kamine, über dem ein Oelgemälde, das Porträt einer Frau, hängt, befindet sich ein Ofen. In der einen Ecke bemerkt man einen Abguß von Rauchs Walpurga auf dem Hirsche, in der andern eine Nachbildung der Kißschen Amazone in Gips. Eine Nische, die mit einer rothen Portière von baumwollenem Stoffe verhangen ist, eine Kommode und zwei Sophas, das eine roth, das andere blaßgrün überzogen, bilden das übrige Zubehör und Geräth der ziemlich großen Stube, die einmal als Salon gedient zu haben scheint, und aus deren Fenstern man auf die Gänge und Baumwipfel des Parks hinausblickt.

Kehren wir in den Mittelsaal zurück und treten wir durch die Flügelthür neben der Büste Friedrich Wilhelms des Dritten, so gelangen wir wieder in die Stube, in welcher der Fürst v. Bismarck wohnte und arbeitete, als er noch einfach Herr v. Bismarck hieß. Die Tapete zeigt weiße Arabesken auf grünem Grunde, wie sie vor dreißig oder vierzig Jahren Mode waren. An der Wand rechts von der Thür steht ein grünes Sopha

und davor ein Tiſch mit grünbezognen Polſterlehnſtühlen. Ueber dem Sopha hängen drei Lithographien und das in Oelfarben ausgeführte Porträt der Mutter des Reichskanzlers in der Tracht der zwanziger Jahre, ein nicht unſchönes, aber kaltes Geſicht, von deſſen Original, wenn es hier richtig getroffen iſt, der Sohn die gemüthlichen Züge ſeines Weſens nicht haben kann. Weiterhin folgt an derſelben Wand über dem Kamin des Zimmers das Medaillonbild einer Dame, über die mein Begleiter keine Auskunft zu geben wußte. In der Ecke daneben, deren Wände ſtatt der Tapete blau glaſirte Fließen mit kleinen weißen Landſchaften bedecken, befindet ſich ein großer weißer Kachelofen, auf dem oben ein Stier von Gips ſteht. Die Ecke gegenüber nimmt ein großes braunes altväteriſches Uhrgehäuſe ein, deſſen Werk ein zinnernes Zifferblatt und einen ungewöhnlich hellen Schlag hat. Vielleicht ſchreibt ſich daher, daß der Bewohner dieſes Gemachs ſich gewöhnte, immer genau zu wiſſen, wie viel es geſchlagen — auch an der Uhr der Zeit. An der Wand dem Sopha gegenüber begegnen wir einem altmodiſchen Schreibeſecretär, und daneben hängen Stahlſtiche und Lithographien von Bildern, die vor einem Menſchenalter von ſich reden machten: der Schutzengel der Wagnerſchen Sammlung, des Rekruten Abſchied, der heimkehrende Krieger, Johannes der Täufer als Knabe dem Jeſuskinde huldigend, die Madonna Montfort und über der letzteren ein hübſches Porträt von Bürgers Molly. An einem der beiden Fenſter des Zimmers, zwiſchen denen ſich ein Spiegel befindet, kommen zu dieſen nicht viel bedeutenden Kunſtproducten einer vergangnen anſpruchsloſen Zeit noch ein paar in die Scheibe eingefügte Lichtbilder mit bunten Glasrahmen.

Aus dem Arbeitszimmer gehen wir durch eine Thür zur Rechten von den Fenſtern in ein Ankleide- und Schlafgemach,

das auf den Kirchhof hinausſieht. Die Tapete desſelben iſt grau übertüncht, von der weißen Decke hängt eine topfförmige weiße Ampel mit einer grünen Guirlande herab, und auf dem Ofen ſitzt ein Adler von Gips. Sonſt enthält die Stube einen alten röthlichen Kleiderſchrank, ein mit Leder überzogenes Sopha und zwiſchen den beiden Fenſtern eine Kommode, über der ein Spiegel hängt. Ein breiter Vorhang von rothem Kattun theilt ein Stück vom Zimmer ab, und in dieſem alkovenartigen Raume befinden ſich zwei Bettſtellen ohne Betten. Dieſelben bezeichnen den Ort, wo am 1. April 1815 Otto von Bismarck das Licht der Welt erblickte.

Begeben wir uns von hier in das Arbeitszimmer zurück und von da in die daranſtoßende Bibliothek, ſo haben wir eine ziemlich große, aber gleich allen übrigen Räumen des Hauſes nach heutigen ſtädtiſchen Begriffen niedrige Stube, die indeß unter Umſtänden behaglich ſein kann, vor uns. Die Wände derſelben ſind roſenfarben angeſtrichen, und in ihrer Mitte ſteht ein ſchwerer, mit Wachstuch überzogner Tiſch, an dem ein paar Generationen ſtudirt haben können. Rechts von der Thür, durch die wir eingetreten ſind, gewahren wir einen gelben Glasſchrank mit drei Thüren, hinter deren Scheiben eine ſtattliche Anzahl von Büchern und Broſchüren, darunter viele in Folio und Schweinslederband, zu ſehen ſind. Dann folgen in der nächſten Wand zwei Fenſter, zwiſchen denen ſich ein Stehpult mit Schublade befindet, auf dem ein Schränkchen ruht. Neben dem zweiten Fenſter hat ein alter maſſiver Schrank aus Nußbaumholz, der ſchon den Erbauer des Hauſes gekannt haben kann, und der vermuthlich ebenfalls Literatur beherbergt, mit ſeinen gewundenen Füßen Poſto gefaßt. An der nächſten Wand treffen wir auf einen zweiten gelben Glasſchrank, der wieder mit Büchern und Flugſchriften, alten und neuen, gebundenen und blos gehefteten, an-

gefüllt ist. Die größeren Bände dieser Bibliothek sind, wenn ich nach einer Musterung von einigen Minuten urtheilen darf, meist von älterem Datum, viele aus dem vorigen Jahrhunderte. In dem zuerst erwähnten Schranke stoßen wir unter Anderm auf Büschings Erdbeschreibung und Gledows Reichshistorie, auf das Theatrum Europaeum, Zedlers Universallexikon aller Wissenschaften und Künste, auf Gottfrieds Chronik der vier Monarchien und auf die deutschen Schriften Luthers. Der andere Glasschrank verwahrt, wie es scheint, vorzugsweise schöngeistige Literatur, darunter Werke von Voltaire und Friedrich v. Schlegel. An derselben Wand, wie dieser Schrank, steht weiter einwärts im Zimmer ein schwarzer Divan, über welchem kleine Oel- und Pastellgemälde hängen, die Glieder der Bismarckschen Familie darstellen. In der letzten Wand befindet sich zunächst die Thür, die nach dem Arbeitszimmer führt. Daneben folgt ein Sopha mit gelblichem Muster auf grünem Grunde, über dem wir wieder einige kleine Bilder in Kupferstich oder Wasserfarben gewahren. Beim Ofen, hinter welchem die Wand mit blau und weißen glasirten Thonplatten belegt ist, schließt das Bild einer Dame, die mein Führer als eine Gräfin v. Schulenburg bezeichnete, und welche der Vater des Fürsten als Gemahlin heimzuführen bestimmt gewesen sein soll, die Dieß aber aus irgendwelchen Gründen nicht geworden ist, die Reihe dieser Porträts, von denen ich sonst noch ein hübsches kleines Brustbild der Großmutter des Reichskanzlers — es ist die von mütterlicher Seite, die Cabinetsräthin Mencke — hervorhebe.

Nachdem wir noch in die anstoßende kleine einfenstrige Stube mit ihrer blau und weißgemusterten Tapete, ihren alten verstäubten und verräucherten Kupferstichen, Scenen aus dem Leben Friedrichs des Großen, und ihrer riesigen Familienbibel, einen Blick gethan, begaben wir uns ins zweite Stock, wo sich

über dem großen Mittelſaale des erſten ein gleich geräumiger und ebenfalls von drei Fenſtern erleuchteter Saal befindet. Derſelbe enthält nichts als einige Schränke und links an der Wand den Stammbaum des Geſchlechts derer v. Bismarck, der in ſeinen unſern Theilen wie von Stichen oder Hieben beſchädigt iſt — „durch 1813 hier einquartierte Franzoſen", berichtete mein Begleiter.

Die übrigen Stuben und Kammern dieſer Etage ſcheinen gegenwärtig nur zu Rumpelkammern benutzt zu werden oder für gewöhnlich ganz leer zu ſtehen. In der einen wies mir Herr Kohnert die Kelter oder Preſſe, mit der man ehedem an der dicken Kaſtanie unten ſeinen Wein gemacht — eine ſehr einfache Maſchine, die ungefähr wie ein recht großer viereckiger Federkaſten ausſieht. Vielleicht wohnt in einer beſonders abgelegnen, von dieſen ſonſt nur von Holzwürmchen, webenden Spinnen und ſpielenden Sonnenſtäubchen belebten Räumen mit ihrem halb abgebröckelten Kalkputz und ihren roſtigen Schlöſſern und Thürangeln das Hausgeſpenſt, von dem Heſekiel allerlei Schauriges zu erzählen weiß. Wahrſcheinlicher iſt indeß, daß es, verdrießlich über die neue Zeit, ausgezogen und in das „alte romantiſche Land" entflohen iſt, gleich den kleinen Puken und Kobolden, die ehedem, halb tückiſch, halb drollig, bei guter Behandlung gewöhnlich hülfreich und gefällig, wie anderwärts in norddeutſchen Dörfern auch in den Ställen und Scheunen der Bauernhöfe Schönhauſens, geſpukt haben werden. Mir bei dem Inſpector Gewißheit über die Sache zu verſchaffen, ſchämte ich mich. Er ſah nicht aus, als ob man ihm mit ſolchem Schnack kommen dürfte.

Wenn ich einen Rückblick auf das an dieſem Morgen Geſehene werfe und mir den Geſammteindruck vergegenwärtige, den das Stammhaus des Reichskanzlers nach ſeinem Innern

zurückläßt, ſo gehört eine ſtark treibende Phantaſie dazu, um es überhaupt mit romantiſchen Liebhabereien in Verbindung bringen zu können. Es iſt jetzt ein unbewohntes Haus, ſtill, einſam, todt und inſofern ein wenig unheimlich. An ſich aber hat es nichts Ungewöhnliches, nichts mittelalterlich Schauerliches oder Großartiges. Geſunde Augen, nüchterner Sinn begegnen nicht einem einzigen Zuge, der an eine Burg der Ritterzeit oder an ein ſtolzes Schloß in der Welt der Romane denken läßt. Nichts von dämmerigen Korridoren und Sälen mit finſter oder wehmüthig auf uns herabſchauenden Ahnenbildern, nicht das Geringſte von hohlklingenden Fußböden, geheimnißvollen Wandſchränken oder Winkeln mit geſpenſtigen Echos. Die dicken Mauern, die tief eingeſchnittenen Fenſtergewände geben dem mäßig alten Gebäude den Charakter ſtämmiger Ehrenhaftigkeit. Die niedrigen Zimmer mit den Stuckdecken drücken nur beſcheidenen Wohlſtand aus. Die Möblirung und die ſonſtige Ausſtattung der Gemächer unterſcheiden ſich, abgeſehen von den Wappen, in nichts von dem Bilde, welches in den erſten drei Decennien unſeres Jahrhunderts die Wohnung eines einigermaßen begüterten Bürgers darbot. Das Ganze iſt noch heute wie vor vierzig Jahren, wo ſein Geräth, ſeine Tapeten und ſeine Bilder neu und nach der Mode waren, das ſchlichte, einfache, anſpruchsloſe Haus eines märkiſchen Landedelmannes, der ſich um ſeine Wirthſchaft ſelbſt kümmert und ſich dabei mit der gnädigen Frau, die desgleichen thut, ungefähr genügend, nach guten Ernten etwas mehr als genügend wohl befindet. Es iſt ohne Zweifel behaglich geweſen. Jetzt aber fehlt ihm die Wärme der Bewohntheit. Man ſollte es nicht des Morgens beſuchen, wo das kalte bläuliche Sonnenlicht ſeine Verödung noch kälter macht. Man ſollte ſich die ſtillen, leeren Säle und Stuben vom Lichte des Nachmittags wärmen und vergolden

laſſen und ſich einen Abendwind dazu beſtellen, daß er leiſe durch die Wipfel vor den Fenſtern ginge und Sonnenblicke und Schatten wechſelnd auf die Wände und Fußböden würfe. Das gäbe dann Leben in das todte Haus, und in der dadurch erzeugten Stimmung ſähe man wohl auch mehr als das gaukelnde Licht- und Schattenſpiel der Natur, ſähe man wohl auch in der Bibliothek und dem Arbeitszimmer bedeutungsvolle Momente im Leben deſſen, der einſt hier lebte, aus der Vergangenheit zurückkehren und ſich zu Bildern mit Fleiſch und Blut geſtalten.

Nachdem ich das Innere des Hauſes in Augenſchein genommen hatte, brachte mich mein Führer in den Garten daneben, der, wie bemerkt, in zwei Hälften, eine höher und eine tiefer gelegene, zerfällt, von welchen jene Obſtbäume und einige Gemüſebeete enthält, während dieſe in einem Parke nach altfranzöſiſcher Anlage beſteht. Zwiſchen beiden zieht ſich — wenn wir unter dem Doppelwappen über der Thür des Herrenhauſes heraustreten, links — eine Allee alter breitwipfliger Linden hin, die rechts eine Strecke von einer Fachwerkmauer, der Hinterwand des einen Flügels der Wirthſchaftsgebäude, links von einem offnen Raume, einem Grasplatze, begrenzt wird. In den Balken jener Wand gewahrt man zahlreiche Spuren von Schrotſchüſſen, welche nach der Mittheilung des Inſpectors, der mich auf ſie aufmerkſam machte, von Schießübungen des Reichskanzlers in der Zeit herrühren, in der er noch der kleine Junker v. Bismarck war. Der offne Raſenplatz aber, der ſich auf der andern Seite der Lindenallee hinzieht, erinnert durch die hier aufgefahrenen franzöſiſchen Geſchütze an das, was aus dem kleinen Schützen nach dem Willen der Vorſehung in ſpäteren Jahren geworden iſt, an den Heros, der Deutſchland zu einigen und von Frankreich und Oeſterreich zu befreien erſehen war. Es ſind vier Kanonen, zwei kleine neue und zwei ſehr große

alte. Die beiden letzteren, offenbar Festungsgeschütze, sind schön verziert und mit prächtiger hellgrüner Patina überzogen. Die Namen der nun zahm gewordenen metallnen Feuerdrachen — man weiß, daß die Gallier die Gewohnheit haben, ihre Kanonen wie wir die Schiffe zu taufen — sind: L'Autorité, Le Navarin, Le Ravissant und Le Champion.

Steigen wir auf der moosbewachsenen Treppe vor uns in den Park hinab, so befinden wir uns bald zwischen hohen Weißbuchenhecken in schmalen geradlinigen Gängen, bald im Schatten der Aeste und Blätter von Lindenalleen, die ebenfalls gerade fortlaufen. An der tiefsten Stelle liegt, von einem Graben oder einem kleinen halb ausgetrockneten Teiche umgeben, von Baumkronen überragt, ein Lusthaus. Hier und da steht eine Bildsäule von Sandstein, eine alte griechische oder römische Gottheit, welche die Zeit mit gelben Flechten bekleidet oder — vielleicht thaten es hier die bösen Franzosen, die oben den Stammbaum gemißhandelt hatten — um einen Kopf kürzer gemacht hat. Am Rande des Parks, wo ein hölzernes Brückchen über einen Graben ins sonnige Feld hinausführt, begegnen wir der Statue eines Herkules, der die Hand auf eine Stelle unter dem Rücken drückt, wie wenn es ihm da wehthäte. Die Leute in Schönhausen — ich meine die im Dorfe — nennen ihn, weil er die Tracht der Menschheit vor dem Sündenfalle trägt, den „Adam", und ein witziger Kopf unter ihnen hat die Sage aufgebracht, er halte die Hand an jenen Körpertheil, weil ihn der Schuß noch schmerze, den Junker Bismarck einst auf seinen Sitzapparat abgefeuert. Ob aus Verdruß darüber, daß er diesen Apparat denen, welche die Brücke vom Felde draußen kommend passiren, in nicht recht höflicher Weise zukehrt, oder aus welchem anderen Grunde, weiß ich nicht; ich kann nur bezeugen, daß die Spuren eines Schrotschusses noch deutlich zu erkennen sind.

Im Frühlinge ſind die Gebüſche des Parkes ein Sammelplatz der Nachtigallen dieſer Gegend, die mit andern ſanglustigen Vögeln den Bewohnern des Gehöfts Morgen- und Abendconcerte geben. Jetzt, im Herbſte, iſt Alles ſtill hier, wenn nicht der Wind die Wipfelorgel ſpielt, ſo ſtill, daß man das Summen der Mücken über dem Teiche und das leiſe Geräuſch hört, welches ein fallendes Blatt macht. Nur zuweilen erſchallt aus den Lüften das Krächzen eines Raben, das Geſchrei eines Mäuſefalken, der droben ſeine Kreiſe zieht, oder das Raſſeln und Pfeifen eines in der Ferne vorüberjagenden Eiſenbahnzuges. Aus den Mauern zur Seite und auf den Treppenwangen ſproſſen die Halme und Stauden von Unkraut, und längſt hat die Zeit an den einſt glattgeſchornen Wänden der Weißbuchenhecken die Kunſt des Gärtners mit dem Zopfe verdrängt und der Natur wieder zu ihrem Rechte verholfen. Die Sonne des Nachmittags aber leuchtet an wolkenloſen Tagen ſo ſchön wie ehedem vor den Ausgängen der ſchattigen Alleen und durch das grüne Gezweig der Bosquets dieſer Garteninſel im weiten baumloſen Gefilde.

Der kleine Park ſtimmt im Herbſte, wo ich ihn ſah, durch ſeinen Verfall ein wenig ſchwermüthig, auch wenn man die Kreuze der beiden Gräber nicht ſieht, die er enthält, und in denen ein jung verſtorbner Bruder und ein Vetter des Fürſten gebettet liegen. Auch der Obſt- und Gemüſegarten iſt wohl nicht mehr, was er früher geweſen ſein wird. Die Beete, auf denen ehedem Blumen blühten und Kräuter für die Küche ſtanden, ſind gegenwärtig meiſt mit Luzerne bedeckt. Der Miniaturweiher in der Mitte, der eine Inſel mit einer vom Fürſten gepflanzten Birke umgiebt, iſt faſt ohne Waſſer. Das Gewächshaus dient als Stall, in welchem fremdländiſche Hühner gezüchtet werden. Die Reben, welche an der hohen Umfaſſungs-

mauer in Menge wachſen, hatten in dieſem Jahre ihre Beeren nicht zur Reife gebracht, und ihre edlen Trauben hingen ungenießbar zwiſchen den vergilbten Blättern und Ranken. Einer ſchön gewachſenen Linde an der Nordſeite der Mauer drohte der Untergang. Die Telegraphenverwaltung hatte — wohl aus Pietät gegen den Kanzler — den Wipfel des Baumes mit ihrer Leitung umgangen. Jetzt aber wurde von einer andern Behörde, wie mein Begleiter erzählte, auf Antrag des Chauſſeeinſpectors verlangt, daß der Draht dicht am Baume hinlaufe — eine Forderung, die eine Verſtümmelung deſſelben durch Hinwegnahme eines Theils des Wipfels einſchloß. Ob das nothwendig war? Ich ſchlug zu Hauſe mein Notizen-Herbarium nach und fand darin folgende Ergebniſſe der Studien, welche der franzöſiſche Phyſiker Moucel in Betreff der Bäume als Leiter der Elektricität angeſtellt hat:

„Die Bäume ſind durchaus mehr oder minder Leiter, und ihr Leitungsvermögen hängt von der Menge von Flüſſigkeit ab, welche ſie enthalten. Die Widerſtandsziffer, die von den Blättern eines Baumes ausgeht, vorausgeſetzt, daß nur einige derſelben mit der Leitung in Berührung gebracht worden ſind, variirt, rund gerechnet, zwiſchen zweimal- und viermalhundertauſend Kilometern Telegraphendraht, d. h. der elektriſche Strom findet in einem Baume den nämlichen Widerſtand, den er beim Durchlaufen eines Telegraphendrahtes von circa ſechsundzwanzig- bis zweiundfünfzigtauſend Meilen Länge zu überwinden hätte. Der Widerſtand im Stamme überſchreitet in einer Höhe von ſieben bis acht Metern, wenn der Erdboden als Zwiſchenmittel benutzt wird, bei ſtärkeren Bäumen nicht ſiebentauſend Kilometer und wechſelt bei Einſchaltung kleiner metalliſcher Elektroden zwiſchen zwei- und ſiebentauſend Kilometern. Man hat hier noch keine Urſache, ſich zu ſehr von

der Berührung der Drähte des Telegraphen mit den Blättern der Bäume zu scheuen; denn die auf diesen Linien angewendeten Isolatoren besitzen, wenn sie vom Rauche geschwärzt sind, ebenfalls keine größere Widerstandsfähigkeit. Der Leitungswiderstand gewöhnlicher Häuser ist sechzehn- bis zwanzigmal größer als jener der Bäume".

Ich muß es Fachmännern überlassen, zu entscheiden, ob hieraus Schlüsse auf unseren Fall gezogen werden können und welche.

Nächst dem Hause, in welchem der Reichskanzler geboren worden ist, in welchem er von 1845 bis 1851 meist gelebt, und wo er auch in den Jahren von da an bis 1867 wiederholt für längere Zeit seinen Aufenthalt genommen hat, und nächst den alten Bäumen im Garten und Parke, die Zeugen seiner ersten Kinderjahre, dann seines gährenden und überschäumenden Jugendhumors, endlich seines Heranreifens zum Politiker waren, die ihn von seiner Lehr- und Wanderzeit mit jedem Sommer klarer und freier wiederkehren sahen, bis er die Welt mit dem Rufe seiner Meisterschaft erfüllte, müssen wir wohl auch der Kirche einen kurzen Besuch abstatten, in der er getauft worden ist. Denn, wie im vorigen Abschnitt bemerkt wurde, der Fürst ist — man lasse sich durch seinen Kampf mit den Schwarzen vom geraden und krummen Horne nicht beirren — ein streng religiöser Mann, der die Kirche als Heilsanstalt werth hält, und das alte romanische Gotteshaus ist in der That sehenswerth. Nicht viele Dörfer Norddeutschlands werden eine so alte Kirche aufzuweisen haben, die so wohl erhalten ist, und die sich namentlich ihrem Aeußern nach so stattlich repräsentirt.

Die Schönhausener Kirche liegt auf derselben Bodenerhebung wie das Herrenhaus, doch ein wenig höher und stammt aus dem Anfang des dreizehnten Jahrhunderts, genauer

aus dem Jahre 1202, also aus einer Zeit, wo das Heidenthum dieser Gegend noch nicht lange vor dem Christenthum gewichen war und Schwert und Pflug des Sachsen die slavische Art und Rede hier noch nicht völlig zum Verschwinden gebracht hatten. Von Ziegeln erbaut und mit zwei Reihen kleiner Rundbogenfenster versehen, macht sie mit ihren dicken Wänden und ihrem breitschulterigen Thurme den Eindruck, als ob sie in alter Zeit dem umwohnenden Landvolke bei feindlichen Einfällen zugleich als Burg und Zufluchtsstätte hätte dienen sollen. Der Form nach ist sie eine Basilika mit drei schmalen Schiffen, in welche Emporkirchen hinein gebaut sind. Das Innere gehört nach seiner Ausschmückung verschiedenen Stilen an. Noch von mittelalterlicher Kunst geschaffen scheint ein großes weißübertünchtes Kruzifix, das rechter Hand vom Eingange an der Wand befestigt ist. Gleichfalls alt können einige der Gruftplatten von Sandstein sein, welche, mit jetzt größtentheils abgetretnen Bildern und Inschriften versehen, den Fußboden bedecken, wo unter ihm Todte ruhn. Schon aus der Periode des Renaissance ist der Grabstein des Ritters Jobst v. Bismarck, der unter einem emporkirchenartigen Betstuhle neben der Kanzel in die Wand eingefügt ist und die Jahreszahl 1589 trägt. Die Kanzel, der Altar, welchen Fahnen schmücken, der herrschaftliche Chorstuhl, welcher, von braunem Eichenholz gezimmert und mit hübschen Ornamenten verziert, der Kanzel gegenüber aus der dort sich hinziehenden Emporkirche heraustritt, gehören ihrem Geschmacke nach in die zweite Hälfte des siebzehnten und in die erste des vorigen Jahrhunderts, aus welcher Zeit auch die an der Kanzelseite angebrachten Epitaphien herrühren. Eins derselben stellt den Landrath August v. Bismarck dar, dessen Namen wir auf dem Wappen über der Hauptthür des von ihm wiederaufgebauten Herrenhauses begegneten. Ein anderes, sehr groß und reich

geſchmückt, zeigt in ovalen Rahmen die Oelbilder der Eltern desſelben, des kurbrandenburgiſchen Oberſten Auguſt v. Bismarck und deſſen dritter Frau, Friederike, Sophie, geborene v. Möllendorf, von denen erſterer, in ſeinen jungen Jahren Offizier unter Bernhard von Weimar, im Jahre 1670 geſtorben iſt. Nicht weit davon erinnert eine einfache Gedenktafel an die Mutter des Reichkanzlers, und ſchrägüber von dieſem Memento hängt ein Oelgemälde, welches einen der letzten Pfarrer dieſer Kirche darſtellt.

An der ſchmalen Weſtſeite der letzteren, dem Altar gegenüber, befindet ſich eine ſtattliche Orgel, die vor Kurzem durch freiwillige Beiträge der Ortsangehörigen — es kamen gegen tauſend Thaler zuſammen — wieder in guten Stand geſetzt worden iſt. An der Brüſtung vor ihr lieſt man die Namen der in den letzten Kriegen Preußens für das Vaterland gefallenen Schönhauſener, unter denen wir auch einem Oheime des Fürſten begegnen, der als Huſarenoffizier in der Schlacht bei Leipzig tödtlich verwundet wurde. Unten in der Ecke rechts vom Eingange zu der verfallenen Treppe, die in den Thurm hinaufführt, liegt, durch eine Thür mit großem Schloſſe abgeſperrt, die Familiengruft der Bismarcks. Herr Kohnert erzählte mir hier: „Die Bauern von Schönhauſen ſahen ſich genöthigt, auf einen neuen Kirchhof Bedacht zu nehmen, und wählten dazu einen Platz, der die hohe Wurth heißt. Man ſchrieb an den Fürſten, um anzufragen, ob er dort ein Erbbegräbniß haben wolle. Er antwortete freundlich mit ſchönem Dank für die Berückſichtigung, die Stelle hätte ohne Zweifel ihre Vorzüge, ſie wäre ihm aber zu windig“.

Begeben wir uns nun von Schönhauſen über Wittenberge nach einer von dem Fürſten in ſpäterer Zeit erworbenen Beſitzung, dem mächtigen Complex von Waldgrundſtücken im Lauenburgiſchen, welcher in dem Oertchen Friedrichsruhe ſeinen Mittelpunkt hat. Er beſteht in dem ſogenannten Sachſenwalde, einem großen Forſte, der eine Fläche von ungefähr achttauſend Hektaren bedeckt und, bei Reinbek, etwa zwei Meilen öſtlich von Hamburg, beginnend und ſich bis Schwarzenbeck fortziehend, mit einem Arme bis an das Ufer der Elbe hinabreicht und ſeiner ganzen Länge nach von der Berlin-Hamburger Eiſenbahn durchſchnitten wird. Dieſer Beſitz war urſprünglich Domäne und wurde bald nach Beendigung des Krieges mit Frankreich vom Kaiſer in ſeiner Eigenſchaft als Herzog von Lauenburg dem Reichskanzler zum Zeichen der Anerkennung ſeiner Verdienſte überwieſen. Feldbeſitz von Bedeutung war damals nicht damit verbunden, auch gab es zu dieſer Zeit hier kein Schloß oder Herrenhaus. Neuerdings hat der Fürſt die an den weſtlichen Saum des Waldes grenzenden kleinen Güter Silk und Schönau dazugekauft, zu welchem letzteren ein Wirthſchaftshof gehört, von deſſen geräumiger und elegant eingerichteter Inſpectorwohnung man einen Theil der Gutsfelder und des Sachſenwaldes überblickt. Der Viehſtand iſt hier erheblich geringer als in Schönhauſen. Wenn ich mich recht erinnere, ſprach die freundliche Frau Inſpectorin zu Schönau, die meinen Führer und mich in Abweſenheit ihres Mannes durch Haus und Ställe begleitete, von fünfzig Stück Rindvieh. Auch der Boden iſt hier nicht ſo gut als der zum Stammhauſe des Kanzlers gehörige. Herrlich dagegen iſt der Wald, in deſſen Mitte in einem länglichen Thalkeſſel am Flüßchen Aue das Oertchen Friedrichsruhe ſich hinzieht.

Letzteres ist neueren Ursprungs und besteht in der Hauptsache aus einem Stationsgebäude der Eisenbahn, einem kleinen Posthause, der netten Wohnung des Oberförsters, in welcher der Fürst bis 1878 abstieg, wenn er sich hier einige Tage aufhielt, einer Mühle, einem Gasthause, fünf oder sechs hübsch im Grünen gelegenen Villen, in welchen wohlhabende Hamburger ihre Sommerfrische abhalten, endlich aus dem Schlößchen des Reichskanzlers, welches, ursprünglich ein Logirhaus, „Frascati" genannt, vor drei oder vier Jahren von ihm angekauft und nach seinen Bedürfnissen umgebaut worden ist. Der ganze weit zerstreute Ort hat circa anderthalbhundert Einwohner. Diese Bevölkerung setzt sich hauptsächlich aus Forst-, Eisenbahn- und Postbeamten, unter denen der Oberförster, dem zugleich die Geschäfte eines Gemeindebevollmächtigten des Fürsten für die Herrschaft Schwarzenbeck, eines Standesbeamten und eines Ortsvorstandes obliegen, der vornehmste ist, dann aus den eben erwähnten wohlhabenden Privatleuten, dem Gastwirth, dem Müller und drei Handwerkern, einem Schmied, einem Schneider und einem Wollspinner zusammen, wozu noch einige Tagelöhner und Knechte kommen. Ackerbau wird nur in geringem Umfange betrieben. Eine Kirche ist nicht vorhanden.

Da die Verhältnisse hier einfach lagen, und keine Erinnerungen von Bedeutung aufzusuchen waren, auch die Zeit drängte — sonst hätte ich gern noch mehr von dem herrlichen Walde gesehen — so war mein Besuch hier nur ein kurzer. Er genügte indeß, mich über den Charakter des Ganzen zu orientiren und mich in Oberförster Lange, an den ich vom Fürsten empfohlen war, einen liebenswürdigen und wohlunterrichteten Mann kennen lernen zu lassen. Ich besah mit ihm zunächst das Haus, mit dessen Einrichtung für den Kanzler man noch beschäftigt war, und in welchem dieser, da von hier aus Berlin

leichter zu erreichen iſt, ſpäter vermuthlich länger ſeinen Aufenthalt für Urlaubszeiten nehmen wird. Dasſelbe iſt ein ſchon auf der Eiſenbahnſtation ziemlich in die Augen fallendes Gebäude mit einem Anflug von Schweizerſtil, das in ſeinen drei Stockwerken reichlich Raum für einen vornehmen Haushalt, aber weder hohe noch geräumige Säle noch andere Einrichtungen hat, die den Eindruck beſonderer Eleganz machen. Mehr ſchien der Fürſt auf die Umgebung des Hauſes verwenden zu wollen. Hinter der Terraſſe neben letzterem, die bei meiner Anweſenheit in der Vollendung begriffen war, bahnte man durch die dort ſtehenden Gruppen hochſtämmiger Buchen und Fichten geſchlängelte Wege nach verſchiedenen Punkten über der Aue, die eine anmuthige Ausſicht auf den Lauf dieſes vielgewundenen Gewäſſers darbieten. Andere Arbeiter waren mit Schaufeln und Schubkarren beſchäftigt, den Gang des Baches maleriſcher zu geſtalten und den Teich bei der Mühle, wo er ſich ſammelt, zu ſchlämmen. Alle Neubauten wurden mit ſchönen rothen Backſteinen ausgeführt, die man ſelbſt erzeugte.

Später zeigte mir Herr Lange, indem er Pachter Peters ſeine Braunen anſpannen ließ, eine gute Strecke des ſeiner Obhut und Bewirthſchaftung befohlenen Waldes. Der Weg führte uns dabei zunächſt unmittelbar hinter und dann wohl eine Viertelmeile ſeitwärts von dem Orte an prachtvollen Buchenbeſtänden mit Stämmen gerad und ſtark wie Tempelſäulen hin, wie man ſie ſo ſchön hier oben wohl nur noch im öſtlichen Holſtein zu ſehen bekommt. Weniger imponirten die Eichen, die uns bei der Fahrt zur Linken blieben, weshalb ſie der Oberförſter — beiläufig ein Rheinländer, der vor ſeinem Eintritt in die Dienſte des Fürſten die wildreichen Staatsforſten bei Zehdenick verwaltet hatte — allmählig durch Buchen zu verdrängen gedachte. An Holz wurde bei den damaligen gedrückten Preiſen

verhältnißmäßig wenig verkauft. Etwas davon consumirte die große Pulverfabrik, welche ein Würtemberger an einer dicht an der Elbe gelegenen Stelle der hiesigen Bismarckschen Besitzungen angelegt hatte, und welche vortreffliche Geschäfte machen sollte.

„Wenn sich die Holzpreise für den Verkäufer besser gestalten", äußerte mein Begleiter, „so getraue ich mir ohne Schaden für den Forst jährlich aus diesen Wäldern Holz im Bruttowerthe von hunderttausend Mark heraus zu schlagen".

Ich weiß nicht, was für einen Nettowerth das ergiebt. Aus guter Quelle aber schöpfe ich die Behauptung, daß die 1872 in der Presse aufgetauchte und dann viel verbreitete Behauptung, die Lauenburgische Dotation gewähre dem Kanzler einen Jahresertrag von vierzigtausend Thalern, der beim Ablaufe der Pachterträge auf das Dreifache gebracht werden könne, eine starke Ueberschätzung war. Die Wahrheit ist, daß die dem Reichskanzler damals überwiesenen Domänen des Amtes Schwarzenbeck zu dieser Zeit 34,016 Thaler das Jahr eintrugen, eine Summe, welche 3500 Thaler Pacht für die Jagden und über zweitausend Thaler Pacht für Zwangs- und Bannrechte einschloß. Die zuletzt genannte Einnahme ist seitdem weggefallen. Dagegen ist die dem Pulvermüller auferlegte Pacht hinzugekommen. So wird der Jahresertrag der Lauenburgischen Besitzung des Fürsten gegenwärtig die Summe von hunderttausend Mark kaum sehr erheblich übersteigen. Ich erwähne das, weil nicht oft genug hervorgehoben werden kann, daß man den Kanzler vielfach wie für gesünder und mächtiger, so auch für reicher hält, als er in Wirklichkeit ist.

Der weitere Weg führte uns bei einer einsamen Wassermühle aus dem Walde heraus und nach dem hochgelegnen Schönau, von wo wir auf einer andern Straße, die klare, wasser- und forellenreiche Bille überschreitend, wieder durch

herrlichen Buchenforſt nach der gaſtlichen Oberförſterei von Friedrichsruhe zurückkehrten.

Ich bemerke noch, daß der Sachſenwald in einigen ſeiner Reviere auch aus Nadelholz und zwar aus Kiefern beſteht, und daß er einige Torfmoore einſchließt, die indeß nicht von Bedeutung ſind. Endlich mag erwähnt werden, daß er außer dem Oberförſter noch ſieben Förſter zu Pflegern und Hütern hat, und daß die Jagd in ihm noch auf mehrere Jahre am Hamburger Liebhaber verpachtet iſt.

Sollte das letztgenannte Verhältniß dem lebhaften Waidmannsgemüthe Herrn Langes nicht gefallen, ſo tröſtet ihn wohl einmal eine fröhliche Jagd mit den Söhnen des Fürſten in dem Theile des Waldes, den man ſich reſervirt und in einen Wildpark verwandelt hat. Derſelbe ſtreckt ſich bei Daſſendorf, im Süden der Herrſchaft, ſeitwärts von der Straße zwiſchen Bergedorf und Schwarzenbeck hin, und es werden in ihm außer Damhirſchen und Sauen auch ſtattliche Exemplare des vornehmeren Edelwildes gehegt.

Zum Schluſſe ſei noch zweier anderer Güter kurz gedacht, von denen das eine zuerſt, das andere zuletzt in den Beſitz Bismarcks gelangte. Ich meine Kniephof, welches der Tummelplatz ſeiner wilden Uebergangsperiode vom Jünglinge zum Manne mit ihren hundert tollen Streichen war, und Reinfeld, welches in Johanna v. Putkamer ſeine Lebensgefährtin aufwachſen und am 28. Juli 1847 mit ihm die Ringe wechſeln und Hochzeit halten ſah. Beide Güter liegen in der Provinz Pommern, das erſtgenannte etwa ſieben Kilometer öſtlich von Naugard in anmuthiger Gegend mit Wald und Wieſen, nicht

fern vom Flüßchen Zampel, das andere dicht am linken Ufer der Stolpe, nicht weit von da, wo sie sich in die Ostsee ergießt, und ebenfalls in freundlicher Landschaft.

In Kniephof verlebte der Reichskanzler als Kind, da seine Eltern schon 1816 von Schönhausen hierher übersiedelten, den größten Theil seiner ersten sechs Jahre, und hier zog er, nachdem ihm sein Vater 1838 diese Besitzung abgetreten, in seinem dreiundzwanzigsten Lebensjahre als selbständiger Hausherr ein. Das alte Fachwerkhaus neben dem schönen Garten von Kniephof hat, seit letzteres in das Eigenthum eines Neffen des Fürsten übergegangen ist, einem stattlicheren Baue Raum machen müssen. Als es noch stand, wußte es allerhand Wunderdinge zu erzählen, die, von der Mythe weiter ausgebildet, die Edelhöfe und Dörfer zehn Meilen weit in der Runde mit dem Rufe des „tollen Junkers", der hier hauste, erfüllten. Schaudernd hörten junge Fräulein und deren Mütter und Tanten, kopfschüttelnd und ein schreckliches Ende weissagend deren Väter und Onkel von wüsten Gelagen, bei denen Fluthen von Champagner und Porter vertilgt worden, von Ritten, als ob der wilde Jäger daherkäme, von Pistolenschüssen, mit denen mitten in der Nacht die Gäste des Hauses geweckt wurden, von kecker Verspottung des Herkommens durch allerlei Unfug und Uebermuth. Das Vieles hiervon Wahrheit, konnte das alte Haus bezeugen, daß Manches wenigstens zur Hälfte Dichtung der Nachbarn, konnte es ebenfalls darthun, und das Unheil, welches gesetzte Leute aus dem Unfuge prophezeiten, ist gleichermaßen Phantasie geblieben. Der gährende Most setzte und klärte sich trotz seines Brausens zu seiner Zeit wie in andern Fällen, und was daraus geworden ist, weiß die Welt.

Wenn in jenen Tagen voll Sturm und Drang es einmal

hieß, er geht nach Indien, ſo war dabei das Körnchen Wahrheit, daß der Junker von „Kneiphof“ — ſo hatte der Witz guter Freunde oder verdrießlicher Zuſchauer dieſes Treibens den Schauplatz desſelben getauft — ſich einmal mit dem Gedanken trug, auszuwandern. Aber das Ziel, das ihm dabei vorſchwebte, war nicht das Land am Ganges und Himalaya, ſondern ein beliebiger Punkt in dem polniſchen Urwäldern, wo er ein Farmer- und Jägerleben zu beginnen gedachte.

Wenn man ihm allerhand Dinge, welche hergebrachte Manier und Routine auf den Kopf ſtellten, nachſagte, ſo mögen Geſchichten wie die folgende Junge bekommen haben.

Einſt hatte der Junker von Kniephof einen Huſarenleutnant bei ſich, der im Begriffe ſtand, einen Onkel in der Nachbarſchaft zu beſuchen, welcher viel auf Etiquette und wohlabgezirkelte Sitte hielt, und bei dem ſich Gäſte ähnlicher Art und Meinung zu einer großen Feſtlichkeit verſammelten. Bismarck beredete in der Nacht vorher den Leutnant zu ſcharfem Zechen und brachte ihm auf dieſem Wege ſo viel gute Getränke bei, daß er beträchtlich mehr als genug hatte. Dann ließ er am Morgen einen Wagen ohne Federn anſpannen, auf dem er mit ſeinem Gaſte nach dem Schloſſe jenes Onkels fuhr. Die Wege waren nicht gut, der Regen der vorhergegangnen Tage hatte ſie aufgeweicht und in Kothlachen verwandelt, ſo daß die beiden jungen Herren übel beſpritzt ankamen, der Leutnant aber noch außerdem in ſeekranker Verfaſſung. Die Geſellſchaft, die ſie dort verſammelt fanden, an die vierzig Perſonen, die Damen in großer Toilette, die Herren in Frack und weißer Binde, ſah ſie mit Blicken, die halb Staunen, halb Grauſen waren, ins Zimmer treten, und der Huſar wurde bald nachher unſichtbar. Bismarck aber ſetzte ſich trotz des Abſcheus, den die guten Leute

ſichtlich vor ihm empfanden, heiter und gelaſſen mit ihnen zu Tiſch und that, als ob an ihm nichts auszuſetzen. Man ſagte dann, es wäre doch merkwürdig, daß er gar keine Ahnung gehabt habe, wie unangenehm er aufgefallen ſei.

Dieſe Anekdote iſt gut verbürgt. Dagegen war es wieder die Mythe, die ſich im October des Jahres 1877 auf einer hinterpommerſchen Bahnſtation in Geſtalt eines derben naiven Landmanns zu mir ins Coupé ſetzte und unter verſchiedenen andern hübſchen Hiſtorien auch die erzählte, daß Bismarck in Kniephof ein altes gebrechliches, windſchiefes Gebäude, ſtatt es abtragen zu laſſen, mit einer Kanone zuſammengeſchoſſen habe. Woher er nur die dazu nothwendige Kanone bekommen haben mag? fragt der geneigte Leſer. Ich antwortete mit der Gegenfrage, ob mein wackerer Bauer nicht am Ende läuten, aber nicht anſchlagen gehört, ob die aus ihm redende Volksſage nicht im dunkeln Drange ihres Schaffens den Miniſter Bismarck mit dem Junker Bismarck verwechſelt hat. Wir alle wohnten mit dieſem einſt in einem alten, gebrechlichen, windſchiefen Hauſe — Zum deutſchen Bunde genannt — und das hat er allerdings, da es ſich nicht abtragen ließ, nothgedrungen mit Kanonen zuſammengeſchoſſen, mit den Kanonen von Königgrätz.

Schließlich ſei darauf hingewieſen, daß Kniephof im Leben des Reichskanzlers keineswegs blos Kneiphof geweſen iſt. Es hatte im Entwickelungsgange desſelben auch etwas Anderes zu bedeuten. Zwiſchen Stunden und Tagen voll Hitz und Hatz, voll Saus und Braus gab es hier auch Wochen ernſten Studirens für ihn, das ſich namentlich über das Gebiet der Geſchichte, aber auch auf philoſophiſche Werke erſtreckte, wie er ſich denn hier eine Zeit lang mit keinem Geringeren als mit Spinoza beſchäftigt hat. Mit dem Beſuche, den er bekam, dis-

cutirte er politiſche Fragen, oft bis tief in die Nacht hinein, und zwar vertrat er dabei — 1848 hatte noch nicht ſeine Schatten geworfen — ziemlich freiſinnige Anſchauungen. Der „tolle Junker“ war eine Zeit lang Kreisdeputirter, dann Abgeordneter im pommerſchen Provinziallandtage, und zuletzt hätte er ſich ſogar zum Landrath wählen laſſen können, da ernſte und kluge Leute trotz alledem und alledem von ſeinem Weſen Gutes erwarteten, wenn auch ſchwerlich jemand ſeine ungeheure Zukunft ahnte.

Inhalt.

Seite

Erſter Abſchnitt.

Amerikaniſche Wanderungen und Verwandelungen 1

Zweiter Abſchnitt.

In den Kreiſen der Gothaner 49

Dritter Abſchnitt.

Im ſchleswig-holſteiniſchen Kriege und unter den Auguſtenburgiſchen . 72

Vierter Abſchnitt.

Die Kriegswochen von 1866 in Leipzig 162

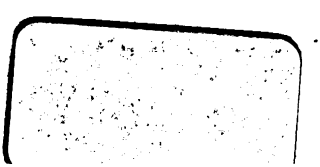
Fünfter Abſchnitt.

Wilhelmsſtraße Sechsundſiebzig 312

Sechster Abſchnitt.

Bismarck in Varzin 344

Siebenter Abſchnitt.

Im Stammhauſe des Reichskanzlers 385

Druck von Carl Marquart in Leipzig.